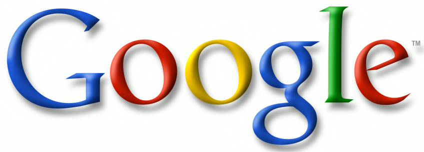


P





C. F. Brämers

Gründliche Untersuchung von dem wahren Begriffe der Dichtkunst.



Danzig,
Gedruckt und verlegt von Thomas Johann Schreiber.
1744.

30 258-013

Ihro Magnificenz
Dem
Hochedlen, Gestrengen, Vester
und Hochweisen Herrn,
Herrn
Joachim Jacob
Schrader,
Hochverdienten Bürgermeister
dieser Stadt,
und
Administratori der Halbinsel und
Stadt Hela rc.

Meinem hohen Gönner.

Hochedler Herr,

Hoher Gönner!



ch nehme mir hiemit die Frey-heit, Ew. Hochedl. Magnificenz hohen Namen diesen Blättern vorzusetzen, um dadurch theils dem Werke einen Glanz zu ertheilen, der ihm mangelt, und theils mein ehrerbietiges und dankbegieriges Herze gegen Dieselben einigermaassen an den Tag zu legen.

Der Wehrt oder Unwehrt einer Schrift bleibt zwar unverändert, wenn es gleich die Namen der grösten und verehrungswürdigsten Personen an der Stirne trägt; und die Verdienste des erwehlten Mäcenaten können weder das Lob vergrössern, noch den Tadel vermindern, den ein Scribent in der That verdienet. Indessen muß es doch auch bey verständigen Lesern einige gute Meinung vor das Werk zuwege bringen, wenn der Urheber desselben sich nicht scheuet, einem erleuchteten Kenner, mit einer anständigen Künheit, unter die Augen zu gehen. Ew. Hochedl. Magnificenz werden mir also, nach der ihnen angebohrnen

Güte,

Güte, erlauben, mich dieses Mittels zu meinem Vortheil zu bedienen, da ich desselben vor anderen benöthiget bin. Ich schreibe von einer Kunst, die man mehrentheils verachtet, weil man sie nicht kennet. Ich handle davon auf eine Art, welche nur denen, so selber zu denken im Stande sind, d. i. sehr wenigen gefallen kan. Hiezu kommt noch die Dunkelheit meines Namens und die Schwäche, derer ich mir bewust bin. Lauter Umstände, die meinem Buche wenig Aufmerksamkeit versprechen, und denen ich kein besser Gegengewicht zu geben weiß, als wenn ich solches Ew. Hochedl. Magnificenz öffentlich zur Beurthei-

lung und zum Schuz übergebe. Niemand wird mich so leicht ungelesen verwerfen und unverhörter Sache verurtheilen, da ich meine Hofnung so hoch erheben darf, einem Gönner nicht zu misfallen, zu dem sich nur die Redlichkeit mit Vertrauen nahen darf, von dem nichts geachtet wird, als was dem menschlichen Geschlechte einen gewissen Nuzen verspricht, und dessen scharfsinnige und geübte Blicke die Fehler einer Schrift mit leichter Mühe entdecken.

Es ist sehr glücklich vor mich, daß ich eben da den grösten Vortheil antreffe, wo mich meine Pflicht hinweiset. Würde es mir

schwehr

schwehr seyn, einen Namen zu finden, der meinem Buche mehr Ehre brächte; so ist auch niemand, dem ich solches aus wichtigern Ursachen widmen könnte. Soll ich durch diese Zuschrift den fürnehmsten Richter meiner Arbeit benennen; so muß ich selbigen ohne Zweifel aus der Zahl der hochverdienten Väter dieser Stadt wehlen, unter denen Ew. Hochedl. Magnificenz eins der fürnehmsten Häupter sind. Danzig hat mich zwar nicht in seiner Schoos gebohren, aber doch erzogen und in die Zahl seiner Bürger aufgenommen. Hiedurch ist es also mein wahres Vaterland geworden, und ich müste meiner Obliegenheit zu-

wider handlen, wenn ich jemand anders Rechenschaft von meinen Bemühungen geben wolte, als deren Willen sie nunmehro unterworfen sind; ich müste meine Schuldigkeit vergessen, wenn ich jemand anders die Früchte meiner Musse zur Beurtheilung übergeben wolte, als auf deren Befehl ich selbiger geniesse. Soll aber diese Zueignungsschrift auch ein Denkmahl meiner Verehrung und Erkenntlichkeit abgeben; so muß selbige nothwendig an Ew. HochEdl. Magnificenz gerichtet seyn. Es haben mich Dieselben nicht nur, nebst den übrigen hohen Gliedern der Schraderischen und Schmiedischen Häuser, einer

ganz

ganz nahen Verbindung nicht unwürdig geachtet, sondern auch noch insbesondere mit so vielen Wolthaten und Gnadenbezeugungen überhäuft, daß ich den Namen eines undankbaren unmöglich vermeiden könnte, wenn ich solches auch nur aus dem Gedächtnis, geschweige aus dem Herzen verliehren solte, und wenn ich mich jemand anders mehr verbunden erkennete, ein öffentliches Zeugnis meiner Dankbarkeit abzulegen.

Ich könnte noch die allgemeine Verehrung Ew. Hochedl. Magnificenz als einen Bewegungsgrund angeben. Ich könnte der

beson-

besonderen Verdienste gedenken, wodurch Dieselbe sich noch mehr, als durch Geburth und Stand unterscheiden, und wodurch Dieselbe so vielen tausenden ein Vorwurf der Bewunderung werden: und es würde mir eine warhafte Freude seyn, von dem durchdringenden Verstande, von der weitläuftigen Erfahrung und tiefen Einsicht in Staatssachen, von der Gerechtigkeit, Leutseeligkeit, Großmuth und den übrigen hohen Eigenschaften zu reden, welche Dieselben zu einem Muster einer weisen und christlichen Obrigkeit machen. Ich erinnere mich aber der Bescheidenheit, nach welcher Dieselben alle Lobeserhebungen fliehen;

und ich bin auch gar zu wohl ver-
sichert, daß theils meine Kräfte
nicht zureichen, und theils diese
Schrift ein allzu kleines Feld sey,
solches nach Verdienst ins Werk
zu stellen.

Ich will also nur den Himmel
anflehen, daß er uns noch lange
das Glück gönnen wolle, diese Ei-
genschaften und Vollkommenhei-
ten zu bewundern, und der Vor-
theile zu geniessen, so uns selbige
verschaffen. Der Höchste breite
seine Gnadenflügel über Ew.
Hochedl. Magnificenz und De-
ro vollkommene Gemahlin aus.
Er erhalte Dieselben Beyderseits
biß ins spätste Alter. Er verleihe

Denen-

Denenselben nicht nur alle irrdische Glückseeligkeiten im reichsten Maas; er mache selbige auch dauerhaft und beständig.

Vor mich wird es das gröste Vergnügen seyn, die Erfüllung dieser aufrichtigen Wünsche zu sehen, und mich lebenslang mit tiefster Ehrerbietung zu nennen

Hochedler Herr,

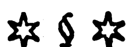
Hoher Gönner,

Ew. Hochedl. Magnificenz

Danzig,
den 21 Februar. 1744.

unterthäniger und gehorsamster Diener,

Carl Friedrich Brämer.

Vorrede.

Geneigter Leser!

Ich liefere dir hiemit eine kleine Schrift, darinn ich zwar hauptsächlich bemühet bin, den wahren Begrif der Poesie zu untersuchen, hiebey aber zugleich die Absicht habe, durch diese geringe Probe die Nothwendigkeit und Möglichkeit einer wichtigen Verbesserung aller philologischen Wissenschaften zu zeigen.

Es ist fast keine Sache, worauf die alten Griechen und Römer mehr Fleiß gewandt haben, als auf die Künste der Rede. Sie haben uns auch in der That sowohl untadeliche Regeln, als fürtrefliche Muster hinterlassen. In neueren Zeiten hat es auch nicht an Gelehrten gemangelt, so ihre Bemühungen auf dieses Theil der Gelehrsamkeit gelenket. So viele theoretische und praktische Schriften von dieser Art, und insonderheit so viele critische, philosophische, und

und demonstrativische Rhetoriken, Poetiken, Homiletiken u. s. w. können solches zur Genüge beweisen. Bey diesem allen ist es nicht zu läugnen, daß diese Disciplinen noch einer grossen Verbesserung fähig sind, und noch lange nicht die vermeinte Vollkommenheit erlanget haben. Es sind nicht nur viele Lehren ganz unberührt geblieben, die doch unentbehrlich sind; auch in den bekanntesten Materien ist fast nichts deutlich erklärt und gründlich bewiesen; und es herrschet noch allenthalben eine solche Ungewißheit, daß man kaum einen einzigen Schrit mit Sicherheit zu thun im Stande ist.

Niemand denke, daß ich hiemit den Ruhm so vieler grossen und um die Wolredenheit höchstverdienter Männer zu schwächen, und mich auf die niederträchtigste Art, ich meine durch den Tadel anderer, zu erheben gedenke. Ein Mensch von mäßiger Länge, der auf den Schultern eines Riesen stehet, kan ohnfehlbar weiter sehen, als der Riese selbst. Würde er aber nicht thöricht seyn,

wenn

wenn er sich deswegen in den Sinn kommen liesse, seine Grösse mit des anderen Höhe zu vergleichen? Würden wir also wohl klüger handlen, wenn wir unsere Vorgänger verachten wolten, weil wir durch ihre Hülfe weiter zu gehen im Stande sind? Zudem so ist der Mangel und die Ungewisheit, die wir in ihren Schriften finden, nicht sowohl ihnen, als der Beschaffenheit der Sache selber zuzuschreiben. So unmöglich es ist, Sittenlehre, Naturrecht, Politik u.s.f. ohne die metaphysischen Gründe systematisch und gründlich abzuhandlen; eben so unmöglich ist es auch, die Rhetorik und Dichtkunst auf feste Gründe zu sezen, bevor wir von der Vorstellung durch Zeichen, von der Sprache überhaupt, und von so vielen andern Materien untrügliche Erfahrungen, Begriffe und Säze haben. Von allen diesen Wissenschaften aber wissen wir fast nichts, als daß sie noch fehlen; und weil selbige die Philosophie und insonderheit die Grundlehre und Psychologie zum Grunde sezen, so können sie auch nicht ehe gehörig abgehandelt werden, biß uns diese

fruchtbahre Begriffe und Gründe in allen Fällen darbiethen. Wer darf sich also wundern, daß in der Philologie das mehreste noch in der dunkeln Tieffe verborgen liegt? Wer darf sich wundern, daß die schon bekannten Länder nicht nur aus lauter Inseln bestehen und nicht zusammen hangen,, sondern auch mit einem so dicken Nebel bedecket sind, daß man weder die Beschaffenheit noch die Grenzen derselben genau zu unterscheiden weiß?

Nunmehro aber ist es, meinem Bedünken nach, Zeit, an eine Verbesserung zu gedenken. Cartesius, Leibniz, Wolf haben die Philosophie in einen ganz andern Stand gesezet, und sie sowohl zum gemeinen Leben, als zum Gebrauch aller übrigen Disciplinen bequem gemacht. Die Erkenntnis von den Dingen überhaupt, und von unserer Seele insbesondere, ist so erweitert und befestiget, daß es uns nicht mehr unmöglich fallen wird, auch die Philologie in bessere Umstände zu sezen, und gründlicher und ausführlicher abzuhandlen. Zwar

werden viele solches vor unnöthig halten. Und ich wolte es selber wiederrathen, wenn die viele Mühe und Arbeit, so es erfodert, nicht eine reiche Erndte ungemeiner Vortheile verspräche. So aber ist hieran nicht zu zweifeln.

Die philologischen Wissenschaften sollen uns lehren, Vernunft und Tugend unter den Menschen durch die Sprache fortpflanzen. Also ist gewis viel daran gelegen, ob das Mittel zu einem so fürtreflichen Zweck geschickt oder untüchtig sey. Es ist aber freylich untüchtig, so lange die Regeln noch mangelhaft und ungewis sind. Ohne Regeln läßt sich gar keine Absicht mit Sicherheit erreichen, und so lange wir noch keine gewisse und bestimmte Regeln haben, sind wir denen zu vergleichen, die in unterirrdischen Hölen wandlen und im Finstern tappen. Die Erfahrung zeigt dieses leyder zur Genüge. Denn woher kommts, daß wir so viele ungeschickte und elende Schriften, Reden und Predigten sehen und hören? Woher kommts, daß die Urtheile der Menschen in diesem

Stücke so sehr verschieden und streitig sind, daß oft die gemeinsten Sachen biß in den Himmel erhoben, und die besten Stücke verachtet werden, daß Lehrer, Redner und Prediger, im Absehen auf die Art ihres Vortrags, so sehr getheilet sind, daß endlich über hundert andere Sachen so viele langwierige und verhaßte Federkriege geführet werden? Woher kommt es anders, als weil hier bestimmte Begriffe und untrügliche Regeln fehlen, wonach man sowohl seine eigene Ausübung, als die Beurtheilung fremder Schriften einrichten kan? Ist es also nicht zu wünschen, daß an eine Verbesserung gedacht, und die unschäzbahre Gabe des Himmels, die Rede, mit besserem Erfolg und weniger Wiederspruch, zur Glückseeligkeit des menschlichen Geschlechts angewandt werde?

So möglich und nüzlich es aber ist, die Philologie auf festere Gründe zu sezen; so viele Schwierigkeiten werden diejenige antreffen, so sich zuerst an diese Arbeit machen werden. Bey der grösten Unwissenheit herrschet auch gemeinig-

meiniglich die gröste Einbildung; und es gehöret viel Vernunft dazu, um sich wiederlegen zu lassen. Wie angenehm und willkommen denkt man also den mehresten zu seyn, wenn man sich ihnen zeigen wird, um den Ungrund und die Ungereimtheit ihrer Begriffe und Meinungen aufzudecken? Und wie viel Wiederstand kan man sich insonderheit aus dem Reiche der Critik vermuthen? Die Critik soll nemlich alle Arten von Schriften nach den Regeln beurtheilen. Nun hat man niemahls mehr Grund, behutsam im Urtheilen zu verfahren, als wenn solches die Arbeiten anderer betrift. Denn sonst ist man nicht nur in Gefahr selber zu fehlen, und andere zu Irrthümer zu verleiten, sondern man kan auch ungerecht handlen und die Ehre des Nächsten kränken. Wer also vernünftig critisiren wolte, müste nur in den wenigen Fällen sein Urtheil sprechen, wo er ausgemachte und gründlich-bewiesene Regeln angeben kan; und wolte er ja auch in anderen Fällen seine Meinung an den Tag legen, so müste er dabey das gewisse vom

ungewissen sorgfältig unterscheiden, und im übrigen niemahls von der Sache auf die Person fallen. Und auf diese Art würde die Critik nicht nur zur Aufnahme der Wissenschaft dienen, sondern auch einen Sporn zu vielem guten abgeben. Man bleibt aber selten in diesen engen Schranken. Man will ein allgemeiner Richter seyn, vor dessen Gerichtbarkeit alle Sachen gehören. Man spricht über alles mit der grösten Verwegenheit sein Urtheil. Man giebt entweder gar keine Regeln an, oder wo man noch welche anführt, so sucht man sie fast nicht anders zu bestärken, als durch Beschimpfung aller derer, die anders denken. Ja man begnüget sich nicht daran, daß man mit den Arbeiten und Schriften anderer so unverantwortlich umgehet; man greift auch die Personen selber an, und unter dem Titel recht geistvoller critischer Schriften verkauft man warhafte Schmähschriften. Diese verwegene und lieblose Art zu critisiren meine ich; diese sehe ich als den grösten Feind der vorzunehmenden Verbesserung an; weil sie sich in ein

unge-

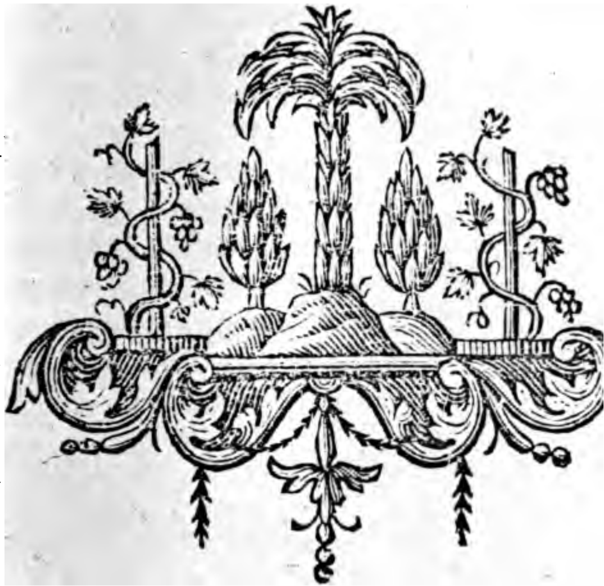
ungemeines Ansehen gesezet hat, aber in Gefahr steht, dasselbe zu verliehren, so bald man die Leute gewöhnt, Grund zu fodern.

Allen diesen vermuthlichen Schwierigkeiten und Hinderungen kan man, meinem Bedünken nach, nicht besser entgegen gehen, als wenn man zuförderst die Menschen vorzubereiten, und durch kleine Proben von dem schlechten Zustande, von dem Mangel, von der Ungewißheit der philologischen Wissenschaften zu überzeugen suchet. So ungern man Arzneymittel brauchet, so ist man doch dazu bereit, so bald man die Nothwendigkeit davon einzusehen und seine Krankheit zu fühlen anfängt.

In diesen wenigen Gedanken, geneigter Leser, hast du den Grund, warum ich schreibe, warum ich diese Materie gewehlet, und warum ich sie auf diese Art abgehandelt habe. Du kanst nunmehro über diese geringe Arbeit urtheilen. Habe ich meine gute Absicht einigermassen erreicht, und finde ich

ken

bey Klugen Beyfall; so wird es
angenehm seyn. Habe ich auch in
gen Stücken gefehlet, werde ich f
vernünftige Erinnerung verwer
Denn ich habe mir noch niemahls
gebildet, weniger menschlich zu se
wie andere; und ich weiß, daß n
auf einem ungebahnten Wege am l
testen straucheln könne.





Einleitung.

§. 1.



Da unser Zweck ist, eine gründliche Untersuchung anzustellen, um einen tüchtigen Begrif von der Dichtkunst zu erlangen: so finden wir vor gut, mit wenigem vom Begrif dieser Art Disciplinen überhaupt zu handlen; damit wir so wohl selber diese Untersuchung mit mehr Ordnung und Sicherheit anstellen, als auch unsere Leser in den Stand setzen mögen, desto besser davon zu urtheilen. So oft von einer **Disciplin** geredet wird, so versteht man dadurch einen Zusammenhang oder Inbegrif gewisser Warheiten.

Man nimmt sie aber entweder *subjective*, oder *objective* d. i. man betrachtet sie entweder wie sie im Menschen angetroffen wird, oder wie sie ausser uns vorhanden ist, und einen Gegenstand unseres Erkentnisses abgiebt.

§. 2

Eine Disciplin im ersten Verstande besteht allezeit in der Erkentnis gewisser Sachen: und dieses Erkentnis ist die Vorstellung, so sich der Verstand davon macht. Hiebey ist nun, wie ein jeder leicht siehet, nichts zu unterscheiden, als das Objeckt oder die vorgestellte Sache, und die Art der Vorstellung. Da sich also Disciplinen von dieser Art bloß hiedurch unterscheiden können; so erhellet ohne Mühe, was man in ihrem Begriffe anzuzeigen und zu bestimmen habe. **Man muß 1) das Objeckt genugsahm bestimmen und zeigen, was vor Sachen und in wie weit sie selbige zum Vorwurf haben, und 2) die Art der Vorstellung ausdrucken und zeigen, auf was Art der Verstand dabey verfahre.** Die Wolfische Erklärung der Philosophie erläutert dieses. Das Wort Wissenschaft zeigt die Art der Erkentnis zur Genüge an; und das übrige, daß sie sich auf alle mögliche Dinge erstrecke und dabey eigentlich den Grund, warum sie seyn können, zu ihrem Vorwurffe habe, dieses determinirt das Objeckt vollkommen.

§. 3

Was wir erkennen und uns vorstellen, können wir auch durch Worte ausdrucken. Wenn man nun ein solch Erkentnis, eine solche Disciplin, wovon wir geredet haben, durch Worte ausdruckt, um sie auch andern mitzutheilen; so giebt dieses die andere Art Disciplinen ab, welche ausser uns sind, und mehrentheils in Büchern angetroffen werden. In der Erklärung dieser Art Disciplinen ist, über das vorige, nichts enthalten, als der Ausdruck: wie aus ihrem Begriffe gleich erhellet. Da nun eine jede Disciplin auf beyderley Art kan betrachtet werden; so **ist sie allezeit *objective* der Vortrag oder die Lehre von dem, wovon sie *subjective* das Erkentnis ist.** So ist z. E. die Philosophie, in diesem Verstande, nichts anders als der Vortrag einer demonstrativischen Erkentnis von allen möglichen Dingen und dem Grunde ihrer Möglichkeit.

§. 4.

Da nun aus Vergleichung beyder Arten erhellet, daß die leztere allezeit den gantzen Begrif behält, den eine Disciplin im ersten Verstande hat, und nur bloß den Ausdruck dazusetzet; so siehet man ohne Schwierigkeit ein, daß diese allezeit jene voraussetzet. **Wenn man demnach den rechten Begrif einer Disciplin sucht, so hat man Grund sie hiebey *subjective* zu nehmen.** Denn so *überkommt man* gleich den Hauptbegrif, wovon

der andere abhängt; und will man sie hernach im andern Verstande nehmen, so giebt sich dieses von selbsten.

§. 5.

Nun kan man die Disciplinen überhaupt in vielerley Gattungen eintheilen. Wir wollen aber alle übrige mit Stillschweigen übergehen, und nur einer einzigen Art gedenken, welche zu unserem gegenwärtigen Zwecke dienlich ist. Alles was man thut, thut man auf eine gewisse Art. Diese Art und Weise enthält nun allezeit die Regeln, wonach man etwas verrichtet: daß man also keine Handlung vornehmen kan, ohne gewisse Regeln zu beobachten. Weiter ist einem jeden bekannt, daß man sich dessen bewust ist, wenn man etwas thut, und daß man erkennen und sich vorstellen kan, auf was vor Art und Weise man solches vornimmt. Folglich giebt es dann auch Disciplinen, so gewisse Handlungen zum Objeckt haben, und die Regeln davon enthalten (§. 1. seq.) und diese wollen wir **Instrumental-Disciplinen** nennen.

§. 6.

Von dieser Gattung Disciplinen gilt nun alles, was wir von allen Disciplinen überhaupt gesagt haben. Man kan sie erstlich betrachten, insoweit sie im Verstande sind: **und in diesem Fall hat man 1) die Erkentnis, und 2) die Art der Verrichtung wohl zu bestimmen** (§. 2. 5). Man

kan

kan sie auch betrachten, insoweit sie durch Worte ausgedruckt und vorgetragen werden: **und in diesem Fall sind sie allezeit die Lehre dieses oder jenes zu thun** (§. 3. 5). Man mag sie nun aber im ersten oder anderen Verstande nehmen; so nimmt man sie **theoretisch:** denn man sieht sie nicht anders an, als ein Inbegrif von Regeln, nur mit dem Unterscheide, daß man im ersten Fall bloß auf die Vorstellung derselben in der Seele, im andern Fall aber auf den Vortrag und Ausdruck derselben gehet.

§. 7.

Nun siehet ein jeder beym ersten Anblick, daß bey allen Instrumental-Disciplinen auch eine Fertigkeit möglich sey, nach denselben Regeln zu handeln. Diese Fertigkeit behält mehrentheils denselben Nahmen, welchen die Disciplin führet. Und hier nimmt man sie **pracktisch.** Ein gemeines Exempel kan alles dieses erläutern. So kan man von der Koch-Kunst reden, und sie theoretisch nehmen, und zwar entweder vor das Erkentnis so jemand in diesem Stück besitzet, oder vor ein Buch so von dieser Sache Unterricht giebt, oder man kan sie pracktisch nehmen vor die Fertigkeit so sich jemand hierinn zu wege gebracht hat. Will man demnach alle Verwirrung vermeiden, so muß man hiebey allezeit die Theorie und die Ausübung wohl unterscheiden. Und da auch die Ausübung der Regeln allezeit die Regeln selbst voraussetzet: **so hat man jederzeit den theoreti-**

retischen Begrif einer Instrumentaldisciplin am ersten zu untersuchen.

§. 8.

Die Instrumentaldisciplinen theilen sich in vielerley Arten ein. Erstlich machen die Regeln eines jeden Handwerks, einer jeden Kunst, eine solche Disciplin aus. Und die übrigen, so nicht mit blossen Bewegungen des Leibes zu thun haben, kan man in logische, moralische, und philologische eintheilen. Unsere Absicht leidet nicht, von diesem Unterscheide weitläuftig zu handeln. Wir wollen nur mit wenigem der philologischen Wissenschaften gedenken. Diese sollen alles abhandeln, was durch Worte möglich ist, insoweit sie Mittel der Mittheilung abgeben. Nun kan dadurch mehr wie einerley Absicht erreicht werden. Ich kan durch Worte in dem anderen eben die Gedanken erregen, so ich habe. Ich kan ihn zum Beyfall bringen. Ich kan in ihm einen Entschluß erwecken u. s. w. Dieses alles sind unterschiedene Absichten, und ein Theil schreibt Regeln zu dieser, ein anderes zu jener vor. Man erkennet also leicht, daß es nicht ohne Nutzen sey, bey jedem Theil dieser Wissenschaften ihren besonderen Endzweck anzuzeigen, insonderheit wenn er nicht ohne vieles Nachsinnen aus dem übrigen kan geschlossen werden. **Hat man also Instrumentaldisciplinen zu erklären, die Theile der Philologie ausmachen, so ist, über das vorige, noch die Absicht anzuzeigen.**

§. 9.

Nun wollen wir unserem gegenwärtigen Zwekke näher treten. Es ist jedermann bekannt, daß es Schriften gebe, so man Gedichte und Poesien nennet: und ohngeachtet die Meinungen und Begriffe hievon sehr verschieden sind; so nennet ein jeder die Urheber derselben Poeten, und die Wissenschaft und den Inbegrif der Regeln die Dichtkunst. Ist nun die Verfertigung eines Gedichts eine Verrichtung oder Handlung; so ist klar, **daß die Dichtkunst zu den Instrumentaldisciplinen gehöre** (§. 5).

§. 10.

Was oben von diesen Disciplinen überhaupt ist gesagt worden, haben wir also auch hier zu beobachten, da wir den Begrif der Dichtkunst untersuchen wollen. Erstlich müssen wir sie theoretisch nehmen (§. 7), und zwar subjective, so wie sie im Verstande ist (§. 4). In diesem Fall ist überhaupt die Erkentnis, und die Art der Verrichtung wohl zu bestimmen (§. 6). Die Verrichtung ist hier die Verfertigung eines Gedichts. **Also müssen wir** 1) **die Erkentnis, und** 2) **die Verrichtung anzeigen, wodurch ein Gedicht hauptsächlich zu Stande kommt.**

§. 11.

Weiter gehöret die Dichtkunst unstreitig zur

Philologie. Denn ist diese eine Wissenschaft von allem, was durch Worte, als Mittel der Mittheilung, möglich ist; so machen alle diejenigen Disciplinen Theile derselben aus, welche die Verfertigung gewisser Schriften zum Gegenstande haben. Nun macht die Dichtkunst ihr ganzes Werk daraus, daß sie Anweisung giebt, ein gutes Gedicht zu verfertigen: wie wir gesehen haben. **Demnach ist die Dichtkunst freylich eine von den Instrumentaldisciplinen, so Theile der Philologie abgeben.**

§. 12.

Nun können wir leicht wissen, worauf wir, bey dieser Untersuchung, unser Augenmerk zu richten haben. Wir haben die Art der Erkentnis zu bestimmen; wir haben die Verrichtung anzuzeigen, wodurch ein Gedicht zu Stande kommt (§. 10). Und da die Dichtkunst ein Theil der Philologie ist (§. 11); so haben wir auch Grund ihren Endzweck anzudeuten (§. 8). **Wenn wir demnach alles zusammen nehmen: so haben wir 1) zu untersuchen, ob und was vor einen besonderen Endzweck man bey einem Gedichte haben solle: Wir müssen uns 2) bemühen, anzuzeigen, was bey Verfertigung eines Gedichtes zu diesem Ende vorgenommen wird, und das Mittel zu dieser Absicht bestimmen: Endlich ist 3) die Art der Erkentnis von beyden**

den anzuzeigen. Dieses ist es nun, was wir uns bemühen werden, gründlich zu untersuchen.

§. 13.

Nun ist es zweyerley, Sachen erklären, die bisher unbekant gewesen, und durch keine verschiedene Meinungen zweiffelhaft gemacht sind, und deutliche Begriffe von bekannten Dingen geben wollen, die der Gebrauch verschiedener Zeiten und Köpfe mehr verwirrt, als erklärt hat. Bey dem ersten Fall ist alles willkührlich, und es hindert nichts, diejenige Bedeutung einem Worte beyzulegen, so dem Zwecke gemäß ist, obgleich keiner vor uns es gethan hat. Der leztere Fall aber erfodert schon mehr Behutsamkeit und Vermeidung einer Neuerung. Denn ausser daß es niemahls erlaubt ist, das Alte zu verwerfen, weil es alt ist, wenn es sonst die Vernunft auf seiner Seiten hat; so bedenke man nur, was vor eine Mannigfaltigkeit der Begriffe, was vor Verwirrung entstehen würde, und wie sehr man dadurch den Fortgang der Wissenschaften hindern würde, wenn ein jeder ohne Noth neue Begriffe schmieden wolte. Bey Begriffen von ganzen Disciplinen hat man noch grössere Ursache, solches zu vermeiden; weil sonst unter allen, die von derselben Wissenschaft schreiben wolten, jeder eine andere ausführen würde, und doch viel daran gelegen ist, daß alle Disciplinen ihre gesezte Grenzen haben. Gegenwärtige Untersuchung gehöret nun zu dem anderen Fall. Die Dichtkunst ist uns in ihrem grauen Alter durch die

vielen verschiedenen Abbildungen, so wir von ihr haben, fast unkenntlich geworden: und unsere Bemühung geht dahin, ihre wahre Gestalt einzusehen. **Wir machen uns daher mit Grunde die Regel, so wenig wie möglich, von dem gemeinen Gebrauch und den alten Begriffen abzuweichen.**

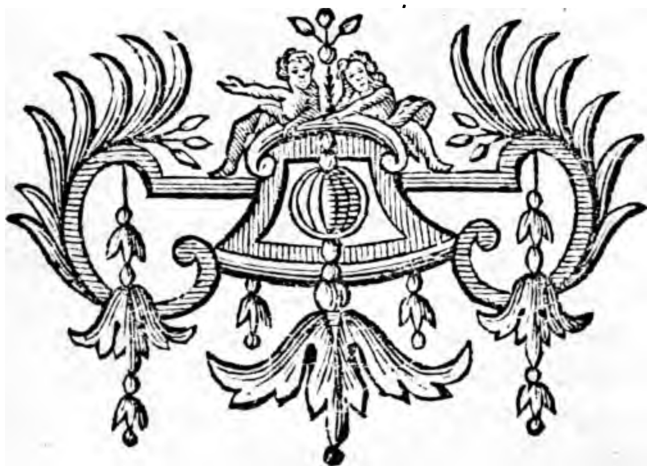
§. 14.

Wenn nun aber der lange Gebrauch einem Worte viele ganz verschiedene Bedeutungen gegeben hat, die man doch unmöglich mit einander vereinigen kan: was ist zu thun? Da die Gründlichkeit erfodert, daß ein jedes Wort seine bestimmte Bedeutung habe, und dieses, wie schon gesagt, in Erklärungen ganzer Disciplinen am allernöthigsten ist: **so muß man unter allen gegebenen Begriffen denjenigen wehlen, der den grösten Grund hat, und alle übrige fahren lassen.** Dieses haben wir also auch in gegenwärtigem Falle, bey Untersuchung der alten Begriffe wohl zu beobachten.

§. 15.

Wir sondern nach dem bisherigen, dieses Werkchen in zwey Theile ab. Der I. Abschnit soll bloß historisch seyn, und die verschiedenen Begriffe anzeigen, welche man bisher von der Poesie gehabt hat. Wir werden uns hiebey sowohl anzuführen bemühen, was wir bey den alten Griechen und Römern

mern hievon finden, als was uns die neuere Zeiten an die Hand geben. Wo theoretische Schriften von dieser Sache vorhanden sind, da werden selbige wohl die sichersten Beweißthümer abgeben. Hiernechst werden wir uns an die Gedichte der besten Poeten halten, und aus der Ausübung die Theorie und Regeln schliessen. Wo uns aber weder Gedichte noch Regeln selber aufbehalten sind, da können wir nichts mehr thun, als die Nachrichten anführen, welche von den Zeiten zu uns gekommen sind. Im II. Abschnit werden wir die besagte Untersuchung selber anstellen. Und hier werden wir zuförderst alles das abhandeln, was hiebey in einige Betrachtung kommt, und Gründe zu urtheilen und zu schliessen an die Hand giebt; damit so dann die Beurtheilung der alten Begriffe, und die anzustellende Wahl desto leichter von statten gehe.



Erster und historischer Abschnit.

I. Hauptstück

Von den verschiedenen Begriffen der Dichtkunst, so bey den Griechen im Schwange gewesen.

§. 16.

Die Dichtkunst hat dieses mit allen dergleichen Disciplinen gemein, daß sie lange ist ausgeübt worden, ehe man sich um ordentliche Begriffe von der Kunst bekümmert hat. Deswegen dörffen wir diese auch in den ersten Zeiten nicht suchen. Wir können doch aber aus dem, was die Poeten damahliger Zeiten gethan haben, einigermassen die Regeln schliessen, denen sie gefolget sind. Nun treffen wir die ersten Dichter unter rohen und wilden Menschen an, die hie und da in Wäldern herumschweiffen, von keiner Gesellschaft, von Ordnung und Gesetzen nichts wissen, denen Vernunft, Tugend, Religion unbekant sind, die den Trieb der Menschlichkeit kaum mehr fühlen, und daher wilden Thieren ähnlicher scheinen, als vernünftigen Geschöpfen. Bey diesen Creaturen war durch eine angenommene Strenge und eine trockene Vorstellung nichts auszurichten. Wie wäre derjenige verlacht worden, der sich hätte wollen anmassen, sie eines besseren zu belehren? Und wie übel hätte man einen Sittenrichter belohnt, der sie

durch ordentliche Gründe und Schlüsse hätte angreiffen wollen? Die nackte Warheit war ein gar zu scheußlich Bild für so ungezogene und verwöhnte Seelen. Die Weisesten, so das Elend dieses Zustandes einsahen, und ihrer Pflicht eine Genüge leisten wolten, dachten deswegen auf geschicktere Mittel diesen wilden Hauffen zu bändigen, und zu Menschen zu machen. Sie flohen das Ansehen eines Lehrers, und bemühten sich vor allen Dingen ihnen gefällig zu werden. Sie stellten sich, als suchten sie nur ihnen ein Vergnügen zu machen. Sie lockten sie durch ihre Harfen und Leyren an sich. Sie sungen ihnen dabey angenehme Lieder vor, und erzehlten darinn allerhand erdichtete Begebenheiten und Fabeln von Göttern und Helden, die nach und nach ihre Seele erweichten, daß sie anfiengen die Süßigkeit der Unschuld zu schmecken. Auf solche Art suchten sie diese verwilderte Gemüther unvermerkt zu unterrichten und zu lenken. Sie erreichten auch ihren Zweck, und machten, daß sie ihre Hölen und Wälder verliessen, sich in Gesellschaften zusammen begaben, und durch Gesetze verbanden, um als Menschen zu leben. Deswegen sagt man von diesen alten Poeten, daß sie durch ihr Saytenspiel wilde Bestien zähmen und Stein und Holz haben bewegen können.

Von schnöder Lebensart, von Mord und Unverstand
hat Orpheus, der Poet, die Menschen abgewant,
die wilden Thieren gleich in wüsten Wäldern tobten,
und nachmahls seine Kunst als übermenschlich lobten.

Drum sagt man sonst, daß er der Tieger Wuth gezähmt,
der Löwen Raserey zur Lindigkeit bequemt.
Amphion ebenfals soll durch die Dichtergaben,
und seiner Cither Klang ein Schloß erbauet haben;
weil auf der Sayten Thon sich Stein und Holz bewegt,
und Thebens Mauer sich freywillig angelegt.
Das war vor grauer Zeit die Weisheit jener Alten,
zu zeigen, was vor gut und strafbahr sey zu halten,
was recht und schädlich war, der Unzucht feind zu seyn,
den Beyschlaf abzuthun, den Ehstand einzuweyhn,
die Städte zu erbaun, Gesetze vorzuschreiben:
So muste Ruhm und Preiß den Dichtern eigen bleiben.

Horaz Dichtk.

Wenn wir nun alles zusammen nehmen, **so bestund die Hauptsache ihrer Kunst darinn, daß sie diejenigen, so durch gründliche und trockene Vorstellungen, zum wahren und guten nicht konten noch wolten geführet werden, durch allerhand lehrreiche und bewegliche Fabeln, auf eine angenehme Art, unvermerkt dazu brachten.**

§. 17.

Man behielte diese Kunst auch bey veränderten Umständen, nachdem sich die Menschen in gewisse Gesellschaften eingetheilet hatten. Man durfte zwar nicht mehr die dunkeln Wälder durchstreichen, und mit wilden Thieren kämpfen. Aber man traf doch in den angelegten Wohnungen und Gesellschaften der Menschen noch allezeit eine grosse Unwissenheit, eingewurzelte Vorurtheile, üble Gewohnheiten, harte Köpfe und unbändige Gemüther an. Wolte man

man also gewisse Warheiten einschärffen, Tugend und Religion beförderen, alte Vorurtheile und Gebräuche abschaffen, neue Gesetze einführen, so kam man noch allezeit besser zum Zweck durch die unsichtbahre Gewalt anmuthiger Erdichtungen, als durch offenbahren Zwang, oder magere Vernunftschlüsse. Man bediente sich also dieses Mittels vor allen andern. Mit der Zeit nahm die Zahl der Poeten zu, und die Kunst wuchse beständig, wie leicht zu denken ist. Man sung nicht allein in Städten und Dörfern kleine Lieder, wie vormahls, sondern man fieng auch nach und nach an, grössere Gedichte zu machen, gewisse Arten von Schauspiele aufzuführen, und die Poesie in etwas von der Musik zu trennen. Indessen waren solche Gedichte noch allezeit in Versen abgefaßt. Hiezu hatte ohnfehlbahr die Musik und das Singen zuerst Gelegenheit gegeben: Denn zärtliche Ohren musten bald merken, daß es angenehmer klänge, wenn die Zahl und Qvantität der Silben mit dem Zahl- und Zeitmaaß im Gesange übereinstimmte. Ob man nun gleich hernach anfieng, die Poesie auch ohne die Thonkunst zu brauchen, so blieb die gebundene Schreibart doch noch allezeit mit derselben verknüpft.

§. 18.

Da man sich nun mit der Zeit auch um den Begrif der Dichtkunst bekümmerte; so geschahe es, besagter Umstände wegen, daß viele, so nicht Unterscheidungskraft genug hatten, am äusserlichen kleben

blieben,

blieben, und **das beständige und wesentlich der Dichtkunst in der gebundenen Schreibart, und den Unterscheid der Poeten in den verschiedenen Arten von Versen setzten.** So schreibt Aristoteles im 1. Cap. seiner Poetik: „Man „unterscheidet mehrentheils die Poeten durch die blosse Verschiedenheit ihrer Verse, und nennet diese „elegiische, jene epische oder heroische Poeten, ohne „im geringsten auf die Art ihrer Nachahmung zu sehen, so daß man bereit seyn wird, jemanden den „Namen eines epischen oder heroischen Dichters beyzulegen, wenn er gleich von der Naturlehre oder „Arzneykunst in Hexametris schriebe. Indessen u.s.w. So schlich sich dieser Begrif, auf besagte Art, schon in den ersten Zeiten, bey den Griechen ein, und herrschte bey dem größten Hauffen, als welcher allezeit an der Schaale kleben bleibt.

§. 19.

Dieses Urtheil der meisten hinderte nicht, daß Kluge nicht tieffer einsahen, und mit mehrerem Rechte urtheileten, daß die gebundene Schreibart zwar was gewöhnliches, aber dabey zufälliges sey, **und das beständige und wesentliche der Poesie eigentlich darinn bestehe, daß sie durch wahrscheinliche Erdichtungen und Fabeln, auf eine angenehme und unmerkliche Art, denen Menschen gewisse Lehren beybringe, und einschärffe, die Leydenschaften und Gemüthsbewegungen reinige, und den**

Wil-

Willen zum guten lenke. Diese Ideen finden wir sowohl in den theoretischen Schriften und Stellen, als in den Gedichten der Griechen, so zu uns gekommen sind. Wir wollen dieses mit wenigem zu zeigen suchen; und zwar wollen wir zuförderst des Aristoteles Poetik, als das fürnehmste von poetischen Begriffen und Regeln Griechenlandes, vornehmen, und den wahren Begrif dieses grossen Philosophen daraus untersuchen.

§. 20.

Aristoteles giebt uns zwar nirgend eine vollständige und förmliche Erklärung von der Dichtkunst. Da er aber doch die fürnehmsten Grundsätze und Lehren derselben vorgetragen hat; so lassen sich aus den deutlichsten Stellen seine Begriffe und Meinungen leicht schliessen. Er fängt seine Poetik mit der deutlichen Versicherung an; daß er Vorhabens sey, von der Dichtkunst überhaupt, von allen verschiedenen Gattungen der Gedichte, und von ihren Würkungen zu handeln, die Zahl und Beschaffenheit aller ihrer Theile zu erklären, zu zeigen, wie eine gute Fabel einzurichten sey, und nichts zu vergessen, was zu dieser Kunst gehöret. Aus der folgenden Stelle aber, wie aus dem ganzen Buch erhellet, daß er nur viererley Poesien setze, nemlich: Die Comödie, Tragödie, Epopee und Dythiramben. **Wer kan also anders glauben, als daß diese vier Gattungen der Gedichte nach seiner Meinung, wo nicht alle mögliche Arten begreiffen,**

doch die **Hauptgattungen abgeben, so nur allein in Betrachtung zu ziehen seyn?** Wer kan sich vom Aristoteles einbilden, daß er ausdrücklich verspreche von allen verschiedenen Arten zu handeln, und doch nachmals, mit Willen, viele übergehe, so seinem Begrif nach dazu gehören?

§. 21.

Weiter giebt er alle diese Gedichte vor blosse Nachahmungen aus. So schreibt er im I. Cap. „Die Epopee, das Lust- und Trauer-„Spiel, wie auch die Dythiramben sind sowohl wie „die mehresten musicalischen Stücke, nichts als blos-„se Nachahmungen.„ Er bestätiget solches nachmahls in den besonderen Erklärungen, die er von jeder Art giebet. Das Lustspiel beschreibt er im V. Cap. daß es eine Nachahmung lasterhafter Handlungen sey, insoweit sie was lächerliches enthalten. Von der Tragödie giebt er im VI. Cap. eine vollständige Erklärung, die deutlich ausdruckt, daß sie die Nachahmung einer grossen Handlung sey. Die Epopee kommt, nach seinem V. Cap. darinn mit dem Trauerspiel überein, daß sie eben sowohl die Nachahmung von den Handlungen grosser Leute sey. Die besondere Erklärung der Dythiramben ist in denen uns überbliebenen Büchern nicht enthalten, und weil diese Arten von Poesien verlohren gegangen sind, wissen wir von ihnen fast nichts, als daß es gewisse Lieder gewesen, so man mehrentheils zu Ehren des Bachus verfertiget hat. Uns kan hier genug seyn,

daß

daß sie Aristoteles, wie wir schon gesehen haben, mit denen übrigen zugleich eine blosse Nahahmung nennet.

§. 22.

Setzt nun Aristoteles nicht mehr, als die vier benannte Hauptgattungen der Gedichte (§. 20); und sind alle diese vier Gattungen, nach seinem Begrif, nichts anders, als blosse Nachahmungen (§. 21): so ist klar, daß er das beständige und wesentliche einer Poesie in der Nachahmung setze. Denn was allen Arten der Gedichte gemein ist, das macht das Wesentliche eines Gedichts überhaupt aus. Eben dasselbe geben uns viele andere Stellen ausdrücklich zu erkennen. So finden wir hin und wieder, und insonderheit im IX. Cap. daß ein Poet nichts anders sey, als ein Nachahmer, und daß die Nahahmung eben dasjenige sey, was ihn zum Poeten macht. Wie kan etwas deutlicher seyn? Hieher gehöret auch die schon oben (§. 18.) angeführte Stelle, da er es tadelt, daß man gemeiniglich die Poeten, nicht durch die Art ihrer Nachahmung, sondern durch die Verschiedenheit ihrer Verse unterscheidet. Doch wir wollen nicht mehr Oerter anführen; weil uns dieses satsahm überzeuget, **daß nach dem Aristotelischen Begrif die Nachahmung das Wesentliche einer Poesie sey.** Was versteht er aber nun weiter durch die Nachahmung?

§. 23.

Uberhaupt heist nachahmen soviel, als etwas ähnliches machen. Die Exempel von Mahlern, Bildschnitzern, Virtuosen und alle übrige Fälle wo man dieses Wort im gemeinen Leben braucht, werden uns von der Richtigkeit dieses Begrifs überzeugen. Da aber Aristoteles hier nur von der Dichtkunst handelt, und niemanden unbekannt ist, daß selbige ihre Nachahmung durch Worte verrichte: so haben wir nur zu sehen, zu was für Arten der Nachahmung Worte fähig seyn. Es sind die Worte, wie ein jeder weiß, Zeichen unserer Gedanken, und der Sachen so selbige vorstellen. Nun sind alle Sachen, so wir uns vorstellen, und also auch ausdruken können, entweder würklich vorhanden, oder nicht. Und folglich hat eine jede Rede entweder was würkliches oder was nicht würkliches zum Gegenstande. Druckt man würkliche Dinge durch Worte aus; so stellet man sie entweder ganz ähnlich vor, und zeiget sie dem Leser, wie sie sind, oder man bildet sie anders ab. **Im ersten Fall ahmet man die Sachen nach**, im letzteren aber nicht: wie der Gebrauch im Reden es lehret. Man wird ohne Schwierigkeit merken, daß diese Bedeutung nicht unmittelbahr aus der gegebenen allgemeinen Idee herzuleiten sey, und daß solche Reden nicht Nachahmungen heissen, weil sie den nachgeahmten Sachen gleichen. Indessen ist selbige in der Redekunst sehr gebräuchlich; und man hat auch keinen

Grund sie zu verwerffen. Haben gleich die Worte mit den vorgestellten Sachen keine Aehnlichkeit; so ist doch das Bild, so sie ausdrucken, ihnen gleichförmig; und eine solche Beschreibung ist auf mehr wie eine Art einer würklichen Schilderey zu vergleichen. Denn erstlich werden der Mahler und Scribent derselben Idee folgen müssen, wenn sie beyde dieselbe Sache mit gleichem Glücke vorstellen wollen: wie solches auch das Beyspiel jenes Künstlers zeiget, welcher, da er eine gewisse Göttin recht vollkommen zu bilden im Sinn hatte, zuvor die Beschreibung des Poeten lase, um sich den rechten Begrif von der Gestalt derselben zu formiren. Und hernach hat eine lebhafte und wohlgetroffene Beschreibung eben die Würkung in einem Leser, die bey einem Zuschauer ein Gemählde hat, so sein Urbild vollkommen erreicht. Die Worte des Verfassers nemlich erregen im Leser eben die Gedanken, so jener dadurch ausgedruckt hat; und diese Gedanken zusammen genommen erwecken eben das Bild von der Sache, so der Verfasser bey der Verfertigung vor Augen gehabt. Ist also dieses Bild der Sache recht ähnlich; so stellet sie sich der Leser eben so gut vor, als wenn Mahler und Bildschnitzer ihm dieselbe vor Augen gelegt hätten. Ja diese Kunst würkliche Sachen durch Worte zu schildern kommt nicht nur der Mahlerey gleich: sie ist noch weit vollkommener und von grössern Umfang. Ein Mahler kan mir nichts anders vorstellen, als die äusserliche Figur körperlicher Sachen, und hiebey gehen die Grenzen seiner Kunst

nicht weiter, als der Begrif desjenigen, so zugleich vorhanden ist. Aber eine geschickte Beschreibung zeigt mir eben so gut das Unkörperliche, als das Körperliche: Sie stellet uns sowohl einen Zusammenhang auf einander folgender, als zugleich vorhandener Dinge vor. Sie ist dabey nicht bloß an die äussere Rinde der Sachen gebunden, sondern bringt auch die innersten Beschaffenheiten derselben vor unsere Augen, und die verborgensten Leydenschaften, die geheimsten Triebe unseres Herzens gehen nicht ausser ihrem Bezirk. Nennet man nun wohlgetroffene Gemählde und Schildereyen mit Recht Nachahmungen, so kan man es, aus besagtem Grunde nicht tadlen, daß man natürlichen und wohlgerathenen Beschreibungen eben diesen Nahmen beygeleget hat. Und dieses ist also die einzige Manier würkliche Sachen durch Worte nachzuahmen.

§. 24.

Bey Dingen, die nirgend in der Welt vorhanden sind, giebt es wiederum nur eine Art der Nachahmung. Denn wir stellen diese Sachen entweder vor, als wenn sie vorhanden wären, oder nicht. Stellet man das nicht Würkliche als würklich vor, so sind dieses Erdichtungen; und bey solchen Erdichtungen beobachtet man entweder die Wahrscheinlichkeit, oder nicht. Dieses sind alle mögliche Fälle, die man sich hiebey vorstellen kan: wie die Art unseres Vortrags und die Entgegenstellung es deutlich zeiget. Will man nun dem Gebrauch

im Reden folgen; **so ist unter allen diesen Fällen die einzige wahrscheinliche Erdichtung nur eine Nachahmung.** Der Grund davon ist leicht zu sehen. In wahrscheinlichen Erdichtungen stellet man die Sachen vor, wie sie unter gewissen Umständen, unserer Meinung nach, hätten seyn und geschehen können. Um dieses zu bewerkstelligen, muß man den gewöhnlichen Gesetzen der Natur folgen. Und so kan es nicht fehlen, daß solche erdichtete Sachen nicht solten wahren und würklichen Dingen, in vielem, ähnlich scheinen, und diese Beschreibungen und Begebenheiten werden freylich, unserer Meinung nach, wahrhaften Erzehlungen und Historien gleich kommen. Weil nun also ein solcher Dichter Sachen in seinem Gehirn hervorbringet, und uns darstellet, welche den natürlichen und würklichen Dingen ähnlich scheinen; so nennet man sein Werk eine Nachahmung: Wie man denn auch in keinem anderen Verstande ein Gemählde so benennet, welches keine würkliche, aber doch an sich mögliche und glaubliche Sachen vorstellet. Dieses sind also die beyden Arten von Nachahmungen, die durch Worte geschehen können.

§. 25.

Wir haben also weiter zu untersuchen, ob Aristoteles beyde Arten der Nachahmung zur Poesie rechne, oder nur eine, und welche dieses sey. Eine kleine Aufmerksamkeit wird uns zeigen, daß nach seinen Sätzen nur die einzige wahrscheinliche Erdich-

tung hiehergehöre. Deutlichkeit halber wollen wir nach einander zeigen, erstlich daß er nur Erdichtungen zur Nachahmung rechne, zum andern, daß er bey diesen Erdichtungen allezeit die Wahrscheinlichkeit erfodere. Wir haben schon gesehen, daß er das Beständige und Wesentliche eines Gedichts in der Nachahmung setze (§. 22). In dem II. Cap. hat er es als einen Grundsatz festgesetzt, daß alle diejenigen, so nachahmen, Handlungen nachahmen. Es folgt also hieraus, daß jede Poesie die Nachahmung einer Handlung sey, und daß hierin das Wesentliche derselben bestehe: wie solches auch seine besondere Erklärungen bestätigen (§. 21). Nun ist aber ferner, nach seinen Begriffen, die Nachahmung einer Handlung eine Erdichtung, und zwar insbesondere eine Fabel. Denn wenn er im VI. Cap. die im Begrif der Tragödie enthaltene Merkmahle weiter erkläret, setzet er ausdrücklich: „Die Nach„ahmung einer Handlung aber ist die Fabel: Denn „so nenne ich diese Verbindung der Sachen„. **Was kan man anders hieraus folgern, als daß Aristoteles nur Fabeln zur Poetischen Nachahmung rechne?**

§. 26.

Unzehliche Stellen seines Buchs beweisen uns dieses noch klärer. Wir wollen uns aber einschränken, und nur aus dem IX. Cap. diejenigen anführen, welche von der Poesie überhaupt handeln, und stark genug sind, um aller andern überhoben zu seyn.

Er

Er fängt solches folgendergestalt an: „Aus dem biß„herigen ist klar, daß es nicht die Pflicht eines Dich„ters sey, würkliche Begebenheiten zu erzehlen, son„dern vielmehr vorzustellen, wie etwas nothwendig „oder wahrscheinlicher Weise hätte geschehen sollen „oder können. Denn der Geschichtschreiber und Poet „unterscheiden sich nicht dadurch ꝛc. Ihr Unterscheid „besteht bloß darinn, daß jener erzählet, was würk„lich geschehen ist, und dieser, was da hätte kön„nen und sollen geschehen. Eben deswegen ist die „Poesie philosophischer und höher zu achten wie die „Historie; weil sie allgemeine Sachen vorträgt, da „diese sich nur an besondere bindet. Eine allgemei„ne Sache nemlich ist, was jeder Mensch von ei„nem gewissen Charakter hat sagen und thun können „oder müssen: und dieses ist der Zweck der Dicht„kunst, auch wenn sie ihren Personen besondere Na„men beylegt. Hergegen ist es eine besondere Sa„che, was Alcibiades z. E. gethan oder gelitten hat.„ Diese Stelle allein ist hinlänglich, uns zu überzeugen. Aristoteles redet hier, wieder seine Gewohnheit sehr deutlich. Er redet, wie ein jeder siehet, von der Poesie überhaupt. Er bezeuget zuförderst, daß ein Poet die Sachen vorstellen müsse, wie sie können oder sollen geschehen; daß er sich bloß hiedurch von einem Geschichtschreiber unterscheide, als welcher verpflichtet ist, alles zu erzehlen, wie es sich würklich zugetragen hat; und daß dieses also das rechte Merkzeichen und die wesentliche Eigenschaft eines Poeten sey. Er bestätiget dieses im folgenden,

da er den Vorzug der Poesie vor der Historie darauf gründet, daß jene allgemeine, diese nur besondere Sachen vorträgt: Denn alles was würklich ist, das ist eine besondere Sache. Ist nun eine Poesie eine blosse Nachahmung (§. 22); kan dieses keine andere Nachahmung seyn, als entweder würklicher oder nicht würklicher Sachen (§. 23); hat die besagte Nachahmung würklicher Sachen hier nicht statt, wie wir augenscheinlich gesehen haben: so muß es durchaus die andere Art der Nachahmung seyn, so **kan man nichts als Erdichtungen und Fabeln hieher rechnen** (§. 24).

§. 27.

Etwas weiter hin, in demselben Capitel, spricht Aristoteles: „Aus diesem allen erhellet, der „Poet müsse selber der Urheber seiner Begebenheit „seyn, noch mehr, wie seiner Verse; weil er ein „Poet ist, insoweit er nachahmet, und zwar Hand„lungen nachahmet.„ Dieses ist wiederum so deutlich, daß es keiner Erklärung braucht. Soll ein Scribent der Urheber derjenigen Begebenheit seyn, die er vorstellt, so kan es keine andere seyn, als die er in seinem Gehirn erfunden und hervorgebracht hat; so muß es eine Erdichtung, eine Fabel seyn. Was er noch, als einen Grund beyfüget, das bestätiget auch ganz deutlich, was wir oben gesehen haben, daß die Nachahmung einer Handlung und eine Fabel bey ihm einerley sey. Demnach versi-

chert

chert uns auch dieses, **daß Aristoteles nur Fabeln zur poetischen Nachahmung rechne.**

§. 28.

Unmittelbahr hierauf fähret er folgendergestalt fort: „Wenn es dann auch geschähe, daß er würkli„che und wahre Zufälle zum Vorschein brächte, wür„de er deswegen seinen Dichternahmen nicht verlieh„ren. Denn es hindert nichts, daß nicht einige „wahre Begebenheiten so solten beschaffen seyn, wie „etwas nicht allein an sich möglich ist, sondern auch „glaublicherweise geschehen könnte; als in wie weit „er nur Poet und Urheber davon ist„. Aristoteles scheinet hier einem Einwurffe begegnen zu wollen: Da er aber selber hierinn nicht gar zu deutlich ist, so könnte eben diese Stelle leicht zu Einwürffen Gelegenheit geben. Wir wollen aber alles hiebey so deutlich zu machen suchen, daß niemanden ein Zweifel übrig bleiben könne. Es giebt nur zween Fälle, darauf Aristoteles hiebey sehen kan. Entweder der Poet dichtet und erfindet von ohngefehr eine Begebenheit, die sich würklich so in der Welt zugetragen hat (wie solches denn nicht unmöglich ist); oder er stellet mit Wissen und Willen würkliche Geschichte vor. Zieht man nun die angezogene Stelle auf den ersten Fall: so hat es keine Schwierigkeit. Aristoteles sagt: Ein Poet sucht Begebenheiten zu erdenken, die möglich und wahrscheinlich sind. Nun sind nicht allein alle würkliche Begebenheiten möglich; sondern einige sind auch vollkommen wahrscheinlich.

Wenn

Wenn nun also der Poet in seinen Gedanken auf solche würkliche Sachen verfällt; so sind solches zwar wahre Begebenheiten, insoweit sie würklich geschehen sind, aber doch Erdichtungen und Fabeln, insoweit sie der Poet in seinem Gehirn erfunden hat. Und insoweit ist er auch Urheber davon; und bleibt also auch in Ansehung dieser Zufälle ein Dichter. Nimmt man aber die Stelle um in dem anderen Fall seine Meinung zu bestimmen; so muß man von neuem zween Fälle unterscheiden. Entweder er meinet, daß die ganze Begebenheit und Handlung eines Gedichts könne würklich seyn, oder er erlaubt nur, das erdichtete und wahre zu vermischen und unter einander, nach der Wahrscheinlichkeit zu verbinden. Das erste kan man unmöglich annehmen. Denn erstlich gehöret Aristoteles unter diejenigen Scribenten, denen man, ohne die größte Noth, keinen Wiederspruch aufbürden kan. Dieses ist aber dem schnurstracks zuwieder, was er nur kurz vorher ganz deutlich behauptet hat, welches auch im ganzen Buche gegründet ist. Zum andern siehet man aus dem Beschluß dieses Orts augenscheinlich, daß man keine andere Erklärung könne zulassen, als nach welcher der Poet noch allezeit als Urheber und Erfinder von der Begebenheit kan angesehen werden. Wie kan er aber der Erfinder einer Handlung seyn, die er bloß erzehlet, wie sie geschehen ist, ohne einen einzigen Umstand zu ändern? Die Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit, so die Sache mit sich führt, kan ihm auch hier nicht zugeschrieben werden; weil

die Bedingung dieses Falls alle willkührliche Aenderung ausschliesset. Man mag also die Sache betrachten, und sich hinwenden, wo man will; so wird man mit dieser Auslegung unmöglich auskommen. Bey der anderen Erklärung, die hier also nur allein kan statt haben, findet man alles Licht und Uebereinstimmung, die man fodern kan. Ein Poet mag nun entweder eine wahre Geschichte zum Grunde legen, und sie mit Erdichtungen untermengen, oder die Hauptfabel nur mit einigen wahren Umständen verbinden; so bleibt das ganze doch allezeit eine Begebenheit, so nicht würklich geschehen, und nur als eine Hirngebuhrt des Poeten anzusehen ist. Vieler anderen ähnlichen Stellen, die man im Buche selber nachlesen kan, zugeschweigen, so sey dieses genug zu zeigen, **daß Aristoteles nichts als Erdichtungen und Fabeln zur Poesie fodere.**

§. 29.

Weiter will Aristoteles, daß dieses nur wahrscheinliche Fabeln seyn sollen. Die angezogene Stellen bezeugen dieses schon mit ausdrücklichen Worten. Aristoteles will nemlich, daß der Poet allezeit die Sachen vorstelle, wie sie nothwendig oder glaublicher weise hätten können oder sollen geschehen (§. 26. seq). Dieses aber heißt eben soviel, als: er soll wahrscheinlich dichten. Den Unterscheid, den er unter dem nothwendigen und glaublichen machet, kan ein Exempel erläutern. Wenn ich einen König einmahl, als einen klugen

und thätigen Geist vorgestellet habe, und es wird ihm, im Verfolg, ein Verrath entdecket, so ist es nothwendig, daß er solchen zu dämpfen suche, weil das Gegentheil den gesetzten Umständen wiederspricht. Die Art und Weise aber dieses ins Werk zu setzen, ist nicht nothwendig, weil es auf mehr wie eine Art möglich ist: Und diese muß also nur wohl gewehlt und glaublich seyn. Beydes gehöret zur Wahrscheinlichkeit. Daher nennet auch Aristoteles bald beydes, bald das Wahrscheinliche allein. Ausser den angezogenen Stellen, darinn er von der Poesie überhaupt redet, sind noch viele andere, darinn er von allen besondern Gattungen dasselbe bezeuget. So schreibt er von der Comödie, in demselben IX. Cap. folgendergestalt: „Vom Lustspiel haben wir dieses schon zu „verstehen gegeben. Denn die comischen Poeten, „nachdem sie die Fabel nach der Wahrscheinlichkeit „eingerichtet haben, belegen sie erst alles mit Namen„. Von den tragischen Poeten sagt er gleich hernach, daß sie gemeiniglich ihren Persohnen bekannte Namen geben, und auch wahre und würkliche Umstände in ihre Fabeln bringen. Er zeigt zugleich den Grund davon an, daß sie dadurch alles glaublicher zu machen suchen; weil man ehe glaubt, was etwas bekanntes und würkliches in sich hält. In dem XV. Cap. (nach der Auflage des du Vall) schreibt er ebenfalls von der Tragödie: „Bey den Sitten muß man so„wohl, wie bey der übrigen Verbindung und Ein„richtung der Sachen, auf das nothwendige und glaub„liche sehen, damit alles geschehe, wie es hätte seyn

„müssen

„müssen oder doch können„. Und weiter hin findet man: „Man muß nichts einschleichen lassen, was „keinen zulänglichen Grund hat; und wenn ja so et„was nicht zu vermeiden ist, so muß es ausser dem „Trauerspiel bleiben„. In dem XVII. Cap. giebt er den Rath, den Plan der ganzen Fabel sich vorzustellen, und so zu sagen, die Musterung paßiren zu lassen, um desto besser den geringsten Uebelstand und Wiederspruch zu beobachten, und nicht in den Fehler des Carcinus zu verfallen, der den Amphiraus aus dem Tempel kommen läßt, ohne daß man ihn gesehen hat. Von der Epopee setzet er im XXIV. Cap. eben dasselbe. Denn erstlich lehret er daselbst sehr nachdrücklich, daß man lieber etwas unmögliches setzen solle, wenn es nur wahrscheinlich ist, als etwas, so zwar an sich möglich, aber unglaublich ist. Weiter verlangt er auch hier, daß man sich bemühen solle, nichts hineinzubringen, was nicht seinen Grund hat. Diese wenige Stellen zeigen deutlich, daß Aristoteles sowohl von der Poesie überhaupt, als von allen Gattungen, davon er handelt, insbesondere seine Meinung, in diesem Stück, klärlich entdeckt habe, daß nemlich alle poetische Fabeln sollen wahrscheinlich seyn. Wem dieses noch keine Genüge thut, der schlage das Buch selber nach.

§. 30.

Nunmehro können wir sicher folgern, daß **Aristoteles durch die poetische Nachahmung nichts anders, als wahrscheinliche** Fa-

Fabeln verstehe, und daß er also hierinn das wesentliche Merkmahl einer Poesie setze. Denn wir haben gesehen, daß er zur poetischen Nachahmung nichts als Fabeln rechne (§. 25. seq). Wir haben auch gesehen, daß er bey allen diesen Fabeln die Wahrscheinlichkeit nothwendig erfordere (§. 29). Folglich rechnet er freylich nichts zur Nachahmung, als wahrscheinliche Fabeln. Und da er solche Nachahmung zum wesentlichen Merkmahl einer Poesie macht (§. 22), so siehet man auch leicht, daß dieses die wahrscheinliche Fabel, nach seinen Begriffen, abgebe. Wer mehr auf das Ansehen berühmter Männer, als auf Gründe siehet; der lese den Campanella in seiner Poetik, den Vossius, in seinem Buch von der Natur und Beschaffenheit der Dichtkunst, den Herrn Dacier, in seinen Anmerkungen über des Aristoteles Poetik, und den Herrn Gottsched, in seiner critischen Dichtkunst. Denn alle diese gelehrte Männer haben dem Aristoteles keine andere Meinung beylegen können, ob sie gleich alle, auf verschiedene Art, von derselben abgehen.

§. 31.

Eine solche wahrscheinliche Erdichtung, eine solche Poesie kan entweder in gebundener oder ungebundener Schreibart abgefasset werden. Da nun Aristoteles auch oft der Verse gedenket; so ist noch auszumachen, ob er etwa die gebundene Schreibart noch, als eine nöthige Bestimmung, hiebey ansehe, oder nicht. Nun ist es zwar wahr, daß er allent-

halben so redet, als wenn die mehresten Gedichte in Versen abgefaßt würden, und auch so abgefaßt werden solten. Er schreibet auch nirgend etwas hierwieder. Dem ohngeachtet finden wir doch Stellen, welche zeigen, daß er nichts weniger, als eine nothwendige Eigenschaft daraus machet. Im I. Cap. spricht er, daß die Epopee sich entweder der gebundenen oder der ungebundenen Schreibart bediene. Folglich giebt es, nach seinem Begrif, Poesien ohne Verse. Zwar will der gelehrte Vossius, in dem nur angezogenen Buche, diesen Schluß nicht gelten lassen, ob er gleich besagten Verstand der Worte, troz allen Einwürffen, vor richtig erkennet. Aber ohne ihn weitläuftig zu wiederlegen, braucht man nur zu bedenken, daß Aristoteles in diesem Hauptstück die Epopee, als eine von den vier Hauptgattungen der Poesie angebe, daß er darauf der Epopee beyderley Schreibart zueigne, und daß er gleich hinzufüge, er nehme das Wort Epopee hier mit guten Willen und Bedacht in so weitläuftigem Verstande: Denn so wird einjeder gleich sehen, daß man mit keinem Grunde behaupten könne, als wenn Aristoteles nur die gebundene, und nicht die prosaische Epopee zu den Poesien rechne. In demselben Capitel tadelt Aristoteles, wie wir schon angeführt haben, daß man durch die Verschiedenheit der Verse die Poeten unterscheiden wolle, und sich verleiten lasse, diesen Namen auf diese Art unrecht anzuwenden, da man doch viel besser thun würde, wenn man auf die Sache und Nachahmung sähe, und den

Homer einen Poeten, den Empedocles einen Naturlehrer nennete, massen sie in nichts als im Sylbenmaaß übereinkommen. Er setzet hinzu, daß wenn jemand gleich, wie Chäremon in seinem Centaurus, einen Mischmasch aus allen Versarten machte, ohne eine Nachahmung damit zu verknüpfen, er dennoch deswegen kein Poet zu nennen wäre. In dem schon oft angezogenen IX. Cap. schreibet er, daß ein Poet und Geschichtschreiber sich nicht dadurch unterscheiden, daß jener in Versen, dieser in Prosa schreibe, daß man gar wohl die Historie des Herodot könnte in Verse bringen, und daß sie sowohl in Versen eine Historie bleiben würde, wie sie es in Prosa gewesen. Giebt nun die gebundene Rede kein beständiges Merkmahl von einer Poesie ab; kan sie bey anderen Schriften angetroffen werden, die deswegen keine Gedichte sind; können gar einige Gedichte derselben entbehren, ohne ihren Nahmen zu verliehren, wie aus diesen Stellen augenscheinlich erhellet: Wer wolte denn glauben, Aristoteles halte sie vor eine wesentliche Eigenschaft? **Wer siehet nicht vielmehr, daß er die Verse in der That vor was zufälliges, obgleich gewöhnliches bey einem Gedichte halte?**

§. 32.

Endlich ist auch zu untersuchen, was vor einen Endzweck Aristoteles der Poesie setze. Nun besinne ich mich zwar nicht, daß er irgendwo von der Absicht eines Gedichts überhaupt gehandelt hat.

Indessen siehet man doch ohne grosse Mühe, da der Poet, seiner Meinung nach, zugleich ergötz und erbauen solle. Denn erstlich giebt er in seine IV. Cap. das Vergnügen, als eine Mitursache vo Ursprunge und Wachsthum der Dichtkunst an. U hernach gehen seine Lehren durchgehends darauf, d ein Gedicht ergötzen müsse; und er giebt mehr n einmahl den Beyfall und das Vergnügen als ein Grund der Regel an. Z. E. im VII. Cap. da die gehörige Grösse eines Gedichts bestimmet; IX. Cap. da er frey giebt ganz neue Fabeln zu m chen, wie Agathon, weil man dadurch eben so g gefallen könne; im XXIV. Cap. da er aus eben d sem Grunde die schwache Stellen durch die Zierr te der Rede auszuhelffen gebeut, u. s. w. M darf also nicht befürchten, ihm etwas anzudicht wenn man sagt, daß er das Vergnügen zu ein Zweck der Poesie mache. Eben so hat man a Ursache versichert zu seyn, daß er den Nutzen Zuhörer nicht von dem Vergnügen trenne, sond dasselbe dadurch desto gewisser zu befördern su Vom Trauerspiel haben wir die ausführlichste handlung, aber hievon schreibt er auch im VI. C und im folgenden ausdrücklich, daß selbiges die R nigung und Besserung unserer Leydenschaften zur sicht habe. Hat er nun gleich nicht auf eben die den besonderen Nutzen der übrigen Gedichte a zeigt; so haben wir doch keine Ursache, ihnen gen ganz und gar abzusprechen. Wenn ein G hiezu vorhanden wäre, so müste selbiger im U

scheide derselben vom Trauerspiele enthalten seyn. Was unterscheidet nun aber das Lustspiel von demselben? Nichts als daß dieses gemeine Handlungen vorstellt, da jenes sich nur mit grossen Thaten beschäftiget, und daß dieses das Lächerliche, jenes das Ernsthafte zum Vorwurf hat: wie aus den Erklärungen beyder im V. und VI. Cap. erhellet. Was unterscheidet die Epopee von der Tragödie? Nichts als daß jene eine Erzehlung, und diese dramatisch ist, und daß jene eine längere Zeit zur Ausführung ihrer Handlung frey hat: wie solches aus der im V. Cap. angestellten Vergleichung zu ersehen ist. Was kan man aber in diesem Unterscheide finden, so die Erbauung aufheben solte? Kan man nicht eben sowohl durch eine lächerliche Vorstellung des Tadelhaften, als durch eine ernsthafte Vorstellung des Guten den Zuschauer bessern? Können gemeine und gewöhnliche Handlungen nicht eben soviel Nutzen schaffen, wenn sie lehrreich eingerichtet werden, als seltne und grosse Thaten? Und warum solte eine längere und erzehlte Handlung nicht eben sowohl erbauen, als wenn eine kürzere durch lebendige Personen auf der Schaubühne gespielt wird? Ist nun aber in den Aristotelischen Begriffen nichts enthalten, was den Nutzen in den übrigen Arten von Gedichten aufhebet: so hat man auch keine Ursache ihm die gegenseitige Meinung aufzubürden. Vielmehr da er sonst die Verbindlichkeit anderer Wohl zu befördern erkannt hat, und bey der Tragödie dieser Regel gefolget ist; so können wir sicher schliessen, daß er auch

bey den übrigen Gedichten nicht ohne Grund hievon wird abgegangen seyn; und daß er uns vielleicht selber hievon würde überzeugt haben, wenn uns nicht der gröste Theil seines Buchs wäre verlohren gegangen. Und ohne alle diese Gründe, so uns die Billigkeit in Beurtheilung fremder Schriften vorschreibet, giebt uns sein Buch auch noch andere Beweise an die Hand. Wenn man nur die im vorigen angezogene Stellen betrachtet, so fodert Aristoteles, daß ein jedes Gedicht menschliche Handlungen, wie in einem Bilde, vorstelle, daß man hiezu nicht ganz besondere Handlungen nehme, die würklich geschehen sind, und nur einem Menschen zukommen, sondern sie ganz allgemein einrichte, wie sie sich vor alle in gewissen Umständen schicken, daß alles dabey nach der grösten Glaubwürdigkeit und Wahrscheinlichkeit eingerichtet werde, und daß man das Tadelhafte als verächtlich und lächerlich, das Gute aber als erhaben und lobwürdig vorstelle. Nun wird niemand läugnen, daß ein solches Gedicht an sich selbst erbaulich und lehrend sey, und daß selbiges zum wahren und guten führe. Wenn also gleich Aristoteles mit keinem Worte die Absicht von irgend einem Gedichte angezeigt hätte; so könnte man schon hieraus schliessen, daß es die Erbauung sey. Denn so wie man allezeit mit Sicherheit schliessen kan, daß ein Vernünftiger diejenigen Mittel wolle, ohne welche sein vorgesetzter Zweck nicht kan erreicht werden; so kan man auch folgern, daß er eine Absicht wolle, wenn er dasjenige will, so nothwendig dazu führet,

und ein Mittel abgiebt. Alles dieses wird noch durch die schon angeführte Stelle aus dem IX. Cap. bestätiget, da er die Poesie der Historie vorziehet, und sie philosophischer oder lehrreicher nennet, weil ihr Zweck ist, allgemeine Handlungen vorzustellen, und zu zeigen, was ein jeder, in gewissen Umständen, thun könne und solle. **Wir können also vollkommen versichert seyn, daß Aristoteles nebst dem Ergötzen, die Belehrung und Besserung anderer zum Endzweck der Poesie mache.**

§. 33.

Wenn wir nun alles zusammen nehmen, was wir nach einander erwiesen haben; so können wir, nach der oben (§. 12.) festgesetzten Regel vom Begrif dieser Disciplin, leicht bestimmen, was vor eine Idee dieser Philosoph davon gehabt hat, und wie selbige nach unserer Art auszudrucken sey. Wir haben den Endzweck, den er einer Poesie setzet, das Vergnügen und die Erbauung (§. 32). Wir haben auch das, woraus eine Poesie eigentlich besteht, und welches das Mittel zu dieser Absicht abgiebt, neimlich die wahrscheinliche Fabel (§. 20-29). **Nach des Aristoteles Begrif ist also die Dichtkunst die Wissenschaft durch den Vortrag wahrscheinlicher Fabeln, auf eine angenehme Art, zu erbauen: und ein Gedicht ist nichts anders als eine wahrscheinliche Fabel, die angenehm und erbaulich ist.**

§. 34.

§. 34.

Plato hat vor dem Aristoteles schon auf eben die Art von der Poesie gedacht. Er nennet sie bald eine Nachahmerin, bald eine Verfertigerin ähnlicher Bilder. In seinem Phädo lehret er ausdrücklich, daß ein Poet sich nicht mit würklichen Dingen, sondern nur mit ähnlichen Bildern würklicher Sachen beschäftige. Hieraus erhellet seine Meinung ganz deutlich. Hat die Poesie nicht mit würklichen Dingen zu thun; so muß sie nicht würkliche Sachen vorstellen. Und sollen diese doch würklichen ähnlich scheinen; so müssen sie nicht nur wie besondere und würkliche Sachen vorgestellet werden, sondern auch nach dem Satz des zureichenden Grundes eingerichtet, und von allen Widerspruch befreyet werden. Folglich müssen es Erdichtungen, und zwar wahrscheinliche Erdichtungen seyn. In dem III. Buch von seiner Republik theilet er die Gedichte auf eben die Art ein, wie Aristoteles. Er schreibet nemlich: „Die Poesie oder Fabel bestehet „entweder in einer ununterbrochenen Nachahmung, „wie in dem Lust- und Trauerspiel, oder in der Erzehlung des Poeten, wie in den Dythiramben, „oder in beyden zugleich, wie in dem epischen und „einigen andern Gedichten von dieser Art.

§. 35.

Auch fast alle übrige gelehrte und kunstverständige Griechen, deren Schrif-

ten wir noch in Händen haben, stimmen hierinn mit dem Plato und Aristoteles überein. Beym Laertio, im Leben des Zeno, erklärt Possidonius die Poesie, daß sie ein bedeutendes Gedicht sey, das zur Nachahmung so göttlicher als menschlicher Sachen diene. Plutarch in seinem Buche von Lesung der Poeten, behauptet sehr nachdrücklich, es gäbe durchaus keine Poesie ohne Fabel und Erdichtung; und die Verse des Empedocles und Parmenides von natürlichen Sachen, die Bücher des Nicander von den Bissen giftiger Thiere und ihrer Heilung, und die Sprüche des Theognis wären nichts weniger wie Gedichte, ob sie gleich den Wohlklang von den Poeten entlehnet hätten, um sich über die niedrige Prose zu erheben. Und in eben diesem Verstande nennet er die Dichtkunst eine Nachahmungskunst. Von dem Endzwecke der Dichtkunst treffen wir eine schöne Stelle an beym Strabo, im I. Buche. Er suchet nemlich, den Eratosthenes zu wiederlegen, welcher in der Meinung gestanden, daß Poeten nur einzig zu gefallen und zu vergnügen trachteten. In dieser Absicht schreibet er; das Gegentheil erhelle satsahm daraus, daß schon die Alten die Poesie nicht anders angesehen hätten, wie eine Art der Philosophie, die uns von Kindheit auf zum Guten führe, und die eben durch Hülffe des Vergnügens unsere Sitten bessere, unsere Handlungen einrichte, und unsere Begierden mäßige; daß die Philosophen selber behaupteten, daß nur ein Weiser ein rechtschaffener Poet seyn kön-

ne.

ne; und daß die Griechen die Auferziehung ihrer Kinder durch die Poesie anfiengen, nicht um ihnen nur bloß Vergnügen zu schaffen, sondern sie auch zugleich weiser zu machen. Wir wollen nicht mehr theoretische Stellen anführen, weil diese wenige uns schon zeigen, daß dieser Aristotelische Begrif unter den Kunstverständigen, wie der gemeine unter dem grossen Hauffen geherrschet habe.

§. 36.

Sehen wir auch die besten Gedichte an, so uns die Griechen geliefert haben, und die wir noch bewundern, so werden wir finden, daß sie beständig diesen Begriffen gefolget sind. Lasset uns hievon einige Exempel anführen. In der Odyssee liegt erstlich eine Fabel zum Grunde. Der Poet stellet nemlich, nach des Aristoteles Auszug, einen Prinzen vor, der lange Jahre von seinem Lande entfernet ist, um einen andern Staat zu bekriegen, der dadurch nicht allein selber in unzehliche Gefahren kommt, sondern auch Gelegenheit giebt, daß sein ganzes Land, wie auch seine Familie in grosse Unordnung und Gefahr geräth, der endlich alle diese Verwirrungen und Unglücksfälle nicht anders abwendet, als durch seine Ankunft. Diese allgemeine Fabel hat der Poet durch die würkliche Namen seiner Personen, Ulysses, Penelope, Telemach ꝛc. und einige bekannte Begebenheiten dieser Personen, so er damit verbindet, wie auch durch die Vermeidung alles merklichen Wieder-

spruchs wahrscheinlich und einer besonderen und wahren Geschichte ähnlich gemacht. Und diese wahrscheinliche Fabel ist endlich nicht nur zum Vergnügen, sondern auch zur Erbauung geschickt gemacht. Wer siehet nicht so gleich, aus dem vorgelegten Plan, daß dadurch die übeln Folgen von der Abwesenheit eines Regenten gezeigt werden? Wo bleiben noch, ausser diesem, die eingestreute Sittenlehren, und Zwischenfabeln? Was vor nützliche Lehren geben uns nicht die Erfahrungen und Unglücksfälle des Ulysses, die Beständigkeit der Penelope wieder alle Anfälle ihrer Buhler, dieser Bestrafung, jener Belohnung u. s. w.

§. 37.

Eben so suchet der Poet in der Ilias zu zeigen, wie gefährlich die Uneinigkeit und wie heylsahm die Einigkeit unter Bundsgenossen und in allen Gesellschaften sey. In dieser Absicht dichtet er, daß viele kleine Prinzen sich wieder einen grösseren Staat verbinden, durch eine entstandene Uneinigkeit viel Abbruch leiden, und den Kürzern ziehen, aber endlich nach wiederhergestellter Einigkeit siegen. Um dieses wahrscheinlich auszuführen, wehlet er aus der Historie den Achilles, welcher durch seine Uneinigkeit mit dem Agamemnon, und seinen Abfall, die wieder Troja verbundenen Helden schwächt und in Gefahr setzt, durch seine Wiederkehr aber unüberwindlich macht. Er suchet hiebey alles so einzurichten, daß jede Hauptbegebenheit ihren Grund im

vori-

vorigen hat, und keinen Wiederspruch in sich hält. So giebt die Beleidigung des Agamemnon einen Grund ab von dem Zorn des heftigen Achilles. Der Zorn des Achilles, als eines der mächtigsten Helden, verursacht erst seinen Abfall, und dieser die Schwächung und das Unglück der übrigen Bundsgenossen. Der Todt des Patroclus, seines besten Freundes, und seine Rachgier halten den zureichenden Grund in sich, warum er sich wieder versöhnet, und mit den andern verbindet. Und diese erneute Einigkeit ist endlich die Ursache, daß sie zu ihrem Zwecke kommen und siegen. Alle Zwischenfabeln sind auf eben die Art eingerichtet; und so besteht das ganze Gedicht aus einer wahrscheinlichen und lehrreichen Fabel. Ich weiß wohl, daß die neuen Kunstrichter vieles an diesen beyden Gedichten haben auszusetzen gefunden, und daß sie hie und da einen Mangel der Wahrscheinlichkeit, wie auch zuweilen eine üble, zuweilen eine zweiffelhafte Erbauung angetroffen zu haben meinen. Ich bin auch nicht gesonnen, den Homer mit einigen Franzosen von allen Fehlern freyzusprechen, oder gar Schönheiten daraus zu machen. Ich erinnere nur kurz, daß Homer der erste und älteste Dichter sey, den wir kennen, daß er zu einer Zeit gelebet habe, da man noch die Poesie zu keiner grossen Vollkommenheit gebracht hatte, sondern sich zuerst so hoch geschwungen, und endlich daß seine Zeit allzuweit von uns entfernet sey, als daß wir alles gehörig beurtheilen könnten; weil herrschende Gebräuche und

Meinun-

Meinungen, der Unterscheid der Zeiten und Länder, in vielen Stücken, dem Poeten zur Regel dienen. Im übrigen ist uns zu unserer Absicht genug, wenn wir nur alles so eingerichtet finden, daß man die Bemühung des Homers wahrscheinlich und erbaulich zu dichten nicht läugnen kan.

§. 38.

Wir finden es eben so bey den fürnehmsten dramatischen Gedichten der Griechen. So zeigt uns der Oedip des Sophocles, was man sich vor Unglück über den Hals ziehen kan, wenn man sich durch eine blinde und verwegene Neugierde verleiten läßt, allzu heftig nach Sachen zu forschen, deren Erkentnis unserer Ruhe nicht zuträglich seyn möchte. Dieses recht nachdrücklich vorzustellen, hat er einen Menschen nöthig, der von sehr grosser Heftigkeit ist; weil ein gelassenes und ruhiges Gemüth seine Begierde nach so gefährlichen Dingen zu forschen hemmen würde, und weil er sonsten durch eine grosse Unruhe und Verzweiffelung die ordentliche Folge und Bestrafung dieses Lasters nicht zeigen könnte. Dergleichen Verzweifelung hervorzubringen ist nichts geschikter, als grosse Frevelthaten. Soll er aber begierig seyn, davon Nachricht einzuziehen; soll er bey Entdeckung derselben in Verzweiffelung gerathen; soll dieses endlich nicht eine Bestrafung der Frevelthaten, sondern der unüberlegten und zuweit getriebenen Neugierde seyn: so müssen dieses Laster und Schandthaten seyn, die er ohne Vorsaz begangen, und die

ihm biß auf diese Stunde unbekannt sind. Sind sie ihm aber unbekannt, und er soll doch darnach forschen; so muß etwas anders seine Neugierde in Bewegung sezen. Soll diese Begierde endlich zu weit gehen, und tadelhaft werden; so muß er nach und nach erfahren, daß ihm die Entdeckung gefährlich seyn dörfte. Dieses alles läßt sich aus besagter Absicht, und den Regeln der Wahrscheinlichkeit folgern: und Sophocles hat sich bemühet, diesem allen genug zu thun. Er wehlet nemlich den Oedip, und dichtet, daß er unwissend seinen Vater Lajus erschlagen, auch unwissend seine Mutter Jocasta geheyrathet habe, und dadurch König in Theben geworden sey. Eine grausahme Pest, so ganz Theben verwüstet, und der Ausspruch des Oraculs geben Gelegenheit, daß er nach dem Mörder des Lajus zu forschen anfängt. Er hemmet aber nicht seine Begierde, ob ihm gleich verschiedene Umstände, und die sehnliche Bitte der Jocasta dazu Ursache geben. Er ruhet nicht, biß er es entdecket, und macht sich dadurch unglücklich. Und so haben wir hier eine wahrscheinliche Fabel, die ihre Moral bey sich führet. Die besagte Sittenlehre von Dämpfung der allzu grossen Heftigkeit und Neugierde eignet der Herr Dacier fast ganz allein diesem Trauerspiele zu: wir haben deswegen unseren Vortrag so eingerichtet, daß man daraus deutlich sehen könne, wie die Einrichtung des ganzen Gedichts und fast alle Hauptvorstellungen desselben ihren Grund in dieser Absicht finden, um dadurch ihre Wahrscheinlichkeit vor andern zu zeigen. Andere Kunstrichter suchen hier gemeiniglich eine ganz andere Absicht. Sie meinen nemlich, es solle uns das

Exempel des Oedips zeigen, daß der Himmel auch verborgene Frevelthaten nicht unbestraft lasse. Ich kan aber dieser Meinung nicht beypflichten. Sophocles zeiget ihn nicht so straf bahr, daß er ein geschicktes Beyspiel göttlicher Gerechtigkeit in Bestrafung verborgener Laster abgeben könne. Die Blutschande mit seiner Mutter ist ihm wegen der völligen Unwissenheit gar nicht zuzurechnen, der Todschlag des Lajus und seiner Gefährten ist auch fast nicht anders anzusehen, als eine erlaubte Nothwehre; und alle Schuld, die man ihm beylegen kan, ist diese, daß er dabey vielleicht nicht alle Behutsamkeit und Grade beobachtet hat. Wie kan nun ein solcher Fehler, der dazu noch durch die Heftigkeit seines Naturels vermindert wird, eine so grausahme Strafe nach sich ziehen, um uns von der unvermeidlichen Gerechtigkeit Gottes lebhaft zu überzeugen? wird dieses nicht viel besser geschehen können, wenn man uns einen Bösewicht vorstellet, der die abscheulichsten Frevelthaten vorsezlich begangen hat, der aber die Kunst besessen, sie vor der Welt zu verbergen, und sich das Ansehen eines tugendhaften und glücklichen Mannes zu erwerben, aber endlich nach wunderlicher und unvermutheter Entdeckung seiner verübten Schandthaten vor den Augen aller Welt erschrecklich bestraft wird? Und schicket sich ein so straf bahrer Charakter nicht zur Tragödie der Alten; wer siehet nicht, daß sie auch nicht leicht eine Absicht haben können, die nicht wohl anders kan erreicht werden? Sophocles scheinet zwar selbst etwas von seiner Absicht zu entdecken, wenn er am Ende die Thebaner durch das Chor erinnern läßt, niemanden

vor

vor seinem Ende vor glücklich zu halten. Allein erstlich ist dieser Lehrsatz zu allgemein, die besondere Absicht dieses Gedichts abzugeben: und über dieses zweifeln die Critici nicht ohne Grund, daß das Ende dieser Tragödie ächt und vom Sophocles selber sey.

§. 39.

In der Antigone des Sophocles ist die Fabel eine Folge des vorigen. Nach dem kläglichen Ende des Oedips und der Jocasta, streiten die beyden Söhne, Eteocles und Polynices um das Reich, und richten sich einander selber hin. Creon, der sich bey dieser Gelegenheit des Königreichs bemächtiget, verbeut des Polynices Körper einzuscharren. Antigone, des entleibten Schwester, begräbt ihn dennoch heimlich, wird entdeckt, und vom Creon troz allem Wiederstreben seines Sohnes, ihres Bräutigams, der Bürger, des Tiresias, aufs grausahmste bestraft. Die allzu späte Reue, der gewaltsahme Tod seines Sohnes und seiner Gemahlin, so darauf erfolget, stürzen ihn selber endlich in Verzweifelung und das gröste Elend. Hiebey hat er sich bemühet, alle Wahrscheinlichkeit zu beobachten: und die bestrafte Tyranney des Creons hält auch die moralische Absicht des ganzen Gedichts in sich. Und eben so sind die übrigen Gedichte der drey tragischen Poeten beschaffen. So findet man in der Elektra des Sophocles die Clytemnestra wegen des verübten Mordes ihres Mannes, des Agamemnon, sammt ihrem Egysthus bestraft, und siehet den flüchtigen Orestes und die gequälte Elektra glücklich werden. So siehet

man

man in den Persianern des Eschylus den grossen und hochmüthigen Xerxes fallen. So siehet man in der Iphigenia diese Prinzeßin sammt ihrem Bruder wunderbahrer weise errettet werden. Und alle diese Fabeln sind so eingerichtet, daß man die Bemühung des Poeten wahrscheinlich und erbaulich zu schreiben nicht läugnen kan.

§. 40.

Wir könnten noch viele andere Gedichte nennen, welche ebenfals hieher gehören. Es würde aber zu weitläuftig fallen, von jedem insbesondere zu reden, und sie einigermassen zu zergliedern. Will man sich aber selber diese Mühe nehmen; so kan man, ausser den Trauerspielen des Sophocles, Eschylus und Euripides, auch die Comödien des Aristophanes nachsehen. Man kan die Hirtengedichte des Theocritus, die Schriften des Plato, und des Lucians Gespräche der Todten lesen. Man kan endlich das Schäfergedichte von Daphnis und Chloe, einige lyrische und andere Gedichte der Griechen betrachten. Man wird fast allenthalben finden, daß sie sich bemühet haben, durch wahrscheinliche und anmuthige Fabeln zu erbauen. Und so wird man sehen, daß Kunstverständige, wie auch die grösten Poeten allezeit beym Aristotelischen Begriffe geblieben sind. Und so viel von den Griechen und ihreн Begriffen von der Poesie.



II. Hau

II. Hauptstück.

Von den Begriffen, so unter den Römern im Schwange gewesen.

§. 41.

Wir kommen auf die Römer. Hier finden wir die zween Begriffe, die wir bey den Griechen einfach angetroffen haben, mehrentheils verbunden und vermischt. Sobald man die Historie der lateinischen Poesie ansiehet, lassen sich hievon die Gründe leicht errathen. In den ersten Zeiten steckte Rom überhaupt in einer tieffen Unwissenheit: und von der Poesie war fast nichts zu finden. Nur einige Arten rauher Verse und Lieder waren daselbst im Schwange, die theils bey ihren Festen, theils bey ihren Gastmahlen gesungen wurden, und gröstentheils zum Lobe der Götter und berühmter Männer, oder zu Beschimpfung anderer dieneten. Dieses währete so lang, biß das überwundene Griechenland und der Friede ihnen Gelegenheit gab, auch einigen Fleiß auf die Wissenschaften und freyen Künste zu wenden: und solches geschahe nur nach dem ersten punischen Kriege. Damahls wurden sie aus Ueberwindern Schüler der Griechen. Sie bedienten sich ihres Unterrichts. Sie lasen ihre Schriften, und Gedichte. Sie fiengen an selbige zu übersetzen, endlich auch nachzuahmen, und ihren Landsleuten selber lateinische Gedichte zu liefern. Und so überka-

men die Römer sowohl dramatische als epische Fabeln: so formirte und bestärkte sich ihr Geschmack in diesem Stück; und so kriegten sie mit ähnlichen Gedichten auch gleiche Begriffe und Regeln von diesen Gedichten. Horaz berichtet uns diese Umstände in der 1. Epist. des II. Buchs folgendergestalt.

Graecia capta ferum victorem cepit, & artes
Intulit agresti Latio. Sic horridus ille
Defluxit numerus Saturnius, & grave virus
Munditiae pepulêre. Sed in longum tamen aevum
Manserunt, hodieque manent vestigia ruris.
Serus enim Graecis admovit acumina chartis
Et post Punica bella quietus quaerere cœpit,
Quid Sophocles & Thespis & Aeschylus utile ferrent:
Tentavit quoque rem si digne vertere posset, &c.

Wurde nun aber zugleich die Sprache verbessert, wurden die gewöhnlichen Verse und Lieder nicht gleich verdrungen, so wurden selbige immer angenehmer und geschickter. Die Zahl dieser Arten von gebundenen Schriften wurden durch die Nachahmung einiger griechischen Schriften die nach dem gemeinen Begrif abgefaßt waren vermehret. Alle diese Schriften kamen der gebundenen Schreibart nach mit den grossen dramatischen und epischen Fabeln überein. Und so rechneten sie diese auch zur Poesie. Und so kam es, daß beyde Begriffe so zu sagen zusammengeschmelzt wurden, und daß man in Heldengedichten, Trauer- und Lustspielen, Schäfergedichten ꝛc. den aristotelischen Begrif beybehielte, aber in den übrigen sich nach dem gemeinen Begrif richtete.

§. 42.

§. 42.

Um dieses darzuthun, solten wir nun erstlich die theoretische Schriften der Römer von dieser Sache anführen. Aber hier finden wir einen grossen Mangel. Die Römer sind niemahls so weit gekommen, daß sie ihre eigene Lehrer abgeben können. Ihre gröste Poesieverständige und Dichter sind bey der Bewunderung und Nachfolge der Griechen stehen geblieben. Ausser dem wenigen, was uns Horaz in seinem Schreiben von der Dichtkunst geliefert hat, finden wir kein Buch, so hievon mit Vorsatz handelt. Was Cicero und einige andere Scribenten hie und da, gleichsahm im vorbeygehen, von der Poesie gedenken, gehet fast alles auf die gebundene Schreibart, nur daß sie gemeiniglich einen lebhaften oder hohen Ausdruck damit verbinden. Weil wir aber hievon in neueren Zeiten mehr sehen werden, so wollen wir uns hiebey nicht aufhalten. Des Horaz Begrif aber sehen wir uns gezwungen, etwas ausführlicher zu untersuchen, weil seine Regeln und Ideen sehr hochgehalten, und fast beständig hiebey zum Beweise angeführet werden. Wir wollen hiebey so wohl sein besagtes Schreiben an die Pisones, als seine übrige Schriften, so wohl seine Theorie als Ausübung in Betrachtung ziehen.

§. 43.

Einjeder, der des Horaz Dichtkunst mit einiger Aufmerksamkeit gelesen, wird

nicht in Abrede seyn können, daß er darinn nur fast allein auf das epische und dramatische Gedicht sein Augenmerk richte. Denn ausser daß er nur mit wenigem und gleichsahm im vorbeygehen der Elegie und der lyrischen Poesie gedenket, so gehöret alles, was er sagt, zu den Schauspielen und Heldengedichten. Von jenen giebt er keine besondere Regeln; und die satyrischen Stücke, deren er gedenkt, gehören ebenfals zur theatralischen Poesie, und werden entweder die atellanischen Fabeln oder die Exodia verstanden, so ihnen beygefügt wurden. Und wenn er sich aus der Zahl der Poeten ausnimmt, und von sich sagt, daß er nichts schreibe: so kan man dieses auch nicht anders verstehen, als daß er keine solche grosse epische und theatralische Gedichte verfertige. **In Ansehung dieser Gedichte kommt er mit dem Aristoteles fast völlig überein.** Wir finden nemlich daß er Fabeln, und alle mögliche Wahrscheinlichkeit dazu erfodere. Und wir dörffen uns hierüber nicht wundern, wenn wir dem Porphirion glauben, daß er seine Lehren aus dem Neoptolemus von Paros entlehnet habe, welcher nach dem Aristoteles und Criton von der Dichtkunst gehandelt hat. Doch lasset uns solches aus ihm selber darthun.

§. 44.

Die ersten dreyzehn Verse, womit er seinen Brief von der Dichtkunst anfängt, lauten von Wort zu Wort folgendergestalt: „Wenn ein Mahler ei-

„nen Menschenkopf auf eines Pferdes Gnick setzen,
„dieses mit allerhand Federn überziehen, und so alle
„übrige Glieder von verschiedenen Thieren nehmen
„wolte, so daß dieselbe Figur von unten einem heß-
„lichen Fische ähnlich würde, die oben das schönste
„Weibergesicht zeigte: würde man sich beym Anblick
„desselben auch wohl des Lachens enthalten? Glaubt
„aber, wehrtesten Pisones, daß nichts solchem Bil-
„de ähnlicher ist, wie ein Gedicht, darinn alle Vor-
„stellungen nicht besser zusammenhangen, wie Träu-
„me eines Kranken, und da immer das vorderste
„dem hintersten zuwieder ist, und also nicht mit ein-
„ander bestehen kan. Zwar ist Mahlern und Poe-
„ten jederzeit erlaubt gewesen, alles nach Gefallen
„zu dichten: dieses weiß man, und läßt solche Frey-
„heit so wohl sich als andern zu gut kommen: indes-
„sen muß man doch niemals zahm mit wild paaren,
„noch Schlangen von Tauben, oder Lämmer von
„Tygern zeugen lassen.

Hieraus erhellet, daß er Fabeln, und zwar wahrscheinliche Fabeln erfodere. Erst-
lich siehet ein jeder leicht, daß Horaz hier von Ge-
dichten rede, welche Erdichtungen und Fabeln ent-
halten. Wie könnte er sonst davon sagen, daß sie
wiedereinanderlauffende Dinge verbinden, und der
ungereimtesten Hirngeburth eines Mahlers vollkom-
nen ähnlich werden können? Wie könnte er erlau-
ben, in einem Gedichte alles zu wagen, und alles
mit einander zu verbinden, wenn nur der zureichen-
de Grund beobachtet, und der Wiederspruch vermie-

den werde? Wie könnte er in der ganzen Stelle bloß von einer willkührlichen Verbindung reden, und nur dieser ihre gehörige Grenzen zu setzen suchen? Wer siehet nicht, daß dieses unmöglich auf Schriften könne gezogen werden, die nur warhaftig geschehene Sachen vorstellen, und nichts willkührlich änderen? Nun redet zwar Horaz von Gedichten überhaupt, und man könnte also aus diesem Ort den Schluß ziehen, daß Horaz in allen Poesien Fabeln zum Grunde setze. Wir wollen uns aber dieses Vortheils nicht bedienen, und ihm ohne Noth Wiedersprüche aufbürden. Wir wollen es nur von epischen und dramatischen Poesien verstehen; als worauf er in diesem Briefe vornemlich seinen Zweck richtet. Daß er weiter diese Freyheit zu dichten durch nichts als die Wahrscheinlichkeit einschränke, aber diese nothwendig dazu erfodere, ist auch aus seinen eigenen Worten klar. Denn was vor eine Poesie tadelt er? Was vor ein Gedicht vergleicht er dem Bilde des abscheulichsten Ungeheuers? Ein solches so Sachen zusammen setzet, die unmöglich zusammen bestehen, und eins ausmachen können, die nicht anders zusammenhangen wie Träume eines Kranken d. i. ohne zureichenden Grund und Ordnung. Folglich fodert er von einem untadelichen Gedichte, daß alles darinn vom Wiederspruch befreyet sey, und nichts ohne zureichenden Grund neben einander sey und auf einander folge. Und eben unter dieser Bedingung giebt er den Poeten, wie den Mahlern frey, alles zu dichten was sie wollen, indem er nur

verbeut

verbeut zahm und wild zu paaren, und Schlangen von Tauben, oder Lämmer von Tygern zeugen zu lassen.

§. 45.

In der Folge bestärkt uns **Horaz** diese seine Begriffe auf mehr wie eine Art. Vom 114. biß zum 127. Vers spricht er: „Es ist ein grosser „Unterscheid, ob man eine Gottheit, oder einen „Held aufführet, ob es ein abgelebter Greiß ist, oder „ein hitziger Jüngling, eine ansehnliche Matrone „oder Säugamme, ein herumschweiffender Kauf„mann, oder ein ruhiger Landmann, und ob es ein „Kolcher oder Assyrer, ein Bürger von Theben oder „Argos ist. In bekannten Dingen muß man der „Geschichte und gemeinen Sage folgen; und dichtet „man was neues, so muß es nichts wiedersprechen„des seyn. Stellet man den Achilles vor, so zeige „er sich unermüdet, zornig, unbeweglich und streng, „er dringe nicht viel auf Recht und Billigkeit, und „lasse alles auf seinen Degen ankommen. Die Me„dea stelle wild und unerbittlich, die Ino voller „Thränen, den Irion treulos, die Io unstet und „flüchtig, und den Orestes voller Kummer und Ver„zweiflung vor. Bringt man aber was neues zum „Vorschein, und formiret selber eine Person; so „muß selbige ihren einmahl angenommenen Charak„ter biß ans Ende behalten, und sich allenthalben „ähnlich seyn.

Diese Stelle braucht keiner weitläuftigen Er-

klärung. Horaz saget ganz deutlich, man solle erstlich denen Personen, so man in einem Gedichte aufführet, solche Handlungen und Reden zueignen, die sich vor ihr Alter, Stand, Geschlecht und Nation schicken. Weiter sagt er, man könne seine Personen entweder aus alten und schon bekannten Geschichten und Fabeln nehmen, oder sie selber zuerst erdichten. Im ersten Fall giebt er nur die Regel, daß man den einmahl angenommenen Charakter beybehalten müsse. Und im letzteren Falle gebeut er, erstlich den Charakter so einzurichten, daß er nichts wiedersprechendes zugleich in sich halte, und dann auch in der Folge denselben beyzubehalten, und nichts zu setzen, was damit nicht bestehen kan. Alle diese Regeln nun haben nur deswegen statt, weil Horaz fodert, daß die Fabeln in Gedichten sollen glaublich und wahrscheinlich seyn. Denn gäbe er frey unwahrscheinlich zu dichten; warum solte man nicht einen Jüngling wie einen Greiß, eine Amme wie ein Frauenzimmer von Stande, 2c. sprechen lassen? Warum wäre man gezwungen, bekannte Personen nicht anders zu charakterisiren, wie sie in den einmahl angenommenen Geschichten vorkommen? Warum solte eine neue Hirngeburth nicht unmöglich, und wieder den Lauf der Natur mit sich selber uneinig seyn können? Vom 153. biß zum 178. Vers giebt er nicht allein nochmals die Regeln, die Sitten jeder Person ihrem Alter gemäß einzurichten, sondern beschreibt auch selber die verschiedenen Alter der Menschen, und ihren Unterscheid, um uns die Beob-

achtung

achtung dieser Regel zu erleichtern. Vom 312. biß zum 322. Vers bestätiget er obiges gleichfals, indem er nach des Herrn Prof. Gottscheds Uebersetzung spricht:

Wer wohl gelernet hat, was Freund und Vaterland
Vor Pflichten von ihm heischt, die Schuldigkeit erkant,
So Kindern zugehört, die Art wie Brüder leben,
Was Rath und Richteramt vor Lebensregeln geben,
Wie Feldherr und Soldat im Kriege sich beträgt:
Der hat den rechten Grund zur Poesie gelegt;
Der wird nichts thörichtes nichts ungereimtes dichten,
Und jeden Charakter nach den Personen richten.
Wer klüglich bilden will, der schaue die Natur
Und Art der Menschen an, und folge dieser Spuhr:
So wird er fähig seyn, sie lebhaft abzuschildern. ꝛc.

§. 46.

Vom 179. biß zum 188. Vers machet er den Unterscheid unter dem, was würklich auf der Schaubühne durch die spielende Personen vorgestellet wird, und was nur erzehlet wird, als wäre es ausser der Schaubühne geschehen. Hernach verbeut er ausdrücklich, etwas in der That vorzustellen, und den Zuschauern unter die Augen zubringen, was wieder den Lauf und die Kräfte der Natur ist, weil es nicht möglich ist, solches auf eine natürliche und glaubliche Art ins Werk zu richten, und man also auch denen die Unmöglichkeit der Sache sichtbahr machen würde, die solche in der Erzehlung nicht gemerkt hätten.

: : : verwandelt Progne sich;
Wird Cadmus eine Schlang; alsdann bediene dich
Der Freyheit nimmermehr, dergleichen sehn zu lassen:
Ich glaub es warlich nicht, und werd es ewig hassen.

Im 193. Vers will er aus eben dem Grunde keine Maschinen und Gottheiten, ohne die allergröste Noth, eingemischet haben.

> Man mische keinen Gott in seine Heldenthaten,
> Biß es nicht möglich ist, der Wunder zu entrathen.

Die Schreibart will er ebenfals nicht allein nach dem Unterscheide der Gedichte, sondern auch nach Veränderung der Leydenschaften, der Natur und Wahrscheinlichkeit gemäß angewendet haben. Siehe Vers 89 = 98. Wer wird also zweifeln, daß Horaz wahrscheinliche Fabeln verlange?

§. 47.

Da aber die mehresten Stellen, so wir angeführet haben, von dramatischen Gedichten zu reden scheinen; so könnte jemand leicht auf die Gedanken gerathen, als wenn Horaz vom epischen Gedichte nicht eine solche Wahrscheinlichkeit verlange. Allein erstlich ist der Anfang des Briefes gewis allgemein, und geht auf das eine sowohl wie auf das andere (§. 44). Hernach wird ein jeder der ihn selber gelesen, aus der Art seiner Abhandlung leicht sehen, daß der Vers und das Sylbenmaaß ihn oft gezwungen habe, ganz unbestimmt zu reden, und zuweilen etwas als allgemein zu setzen, was er nur von einer Gattung sagen will z. E. die Vermeidung prächtiger Anfänge, und anderes hergegen von einer Art zu sagen, was er doch von allen meinet. Dieses wird man insonderheit bey der Stelle wahrnehmen, wel-

che

che wir (§. 45.) zuerst angeführt haben; weil er in der Folge desselben ohne Ordnung von einer Gattung Gedichte auf die andere fällt, und immer wieder zum vorigen kommt. Endlich giebt er seine Meinung deutlich genug zu erkennen, wenn er den Homer zum Muster im Heldengedichte vorstellet, und in diesem Zweck, unter andern auch v. 151. von ihm saget: atque ita mentitur, sic veris &c.

„Und so dichtet er, und weiß das wahre und „falsche so klüglich zu vermischen, daß sich von An„fang biß zu Ende nicht das geringste wieder„spricht.

§. 48.

Vom 333. biß zum 344. Vers bestätiget er nicht nur dieses alles nochmahls beyläufig, sondern zeiget uns hauptsächlich seine Meinung vom Endzweck dieser Gedichte. Er schreibt nemlich:

Entweder ein Poet sucht Nutzen oder Lust:
Auch beydes liebt er wohl zugleich mit reger Brust.
Im Lehren sey man kurz, die nutzerfüllte Sachen
Gemüthern guter Art nicht gar verhaßt zu machen.
Was überflüßig ist, vergißt man gar zu leicht.
Die Fabel laute so, daß sie der Warheit gleicht,
Und fodre nicht von uns, daß man ihr alles gläube.
Man reisse nicht das Kind der Hexen aus dem Leibe,
Die es bereits verzehrt. Die Aeltesten der Stadt
Verachten ein Gedicht, so keinen Nutzen hat.
Der hohe Ritterstand mag lauter Ernst nicht hören.
Der wird vollkommen seyn, der theils geschickte Lehren,
Und theils was liebliches durch seinen Vers besingt 2c.

In dem II. Schreiben des I. Buchs bestätiget er

dasselbe

dasselbe vom Heldengedichte insbesondere, da er den Homer rühmet, und zeiget, was er vor nützliche Sittenlehren eingeschärffet habe. **Es ist also klar genug, daß Horaz so wohl das Vergnügen, als die Erbauung der Zuhörer und Leser zum Endzweck dieser Gedichte mache.**

§. 49.

Aus dem wenigen, so wir bißher angeführt haben, erhellet deutlich, was wir zuvor behaupteten, daß nemlich Horaz, in Ansehung des epischen und dramatischen Gedichts, mit dem Aristoteles fast in allem übereinkomme. Und wenn er also nichts wie diesen Brief zurück gelassen hätte, würde man ihn mit vieler Wahrscheinlichkeit zu derselben Classe rechnen. Da er aber mehr geschrieben hat; so frägt es sich, ob er diese seine andere Schriften nicht auch vor Poesien halte, und ob er hievon nicht vielleicht andere Begriffe und Meinungen habe.

§. 50.

Daß er erstlich seine Oden vor warhafte Poesien halte, davon zeugen unzehliche Stellen. In der 31sten Ode des I. Buchs nennet er sich ausdrücklich einen Poeten, und bittet den Apollo nichts als daß er bey Gesundheit und Verstande des seinen ruhig geniessen könne, und nur niemahls seiner Cither beraubet werde. In der 32. Ode desselben Buchs, redet er in eben diesem Zweck seine Leyer an, und setzet dabey zum Grunde,

daß

daß er die lyrische Poesie der Griechen zuerst zum Gebrauch der Römer beqvemet habe. Die 30ste Ode des III. Buchs handelt von dieser Sache am allernachdrücklichsten: weswegen ich sie meinen Lesern übersetzen will. Sie lautet folgendergestalt:

Ich habe mir ein Denkmahl aufgericht,
Das über Luft und Wolken reichet,
Dem Stein und Erz, an Dauer weichet,
Das keine Wuth der grösten Stürme bricht:
Und das die spätste Zeit, mit allen ihren Wettern,
Nicht kan, so stark sie ist, zermalmen noch zerschmettern.

Ich sterb nicht ganz! der beste Theil, der Geist,
Wird der Vergessenheit entgehen,
Und sich von Zeit zu Zeit erhöhen,
So lange Rom das Haupt der Erden heißt:
So weit und breit man wird derselben Zepter ehren,
Wird man auch meinen Ruhm mit Nachdruck schallen hören.

Horaz hat sich, so deucht mich, spricht man schon,
Durch eigne Kraft empor gehoben,
Und was wir am Alceus loben,
Der Sapho Geist und männlich-schönen Thon
Hat er zuerst erreicht, zuerst in Römer Zungen,
Mit glücklichem Erfolg den Griechen nachgesungen.

So wird mein Ruhm einst unverwelkt bestehn,
Und stets aus Gruft und Asche grünen.
Auf eures Rechts euch zu bedienen:
(Verdienst muß man, nach Wehrt, bekrönet sehn)
Auf, Musen, säumt euch nicht, von frischen Lorbeerzweigen
Mir einen Dichterkranz um Stirn und Haar zu beugen!

In der 20sten Ode des II. Buchs dichtet Horaz, daß er sich in einen Schwaan verwandele, und so durch die Kraft seiner Flügel bis ans äusserste Ende

der Erden alle Länder durchstreiche; damit auf seinen Dichternahmen, und auf seinen dadurch unsterblichen Ruhm deutend. Man kan selbige in den Oden der deutschen Gesellschaft vom Herrn Prof. Gottsched übersetzt lesen. Die ganze III. Ode des IV. Buchs an die Melpomene bestätiget eben diese Meinung von sich selbst. In der VI. Ode desselben Buchs nennet er sich mehr wie einmahl einen Poeten, und bittet den Apollo, die Ehre seiner Muse zu schützen.

Dauniae defende decus Camœnae.

Er nennet seine Poesie so, weil er aus Apulien gebürtig war, woselbst Daunus solte geherrschet haben. Endlich in der IX. Ode verspricht er ebenfals seinen Oden die Unsterblichkeit.

Ne forte credas interitura, quae
Longe sonantem natus ad Aufidum
Non ante vulgatas per artes,
Verba loquor socianda chordis, &c.

Ueberzeugt uns dieses alles nicht zur Genüge, daß Horaz nicht nur seine Oden unter die Poesien rechne, sondern auch der erste unter seinen Bewunderern sey?

§. 51.

Horaz hat auch Satiren geschrieben: und diese hält er ebenfals vor Gedichte. Denn was er in der IV. Satire des I. Buchs hierwieder schreibet, da er sich aus der Zahl der Poeten aus-

ausnimmt, weil solche Satire, wie die Comödie, nichts ungewöhnliches nichts hohes in sich halte, und alles nicht anders vorstelle, als wie man im gemeinen Leben thut und redet: dieses kan man nicht im Ernste von ihm annehmen, ohne ihm Unrecht zu thun, und Wiedersprüche aufzubürden. Denn in der Dichtkunst, als einem seiner letzten Stücke, gebeut er allenthalben der Natur und dem gemeinen Leben als einem Muster zu folgen, und redet auch von der Comödie als einer Hauptgattung der Gedichte. Dieses hat man wohl zu merken, weil diese Stellen in vielen Büchern angeführt werden, die wahre Meinung des Horaz von der Poesie zu bestimmen. In der X. Satire des I. Buchs nennet er den Lucilius ausdrücklich, seiner Satiren wegen, einen Poeten, und will ihm seines Dichterkranzes, der ihm mit Recht gebühret, nicht berauben, ob er ihn gleich in einigen Stücken tadelt. Da er ihm nun hierinn nachgefolget, wie er daselbst saget: solte er wohl seinen Satiren den Nahmen einer Poesie absprechen? In der VI. Satire des II. Buchs nennet er sie deutlich eine niedrige Poesie, musam pedestrem.

Quid prius illustrem Satiris, musaque pedestri?

In der I. Epistel des II. Buchs ersuchet er den August, auch einige Sorge vor diejenigen Gedichte zu haben, die vor Leser gemacht sind, und hat dabey sein Absehen auf Satiren und andere dergleichen Stücke und insbesondere auf seine eigene Schriften, und nennet sich und andere deswegen Poeten.

Verum

Verum age & his, qui se lectori credere malunt,
Quam spectatoris fastidia ferre superbi,
Curam redde brevem, si munus Apolline dignum
Vis complere libris, & vatibus addere calcar,
Ut studio majore petant Helicona virentem.
Multa quidem nobis facimus mala saepe Poetae,
(Ut vineta egomet caedam mea) quum tibi librum
Sollicito damus, aut fesso: &c.

Wir können also versichert seyn, daß Horaz auch Satiren, und also auch eben so leicht Elegien, und andere dergleichen Stücke zur Poesie gerechnet habe.

§. 52.

Wenn man nun die Oden und Satiren des Horaz ansiehet, so wird man finden, daß er zwar in einigen derselben Erdichtungen, und auch wahrscheinliche Erdichtungen zum Grunde lege, aber in anderen und zwar den mehresten, ohne Erdichtung von den vorhabenden Sachen schreibe. Allenthalben bemühet er sich angenehm, auch nützlich und erbaulich zu seyn: und setzt sich also hier denselben Endzweck, den er denen grösseren Gedichten zugeeignet hat (§. 48). Sonsten aber verändert er die Art des Ausdrucks allenthalben nach dem Unterscheide der Sachen, wovon er schreibt, und nach der Gemüthsbewegung und dem Zustande, worinn er schreibt: und bindet sich nicht beständig an die lebhafte, hohe, feurige, oder eine andere Schreibart von dieser Gattung. Wir könnten dieses durch Exempel beweisen. Es würde aber zu weitläuftig fallen: und wir können auch hierinn nicht leicht Wiedersprüche vermuhten.

Ist es nun gewis daß ein Scribent, der un-
ungen schreibt, seine Schrift nicht anders ein-
en kan, als wie es seine Begriffe und Regeln
n mit sich bringen, wenn er anders fähig ist
ze in Uebung zu setzen: so kan man sicher
iessen, daß, nach des Horaz Begrif,
tiren, Oden, Elegien rc. so wohl in
rscheinlichen Erdichtungen, als in ei-
Vorstellung unerdichteter Sachen be-
en könne, wenn sie nur angenehm und
zulich seyn.

§. 53.

Nun fragt es sich noch, ob Horaz die Verse,
etwas nothwendiges, oder nur als etwas zufäl-
s, bey einer Poesie, ansehe. Er selbst hat alle
e Poesien in Versen abgefaßt. Er gedenket auch
keinem Ort eines prosaischen Gedichts. Wir fin-
im Gegentheil so wohl in der Dichtkunst als an-
verts, daß er beständig von Gedichten, als von
rsen rede, daß er beyde Wörter zuweilen als
chgültig brauche, und daß er vor den Wohlklang
die Regelmäßigkeit der Verse eine sehr grosse
rge zu tragen gebiethe. Wir haben also keinen
und ihm die Meinung beyzulegen, daß es auch
gebundene Gedichte gebe: Vielmehr muß man
uben, daß er die gebundene Schreibart
s was nothwendiges bey einer Poesie an-
ie.

§. 54.

Lasset uns nun alles zusammen nehmen, was wir bisher angemerket haben, um es zugleich, und so zu sagen mit einem Blick übersehen zu können. **Horaz setzet erstlich eine allgemeine Gattung von Gedichten, welche das Heldengedicht und die dramatischen Poesien begreiffet: und zu diesen fodert er Fabeln und zwar wahrscheinliche Fabeln** (§. 43. 44. seqq.) **Er giebt auch eine allgemeine Gattung zu, welche die Oden, Satiren, Elegien** rc. **unter sich begreiffet; und hier können die Sachen so wohl unerdichtet, als erdichtet seyn** (§. 49. seqq). **Beyde haben nichts beständig gemeines, als die gebundene Schreibart, und den Endzweck, nemlich das Vergnügen und die Erbauung** (§. 53. 48. 52). Und dieses sind also des Horaz Begriffe von der Poesie. Wer siehet hier nicht die Vermischung des aristotelischen und des gemeinen Begrifs?

§. 55.

Wenn man auf die Ausübung der römischen Poeten und auf die Schriften siehet, die biß auf uns gekommen sind, und unter den Römern selber vor was Poetisches gehalten worden: **so wird man denselben Schluß daraus ziehen müssen.** Man findet erstlich darunter Heldengedichte: und unter diesen ist, nach der Römer Urtheil selber, die Aeneis des Virgils das beste und regelmäßigste. Aber hierin hat Virgil auch, in allem, dem aristo-

telischen Begrif, und dem Beyspiel des Homers gefolget. Es war nemlich eine gemeine Sage bey den Römern, daß Aeneas mit einem kleinen Ueberrest der unglücklichen Trojaner den Flammen und der Verwüstung entgangen, und nach vielem und langen Herumschweiffen endlich nach Italien gekommen sey, und ein neues Reich gegründet habe. Diese Geschichte oder Fabel nimmt er an, und legt sie zum Grunde seines ganzen Gedichts. Er stellet uns den Aeneas vor, als einen klugen, tapferen, und frommen König, der mit einem thätigen Geist vor die Wohlfahrt der Seinigen sorget, der allen Verhinderungen zuvorzukommen sucht, der keine vorhandene Gefahr scheuet, der alle Schwierigkeiten mit einem klugen und gesetzten Muth übersteiget, der dabey die Götter ehret, und nichts vornimmt, als was ihrem Willen gemäß ist. Er läßt ihn in unzähliche Gefahren kommen, viele Völcker und Länder sehen, viele Verfolgungen ausstehen, viele Feinde antreffen, um seine Weisheit, seine Güte, seinen Muth, seine Standhaftigkeit, und seine Gottesfurcht zu üben, und zu zeigen, und um aus ihm ein Muster vollkommener Regenten und Stifter neuer Reiche zu machen. Wer wird also läugnen, daß Virgil nicht nur Lust, sondern auch den Nutzen und die Erbauung seiner Leser zum Ziel gehabt habe? Ueberdas sind alle Hauptveränderungen der Fabel so eingerichtet, und geordnet, daß eine immer ihren Grund in anderen findet. Alle seine Persohnen sind sich allenthalben ähnlich, und ihre

Handlungen und Reden stimmen mit ihrem einmahl angenommenen Charakter, mit ihren Umständen, und den dadurch erregten Leidenschaften vollkommen überein. Alle offenbahre Wiedersprüche und Unmöglichkeiten findet man mit Sorgfalt vermieden, wenn man nur die üblichen Gebräuche, Meinungen, Religion ꝛc. des römischen Volks annimmt. Wer wolte also zweifeln, daß Virgil seine Fabel wahrscheinlich zu machen getrachtet habe?

§. 56.

Man findet auch dramatische Gedichte unter den römischen Poesien, die nach den Begriffen und Beyspielen der verständigen Griechen eingerichtet sind. Terenz stellet uns in seinen Comödien nichts als erdichtete Begebenheiten und Fabeln vor. So zeiget uns seine Andria eine junge Person, die ohne alle ihre Schuld in schlechte und elende Umstände gerathen, aber eben da sie noch unglücklicher zu werden befürchtete, unvermuthet erkannt und glücklich wird. Seine Hecyra stellet uns ein Mädgen vor, die bey aller ihrer Keuschheit gewaltsahmer weise, von einem Unbekannten geschändet und geschwängert worden, deren Ehre aber auf eine wunderliche Weise durch eben denjenigen muß gerettet werden, der sie geschwächt hat. In denen Adelphis sehen wir zween Brüder, davon der eine bey seinem Vater allzu streng der andere bey seines Vaters Bruder allzu gelinde gehalten und erzogen wird, die aber beyde die Folgen solcher Auferziehung an sich zeigen. Und so auch

in den übrigen. Alle diese Begebenheiten sind nun nicht allein angenehm, sondern auch erbaulich: wie dieser kurze Innhalt schon zeiget. Und es braucht auch nur eine kleine Aufmerksamkeit, um zu sehen, daß er sich bemüht habe, den Regeln der Wahrscheinlichkeit eine Genüge zu leisten: wie diejenigen wissen, so ihn mit Vernunft gelesen haben. Des Plautus seine Comödien sind von gleicher Art. Ist er dem Terenz an Reinigkeit der Sprache und feinem Geschmack nicht gleich; so folget er doch besagten Begriffen, und ist hiebey in einigen Stücken so gar jenem vorzuziehen. Die Trauerspiele so noch übrig sind, und dem einen Seneca zugeschrieben werden, finden hier ebenfals ihren Plaz. Sie sind nicht sehr regelmäßig; das weiß ich. Aber alle obige Gedichte sind nicht ganz ohne Fehler. Wenn die beyden so hochgeschäzten Tragödien, des Varius Thyestes, und des Ovidius Medea, nicht wären verlohren gegangen, so könnte man vielleicht bessere und regelmäßigere Stücke von dieser Art anführen. Indessen ist zu unserer gegenwärtigen Absicht überhaupt genug, wenn ein Gedicht zeiget, daß der Poet eine gewisse Regel z. E. die Wahrscheinlichkeit, hat wollen beobachten, er mag diesen Zweck erreichet haben, oder nicht.

§. 57.

Wir haben auch noch einige andere lateinische Gedichte, so einigermassen zum aristotelischen Begrif können gerechnet werden. Hieher gehören die

Eclogen des Virgils. Seine Schäfer sind erdichtete Schäfer, so wie ihre Handlungen und Reden. Sie sind auch mehrentheils nach der Wahrscheinlichkeit eingerichtet. Und da sie weder zu bäurisch noch zu scharfsinnig sind, und mehrentheils eine gewisse Unschuld in allem hervorblicken lassen; so sind sie schon hiedurch angenehm und, nützlich, ohne daß sonst noch manche gute Sittenlehre eingeschärffet wird. Die Heldenbriefe des Ovidius, wie auch einige andere von seinen Elegien und Briefen sind zu den wahrscheinlichen Erdichtungen zu rechnen; wiewohl die wenigsten was mehreres, als das Vergnügen zum Zweck haben. Man könnte hier auch noch andere Gedichte nennen: wir wollen uns aber hiebey nicht länger aufhalten. Genug daß wir gezeigt haben, man treffe unter den Lateinern viele Gedichte an, die Kinder des Aristotelischen Begrifs sind.

§. 58.

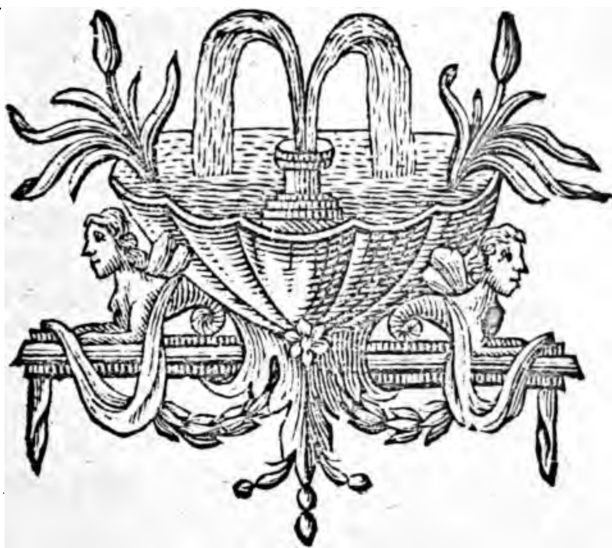
Wir treffen aber auch unzehliche Schriften bey ihnen an, die keine wahrscheinliche Erdichtungen enthalten, und nur wegen der gebundenen Schreibart unter die Poesien gezehlet werden. Hieher gehören fast alle Elegien, Briefe und verliebte Verse des Ovidius. Hieher gehören die mehresten Satiren, Brieffe und Oden des Horaz. Hieher gehören die Bücher des Virgils vom Ackerbau. Hieher gehören des Lucretius Schriften von der Natur der Dinge. Hieher gehören endlich fast alle so genannte Gedichte des Catullus, Tibullus, Propertius,

des Juvenalis und Persius, des Martialis, :c. Denn alle diese Schriften werden sowohl von ihren Verfassern, als von andern lateinischen Scribenten, unter die Poesien gezehlet: und können doch alle, besagter Ursache wegen, nicht zum Aristotelischen Begrif gerechnet werden. Sie stammen vielmehr alle aus dem gemeinen Begrif von der Poesie her, und sind nichts als Verse. Aus diesem allen erhellet nun klar genug, daß die Römer die zween besagte Begriffe beständig mit einander vermischet haben.

§. 59.

Was uns hievon noch nachdrücklicher überzeuget, ist dieses daß dieselben und zwar die besten römischen Poeten sowohl wahrscheinliche und angenehmerbauliche Erdichtungen, als unerdichtete historische und dogmatische Sachen in Verse gefaßt, und beydes selber vor Poesien gehalten haben. So hat Ennius nicht allein Comödien und Tragödien verfertiget, sondern auch Jahrbücher, und eine Geschichte der römischen Kriege geschrieben, wovon wir noch einige Ueberbleibsel haben. So hat Naevius den punischen Krieg in Versen beschrieben, und auch dramatische Gedichte gemacht. Ja in den aufgeklärtesten Zeiten Roms hat Virgil nicht allein das Heldengedicht, die Aeneis, und seine Eclogen, sondern auch einige Sinngedichte und die Bücher vom Ackerbau geschrieben. Ovidius der in seinen mehresten Gedichten, so wir haben, dem gemeinen

Begriffe gefolget, hat durch seine Medea, als eins der regelmäßigsten Trauerspiele, einen grossen Ruhm erlanget. Und diese Poeten halten selber sowohl die grossen dramatischen und epischen Fabeln, als ihre blosse gebundene Schriften vor wahre Poesien: wie denjenigen nicht unbekannt seyn wird, die selbige gelesen haben. **Man mag also auf die Theorie (§. 42. seqq.) oder auf die Ausübung (§. 55. seqq.) sehen; so findet man, was ich oben behauptet habe, daß die Römer beyde Begriffe zusammen geschmelzet haben.**



III. Haupt=

III. Hauptstück.

Von den Begriffen neuerer Zeiten.

§. 60.

Nun kommen wir auf die neueren Zeiten, welche seit der lezt zerstreuten Unwissenheit und Barbarey biß auf den heutigen Tag währen. Und hier finden wir noch mehr verschiedene und streitende Meinungen von dem, was zum Begrif der Poesie gehöret. Der Grund hievon ist leicht zu errathen. Bey Wiederherstellung der freyen Künste und Wissenschaften kam man auch bald auf die poetische Schriften und Gedichte der Alten. Da man nun hier schon verschiedene Begriffe in diesem Stücke fand, so nahm ein jeder, nach seinen Umständen und nach eigenem Gutdünken, diesen oder jenen Begrif an. Und so fanden alle ihre Anhänger. Einige suchten denn noch den angenommenen Begrif einigermassen zu verbessern. Andere wolten gerne alle verschiedene Ideen verbinden. Und diese Uneinigkeit und Ungewisheit währet noch biß auf den heutigen Tag; und die Poesie ist einem Thiere ähnlich, welches seine Farbe und Ansehen verändert, nachdem es sich bey diesem oder jenem findet. Wir wollen das fürnehmste hievon kürzlich anführen.

§. 61.

Erstlich hat der gemeine Begrif, nach welchem nichts zu einer Poesie erfodert

wird, als die gebundene Rede, auch noch in diesen Zeiten allezeit den grösten Hauffen zu Anhängern. Ausser dem grauen Alter dieser Einbildung, so ist es noch dasselbe, wodurch sie erhalten wird. Denn die mehresten Gedichte sind allezeit in Versen abgefaßt. Man hält also dieses vor was nöthiges, ja vor die Hauptsache selbst, weil es am meisten in die Augen leuchtet. Ueberdas scheuet man sich, einen Ausspruch zu thun, wodurch auf einmahl so viele Schriften, die man entweder selbst gemacht hat, oder doch sonst von ansehnlichen Männern herstammen, den Namen einer Poesie verliehren sollen. Man höret diesen Begrif täglich im gemeinen Leben, wenn entweder von der Dichtkunst überhaupt, oder von einem gegenwärtigen Carmine geurtheilet wird. Man findet ihn auch in Neukirchs, Menantes, und anderer Anleitungen zur Poesie, da nichts überbleibet, als die Versmacherkunst, so bald man absondert, was zur Rhetorik gehöret. Ja selbst der gelehrte Campanella hat in seiner Poetik diesen Begrif gewehlet, und sich gescheuet, mit dem Aristoteles die Dichtkunst zur Kunst zu lügen, und zu einer Tochter des Teufels zu machen.

§. 62.

Der Aristotelische Begrif hat in unseren Zeiten die wenigsten Liebhaber gefunden: und es fällt mir fast schwer, jemanden hier anzuzeigen, der durch seine Schriften gewiesen hat,

daß er denselben unverfälscht behalten habe. Damit er aber nicht ganz und gar verlassen scheinet, so will ich den Herrn Joh. le Clerc anführen. Dieser gelehrte Mann hat, wie mich deucht, in seinen Gedanken über die Poeten so uns Herr Gottsched übersetzet hat, in der That keinen anderen Begrif zum Grunde gesetzt. Auf dem achten Blate gedachter Uebersetzung spricht er: „Eigentlich zu sagen, sind „unsere heutige Romane nichts anders, als ungebundene Gedichte, wo es so zu reden erlaubet ist„. Dieses zeiget uns deutlich an, daß nach seiner Meinung die Erdichtung etwas eigentlich zur Poesie mache, daß sie zwar gemeiniglich mit der gebundenen Schreibart verknüpft werde, daß sie aber auch ohne dieselbe ihren Nahmen nicht verliehren könne, obgleich der herrschende gemeine Begrif dawieder sey. Gleich darauf, auf dem folgenden Blate, tadelt er die unwahrscheinlichen Erdichtungen der Alten, und vergleichet sie mit Mahlern, die einem Elephanten einen Crocodillenkopf geben, oder sonst ein Ungeheuer schildern wolten; er versichert dabey, daß so etwas unmöglich gefallen könne, und daß in diesem Stücke die neueren vorzuziehen seyn. Hieraus erhellet, daß nach seiner Meinung die Fabeln der Poeten allezeit wahrscheinlich seyn sollen. Was den Endzweck eines Gedichts anlanget, so bemühet er sich zwar, den grösten Poeten der Alten ihren Ruhm einer grossen Erbauung zweifelhaft zu machen; am Ende gesteht er aber selber, daß er hiedurch nicht verlange zu erweisen, als wenn Poeten nicht könnten erbauen, und

daß freylich ein Dichter, der eine gesunde Philosophie inne hätte, mit besserem Erfolg sein Gedicht nach moralischen und politischen Absichten einzurichten, und in der That auszuführen im Stande wäre, was Horaz von seinem Poeten sagt:

> Der hat es recht gemacht, der Lust und Nutzen liebt,
> Des Lesers Geist ergötzt, und gute Lehren giebt.

Man siehet also leicht, daß er in der That keinen anderen Begrif hege, als den Aristoteles hat, ob er gleich in einigen besonderen Sätzen nicht mit ihm einig ist.

§. 63.

Horaz hat schon mehr Nachfolger unter den Gelehrten unserer Zeit gefunden. Der berühmte Vossius gehöret von den ältern in diese Zahl: wie uns sein Buch von der Natur und Beschaffenheit der Dichtkunst deutlich zeiget. Ihn selbst anzuführen wäre zu weitläuftig. Wir wollen nur kürzlich seine Meinung anmerken. Er erkennet, daß Aristoteles und die grösten Gelehrten die Nachahmung menschlicher Handlungen in Erdichtungen, als das einzige Merkmahl, angesehen haben, wodurch sich eine Poesie von anderen Schriften unterscheidet. Er führet aber auch an, daß alle diese nachahmende Gedichte mehrentheils aus Liedern und Versen ihren Ursprung genommen haben, und daß sowohl der gemeine Mann, als auch einige Gelehrte allezeit bey diesem Begriffe von der gebundenen Schreibart geblieben sind. Um keinem von

beyden Unrecht zu geben, will er gerne beyde Begriffe behalten. Er theilet zu diesem Ende die Poesie in zweyerley Gattungen ein, in die niedrige, so die gebundene Rede und einen poetischen Geist erfodert, und in die höhere, so über dieses die Nachahmung der Handlungen in sich hält. Zu dieser rechnet er die Epopee und die dramatische Gedichte, zu jener aber Oden, Satiren, Elegien ꝛc. Beyde Arten kommen in nichts überein, als daß allenthalben Verse seyn müssen, und daß die Schreibart allenthalben durch einen poetischen Geist solle belebet werden. Wegen dieser poetischen Schreibart erkläret er sich zwar nicht deutlich. So viel uns aber das Ende des I. Cap. seiner Poetik Anlaß giebt zu schliessen, so verstehet er hiedurch nichts anders, als daß die Schreibart in Versen lebhafter, feuriger und verwegener seyn solle, wie in Prosa. Zum Endzweck der Dichtkunst macht er endlich sowohl Vergnügen als Nutzen. Dieses sind nun die Begriffe dieses berühmten Mannes. Wer siehet aber nicht, daß er hier den gemeinen und den aristotelischen Begrif eben so vermischet habe, wie Horaz (§. 54)? Von einer besonderen poetischen Schreibart finden wir zwar in Horazens Büchern keinen Grund; weil wir das gewöhnliche

Ingenium cui sit, cui mens divinior, atque os
Magna sonaturum, des nominis hujus honorem

vor keinen Beweis hievon annehmen, da solches aus der (§. 51.) besagten Stelle genommen ist, wo er nicht im Ernste schreibet, sondern nur aus politi-

schen Absichten den Namen eines Poeten von sich abzulehnen suchet. Und hierinn geht also Vossius vom Horaz ab. Da er aber sonst in allen mit ihm übereinkommt, so haben wir ihn deswegen in keine besondere Classe setzen wollen.

§. 64.

Der berühmte Despreaux, der seinen Landsleuten, nach dem Exempel des Horaz, eine Dichtkunst in Versen geliefert hat, und dessen Grundsätze und Regeln in Frankreich mit allgemeinem Beyfall angenommen werden, kommt in der That mit seinem Vorgänger überein. In dem I. und IV. Gesange handelt er lauter allgemeine Sachen ab: und wenn man das wenige ausnimmt, was er von der Regelmäßigkeit der Verse, und von dem Ursprunge und den verschiedenen Schicksahlen sowohl der alten griechischen und römischen, als der neueren Poesie in Frankreich schreibet, so giebt er fast lauter solche Regeln, die einer Poesie mit allen anderen Arten von Schriften gemein sind. Und aus diesen beyden Theilen kan man auch weiter nichts schliessen, als daß er zu allen Poesien Verse fodere, und daß man allezeit trachten solle, angenehm und nützlich zu schreiben. In den beyden mitleren Stücken handelt er von den besonderen Regeln aller Gattungen der Poesie. Er theilet diese Abhandlung so ein, daß er im II. Gesange von Oden, Eclogen, Elegien, Satiren, Sinngedichten, und andern dergleichen kleinern Schriften seine Gedanken eröfnet,

im III. Gesange aber von der Epopee, dem Trauer- und Lustspiel Regeln giebet. Zu diesen letzteren Gedichten erfodert er, mit dem Aristoteles und Horaz, Fabeln, und zwar wahrscheinliche Fabeln. Die ersteren aber, ausser den Eclogen, mögen erdichtete oder unerdichtete Sachen vorstellen, wenn nur die Verse regelmäßig, angenehm und erbaulich eingerichtet seyn. Und diese seine Meinungen bestätiget er deutlich durch seine eigene Ausübung. Wir brauchen ihn selber nicht anzuführen; weil seine Schriften in jedermans Händen sind, und sich also ein jeder von der Richtigkeit dieser Anmerkungen leicht überzeugen kan. Wer siehet aber nicht gleich, daß der Herr Boileau in allem denen Spuhren des Horaz gefolget sey?

§. 65.

Der Herr von Voltaire, der durch seine Poesien sich und Frankreich so viel Ehre erworben, gehöret gleichermassen unter die Nachfolger dieses Römers. In Heldengedichten und Schauspielen verlanget er allezeit Erdichtungen und Fabeln, und zwar solche, die nach der grösten Wahrscheinlichkeit eingerichtet sind. Wer hieran zweifelt, darf nur seine Abhandlung von der epischen Poesie, und seine Gedanken, so er hie und da von dramatischen Gedichten an den Tag leget, betrachten, und endlich seine Henriade, wie auch seine Schauspiele lesen, und sehen wie er selbige eingerichtet habe. Die übrigen Schriften, so er zur Poesie rechnet, als Oden, Sa-

tiren, Elegien 2c. können sowohl Erdichtungen, als würkliche Dinge vorstellen: wie seine eigene Ausübung in diesem Stücke zeiget. Zu allen Poesien aber fodert er nothwendig die gebundene Schreibart. Im I. Theile seiner Werke p. 345. behauptet er, daß man nichts prosaisches ein Gedicht nennen könne, ohne alle Ideen zu verwirren, und die Grenzen der Künste zu versetzen: und in der Vorrede seines Oedips, wie auch in seinem Tempel des guten Geschmacks bestätiget er selbiges. Endlich schliesset er auch weder das Vergnügen noch die Erbauung vom Endzwecke der Poesie aus.

§. 66.

Opitz, der sich um die deutsche Sprache so sehr verdient gemachet hat, muß nicht minder in diese Zahl gerechnet werden. In seinem Buche von der deutschen Poeterey im III. Cap. schreibet er zwar, daß die Poesie eigentlich im Nachäffen der Natur bestehe, daß sie die Dinge nicht so sehr beschreibe, wie sie seyn, als wie sie etwa seyn könnten oder solten, und nicht allezeit mit der Warheit übereinstimme, und daß sie sowohl zur Ergötzung, als zum Unterricht und zur Ueberredung der Leute diene. Und bey dieser Stelle solte man fast denken, daß er völlig mit dem Aristoteles übereinkomme. Siehet man aber auf den ganzen Inhalt des angezogenen Buchs; betrachtet man hiebey seine Poesien und Schriften: so erhellet leicht, daß er nur bey der Epopee, Comödie und Tragödie obiges von der wahrscheinlichen

Erdichtung gelten lasse, bey Elegien, Liedern, Sinnschriften, Satiren aber nur den gemeinen Begrif anwende. Man kan ihm demnach keinen anderen Begrif mit Grunde beylegen, als den Horaz gehabt hat (§. 54). Wir könnten hier noch den gelehrten Dacier, Morhoff u. a. m. anführen. Es sey aber dieses genug, zu zeigen, daß die drey Begriffe, welche bey den Alten so zu sagen die Herrschaft behauptet, auch in neueren Zeiten ihre Liebhaber gefunden haben. Nun lasset uns auch sehen, wie man diese Ideen, auf verschiedene Art, zu verbessern gesucht habe.

§. 67.

Einige, denen der gemeine Begrif wohl am besten gefält, und die doch die Poeten zu hoch halten, sie blosse Versmacher zu heissen, meinen darinn das wahre Merkmahl einer Poesie zu finden, daß in der gebundenen Rede die Schreibart allezeit sinnreicher, lebhafter, feuriger, erhabener und verwegener seyn müsse, wie in Prosa. Die ersten Poeten nemlich hatten sich bey dem Volke in das Ansehen gesetzt, daß sie vor ausserordentliche vor begeisterte Leute gehalten wurden, die aus Trieb der Götter redeten. Diese Einbildung machten sie sich bey ihren Absichten zu Nuze; und sie bemüheten sich die Leute mehr und mehr darinn zu bestärken. Daher konnten sie sich fast allezeit einer feurigen, einer hohen und prächtigen

Schreibart, ausserordentlicher und verwegener Ausdrücke und Bilder bedienen. Viele folgten auch nachmahls diesen Beyspielen, und nahmen sich dieselben Freyheiten, obgleich die Umstände und Einbildungen nicht mehr daureten, welche jene rechtfertigen konnten. Und so wurde es nach und nach fast zur Gewohnheit und Regel, daß man in Versen eine andere Sprache reden müste, und daß diese Gattungen der Schreibart einige nothwendige Verknüpffung damit hätten, oder daß zum wenigsten keine gebundene Schrift den Namen einer Poesie behaupten könne, wenn nicht diese Schreibarten darinn herrschen. Daher findet man auch schon manche Spuhren von dieser Meinung bey den Alten: aber einen herrschenden Begrif von der Poesie hat es weder bey den Griechen, noch bey den Römern abgegeben. In unseren Tagen hergegen hat sie nicht nur ihren Einfluß fast in alle die verschiedenen Begriffe von der Dichtkunst, sondern viele gründen so gar das ganze Wesen derselben auf diese Einbildung. Das erste haben wir schon an dem Beyspiele des Vossius gesehen. Und wer dieses auch bey mehrern suchen will, darf nur die poetische und critische Schriften lesen, welche noch täglich zum Vorschein kommen. Wer schreibet nunmehr wohl Regeln und Anleitungen zur Poesie, ohne dieses als einen Grundsatz zu behaupten? Wer tadelt nicht in seinen Beurtheilungen viele Scribenten, weil sie in ihren Versen nicht anders geredet haben, wie andere ehrliche Leute? Wer ist nicht, ohngeachtet alles Wie-

derspruchs, bereit, ihre Verse eine magere Prosa zu nennen?

§. 68.

Daß viele Franzosen sowohl wie Deutsche den ganzen Begrif einer Poesie hierauf bauen, kan auch nicht unbekannt seyn. Der Herr Racine hat in den Memoires de l' Academie Royale des Inscriptions & belles lettres zwey Stücke vom Wesen der Poesie geschrieben, und hierinn hat er in der That besagten Begrif festzusetzen gesucht. Wir wollen kürzlich den Inhalt dieser Abhandlungen mittheilen. Die fürnehmsten Mittel, so die Poesie anwendet, sagt er, sind die Verse, die Nachahmung, die Erdichtung und die Begeisterung. Da sie aber nicht alle zugleich brauchet, so sind sie ihr nicht alle wesentlich. Verse sind zwar immer nothwendig, aber nicht wesentlich. Neque enim concludere versum &c. Die Nachahmung ist nach seiner Meinung auch nichts wesentliches, weil die Comödie eine Nachahmung ist, und sich nach Horazens Bericht doch Leute gefunden haben, so ihr den Namen eines Gedichts abgesprochen. Er vermuthet auch nicht, daß jemand solches glaube, da es doch eine fast allgemeine Meinung der Gelehrten ist. Endlich läugnet er auch, daß die Erdichtung zum Wesen der Dichtkunst gehöre, und weil er gemerkt hat, daß sehr viele Gelehrte geneigt sind solches zu glauben, sucht er das Gegentheil weitläuftig darzuthun. Sein ganzer Beweis aber kommt darauf hinaus, daß man alle-

zeit bey den alten Römern, Galliern, Deutschen, Spaniern, Chinesern ꝛc. Lieder gesungen habe, um gewisse merkwürdige Geschichte, Sittenlehren und Religionssätze einzuschärffen und fortzupflanzen; und daß sich jederzeit Leute gefunden, die solche Lieder vor warhafte Gedichte erkannt haben. Nachdem er nun alles dieses vom Wesentlichen ausgeschlossen, und verworffen hat, so bleibt ihm nichts übrig, als die Begeisterung. Hierinn setzt er also das Wesen der Poesie. Er bestärkt solches dadurch, daß die Alten den Dichtern so oft eine göttliche Raserey und Eingebung zueignen. Hiebey verwirft er alle die verwirrete Erklärungen, die man gewohnt ist von dieser Sache zu geben. Er siehet die poetische Begeisterung als die natürliche Würkung unserer Leydenschaften an: und hieraus nimmt er einen neuen Beweis vor ihre Nothwendigkeit, weil er unbewiesen zum Grunde setzet, daß ein jedes Gedicht die Sprache eines gewissen Affekts sey. Um aber seinen Begrif von der Begeisterung desto besser einzusehen, so lasset uns ihn selber hören. „So bald, spricht „er, eine heftige Leydenschaft unser Gemüth ein„nimmt, so macht sie auch eine schleunige Verände„rung im ganzen Körper. Das Blut läuft ge„schwinder ꝛc. die heftige Bewegung der Lebensgeister „erhitzet auch unsere Einbildungskraft, und so gleich „stellen sich ein Haufen verschiedener Gedanken dar; „wir drucken sie in der grösten Geschwindigkeit aus, „und diese Eilfertigkeit erlaubt uns nicht, eine ge„wisse Ordnung zu halten; wir beobachten keine ge-

„wöhnli-

„wöhnliche Verbindungsarten; unsere Ausdrücke „sind verwegen, und fast nichts scheinet uns mehr „hyperbolisch zu seyn; so sehr hält uns der Gegen„stand beschäftiget, der uns rühret; wir ruffen, wir „fragen, wir reden abwesende und todte, ja leblose „Geschöpfe an, und in der Verwirrung, darinn „wir stehen, scheinet die ganze Natur an unserer „Sache Theil zu nehmen„. So beschreibt er uns die Begeisterung. Hierauf geht er zu einigen besonderen Gemüthsbewegungen, und zeiget, was die Freude, die Traurigkeit, die Bewunderung, der Zorn und die Liebe vor eine Sprache reden: und so heißt er uns mit Dreistigkeit schliessen, daß der poetische Stil nichts anders sey, als die Sprache der Affekten, und daß diese, wenn sie mit der gebundenen Rede verknüpft wird, das Werk zu einem Gedichte, und den Urheber zu einem Poeten mache. Er erkläret sich endlich, daß obgleich die Lebhaftigkeit der Bilder und die Kühnheit der Figuren, und nicht die Verse, das Wesen eines Gedichts ausmache, diese doch nothwendig damit verbunden werden müssen, um eine Poesie auszumachen, und daß keine prosaische Schrift diesen Namen behaupten könne, wenn sie gleich voller Begeisterung wäre. So zeiget uns der Herr Racine durch viele Umschweiffe, daß er zu einer Poesie weiter nichts fodere, als Verse, und eine lebhafte, feurige, erhabene und verwegene Schreibart. Der Herr Abt Massieu giebt auch nicht undeutlich zu verstehen, daß ihm dieser Begrif gefalle. Er behauptet aus-

drücklich, daß das Wesentliche der Poesie nicht sowohl im Sylbenmaaß und einer gewissen Ordnung der Worte bestehe, als vielmehr in der Pracht der Worte, in der Verwegenheit der Figuren, in der Lebhaftigkeit der Beschreibungen, und in einem gewissen glücklichen Feuer, so sich durch die ganze Rede ausbreitet, und selbige belebet. Man lese in den angezogenen Memoires seine Vergleichung des Homers und Platons, wie auch seine Vertheidigung der Poesie. Herr Arnold, in seinem Versuch einer systematischen Einleitung zur teutschen Poesie, erfodert ebenfals nichts zu einem Gedichte überhaupt, als Verse, und eine lebhafte und bewegliche Schreibart.

§. 69.

Einige haben auch den horazianischen Begrif zu verbessern, und den aristotelischen mit dem gemeinen geschickter zu verbinden gesucht. **Sie fodern nemlich zu einer Poesie 1) die gebundene Schreibart, 2) die Nachahmung der Sachen, es mögen solches würkliche oder nicht würkliche seyn, und 3) endlich, daß sie zum Vergnügen nnd Ueberredung diene.** Ein jeder siehet leicht, daß diese Erklärung von der Römischen und Horazianischen merklich unterschieden sey. Diese ist ein einfacher Begrif, da jene aus zwo verschiedenen Ideen bestehet, so sich nicht in eine zusammen bringen lassen. Hiernach ist es sowohl in Oden, Elegien, Satiren ꝛc. als in drama-

tischen

tischen und epischen Gedichten erlaubt, blosse würkliche Dinge vorzustellen; nach jenem steht solches nur bey den ersteren frey (§. 54). Der Herr Prof. Bock, aus Königsberg, hat uns durch seine zwo Dissertationen, von der Schönheit der Gedichte, gezeigt, daß er diesen, und keinen anderen Begrif von der Poesie hege. Der Herr Abt Fraguier, ein Mitglied der Academie des Inscriptions & belles lettres, indem er zu beweisen sucht, daß es kein ungebundenes Gedicht gebe, beweiset zugleich, daß dieses sein Begrif von der Poesie überhaupt sey. Er behauptet nemlich, der Poet sey nicht nur ein Nachahmer, sondern diese seine Nachahmung sey auch an die Verse gebunden; eine jede Kunst habe etwas mit anderen gemein, und etwas eigenes; nun habe der Poet dieses mit dem Mahler gemein, daß er die verschiedene Theile der Natur theils so wie sie sind abschildern, theils daraus etwas neues zusammen setzen müsse; jeder müsse aber solches auf seine Art ausführen; der eine habe Farben nöthig, um ein Bild, der andere habe Verse nöthig, um ein Gedicht zu verfertigen; und so wie also die Farben zum Wesen eines Gemähldes gehören, so gehören auch die Verse zum Wesen eines Gedichts. Man sehe die Memoires besagter Academie nach.

§. 70.

Den Aristotelischen Begrif hat der berühmte Canzler Baco, auf eine vernünftige Art zu verbessern gesuchet. Wir können nicht

nicht umhin, seine Gedanken selber unseren Lesern mitzutheilen, weil sie von wenigen mehr gelesen werden. Gleich im I. Cap. seines unvergleichlichen Buchs de dignitate & augmentis scientiarum schreibet er folgendergestalt: „Die beste Eintheilung „menschlicher Erkäntnis ist wohl diejenige, so uns „das dreyfache Vermögen der Seele, ihres Sizes, „an die Hand giebt. Die Historie gehöret zum Ge„dächtnis, die Poesie zur Einbildungskraft, und „die Philosophie zur Vernunft. Durch die Poesie „aber verstehen wir an diesem Orte nichts anders, „als eine erdichtete Historie oder Fabeln. Die „Verse machen nur eine gewisse Gattung der Schreib„art aus, und gehören zu den Künsten der Rede, „wovon an seinem Orte soll gehandelt werden. Die „Historie geht eigentlich nur auf einzele Dinge, die „dem Ort und der Zeit nach bestimmt sind. = = = „Die Poesie im besagten Verstande stellet auch nur „einzele Sachen vor, die aber erdichtet, und denje„nigen ähnlich gemacht sind, welche in wahren Ge„schichten vorkommen, doch so daß sie zuweilen die„se Grenzen überschreitet, und wie die Mahlerkunst „auch Sachen verbindet, die niemahls so in der Na„tur angetroffen werden ꝛc.„ Nachdem er nun in vielen Abschnitten und Capiteln von den verschiedenen Gattungen der Historie gehandelt hat, schreibet er im XIII. Capitel folgendermassen: „Nun kom„men wir zur Poesie. Diese ist, den Worten nach, „mehrentheils eingeschränkt, im Absehen auf die „Sachen aber frey und ungebunden: weswegen wir

„sie

„sie gleich im Anfange zur Einbildungskraft gere
„net haben, welche zuweilen so gar auf ganz ur
„laubte Verbindungen und Trennungen der Sac
„fällt. Die Poesie aber, wie wir schon angem
„haben, wird in zweyerley Verstande genomm
„nachdem man entweder auf den Ausdruck, o
„auf die Sachen siehet. Im ersten Verstande
„sie eine blosse Eigenschaft der Rede: denn die
„bundene Schreibart ist nur eine gewisse Gatt
„des Ausdrucks, und hat keine nothwendige V
„knüpfung mit den Sachen; da man sowohl wa
„Geschichte in Versen, als Erdichtungen in Pr
„schreiben kan. Im letzteren Verstande aber
„chen wir ein Haupttheil menschlicher Erkenn
„daraus, und setzen sie der Historie an die Se
„weil sie nichts anders, als eine willkührliche N
„ahmung würklicher Geschichte ist. Da wir
„hier die wahren Gründe und Wege aller Disc
„nen untersuchen, ohne uns an die Gewohnheit
„die eingeführte Eintheilungen in allem zu bind
„so finden hier die Satiren, Elegien, Sinnsc
„ten, Oden und dergleichen keinen Platz, und
„rechnen sie theils zur Philosophie, theils zu
„Künsten der Rede. Unter dem Namen der P
„aber handeln wir hier von willkührlich-erdich
„Geschichten.

„Ausser den Eintheilungen, welche die P
„mit der Historie gemein hat, z. E. in erdic
„Jahrbücher, Lebensläufe, besondere Erzehlun
„so kan man sie wohl am allernatürlichsten in di

„zehlende, dramatische und parabolische unterschei„den. Die erzehlende ahmet bloß die Historie nach, „so daß man sich leicht betriegen könnte, wenn sie „nicht zuweilen die Sachen allzu hoch triebe. Die „dramatische ist gleichsahm eine sichtbahre Historie, „und stellet uns die Begebenheiten wie in einem Bil„de als gegenwärtig vor, da die Historie selbige als „vergangen zeigt. Die parabolische endlich ist eine „Historie mit einem Gegenbilde, welche uns die „Warheiten des Verstandes sinnlich machet.

„Was nun die erzehlende Poesie anlanget, so „man meinethalben auch die heroische nennen mag, „wenn solches nur im Absehen auf die Sachen, und „nicht der Verse wegen geschiehet: so scheinet selbige „einen sehr edlen Ursprung zu haben, und sich auf „die Hoheit der menschlichen Natur zu gründen. „Da die sichtbahre Welt der vernünftigen Seele kei„ne Genüge leistet; so scheinet uns die Poesie zu „liefern, was die Historie versagt, und in Ermang„lung würklicher Sachen mit Schatten und Bildern „derselben das Gemüth zu vergnügen. Denn so „bald man die Sache etwas tiefer einsiehet, kan „man aus der Poesie sicher schliessen, daß die Nei„gung und das Verlangen der menschlichen Seele „auf eine ansehnlichere Grösse, auf eine vollkomme„nere Ordnung, und auf angenehmere Abwechslun„gen gehe, als nach dem Falle in der Natur angetroffen „werden. Da also die würkliche Thaten, so die „Historie enthält, diese Grösse nicht erreichen, die „unsere Seele vergnüget; so ist die Poesie da, um

„heroi-

„heroischere Begebenheiten zu erdichten. Da in der „Historie die Sachen nicht erfolgen, wie Tugend „und Laster es erfodern; so verbessert solches die Poe„sie, und theilet Glück und Unglück nach Verdienst „aus, und wie es der ewigen Vorsehung anständig „ist. Da die Historie durch eine fast beständige „Gleichförmigkeit ihrer Begebenheiten unserer Seele „einen Ekel erwecket; so ergötzet sie die Poesie durch „Zufälle, die unerwartet, verschieden und voller „Abwechslungen sind. Und auf solche Art erweckt „diese Poesie nicht allein Vergnügen, sondern ist „auch fähig unsere Seele zu erheben und die Sitten „zu bessern. Weswegen man auch leicht was gött„liches darinn zu finden meinen könnte, weil sie das „Gemüth aufrichtet und erhebet, indem sie die ab„gebildeten Sachen nach dem Verlangen der Seele „einrichtet, und nicht mit der Vernunft und Histo„rie selbige zwingt, sich nach den Sachen zu beque„men. Durch diese Lockungen nun, durch diese „Uebereinstimmung womit sie der menschlichen See„le schmeichelt, wie auch durch Beyhülfe der Musik „hat sie sich allezeit einen Zugang und Ehre erwor„ben; und dieses selbst in den rohesten Zeiten und „bey den wildesten Völkern, wo sonst keine Erkennt„nis und Lehre statt gefunden hat.

„Die dramatische Poesie, so die Schaubühne „vor ihre Welt erkennet, könnte nicht geringen Nu„zen schaffen, wenn sie nicht verderbt wäre. Die „Schaubühne ist sowohl einer guten Einrichtung, „als grosser Misbräuche fähig: und an dem letzte-

„ren

„ren zwar ist kein Mangel; das erste aber wird in „unseren Zeiten ganz verabsäumet. Ob man nun „gleich bey uns diese Schauspiele vor eine blosse „Gaukeley hält, wenn sie nicht ganz satirisch und „beissend sind: so weiß man doch, daß die Alten „sehr viel darauf gehalten haben, und zwar in der „Absicht, daß sie die Menschen zur Tugend anfüh„ren solten. Ja die vernünftigsten Leute und grö„sten Philosophen haben sie vor eins der kräftigsten „Mittel hiezu angesehen. Und es hat auch seine „vollkommene Richtigkeit, und ist gleichsahm eine „verborgene Eigenschaft der Natur, daß unsere Ge„müther in Gesellschaft anderer leichter Eindrücke „leyden, und in Bewegung gesetzet werden, als „wenn wir allein sind.

„Die parabolische Poesie endlich giebt den vo„rigen nichts nach, und kan als etwas heiliges und „erhabenes angesehen werden; weil die Religion sich „derselben insonderheit bedienet, um uns die göttli„chen Warheiten zu erläutern. Dennoch trift man „auch diese durch den leichtsinnigen Misbrauch der „Allegorien sehr verunehret. Es kan selbige auf „zweyerley verschiedene Art gebraucht werden: ent„weder zur Einhüllung einer Sache, oder zur Er„läuterung. Hier dienet sie zum Unterricht, dort „zur Versteckung. Und zwar ist die Art durch Pa„rabeln zu lehren in den ersten Zeiten mehrentheils „im Gebrauch gewesen. Denn alle die Warheiten „und Erfindungen der Vernunft, die auch jezo ganz „bekannt und gemein sind, waren damahls noch neu

„und

„und ungewöhnlich, und folglich den Menschen zu „hoch, wenn sie nicht durch dergleichen Bilder und „Beyspiele sinnlich gemacht wurden. Daher ist bey „ihnen alles voll von Fabeln, Parabeln, Räzeln „und Gleichnissen. Daher sind die Fabeln des Ae„sop, die Sprüche des Pythagoras und die Räzel „des Sphinx entstanden. Ja die Sprüchwörter „der Alten erklärten fast allezeit die Sachen durch „Gleichnisse. Und Menenius Agrippa hat einen „Aufruhr der ersten Römer, als eines noch rohen „und unwissenden Volks, durch eine Fabel gedäm„pfet. Wie man ehe hieroglyphische Bilder, als „Buchstaben gehabt hat; so sind auch die Parabeln „ehe, als ordentliche Gründe und Vernunftschlüsse „im Gebrauch gewesen. Und die Parabeln verlieh„ren auch noch nicht, und werden auch niemahls ih„ren Nuzen verliehren, da sie klärer und geschickter „sind, als Vernunftschlüsse und würkliche Beyspie„le. Zum andern wird nun die parabolische Poesie „zur Verdeckung gebraucht, wenn gewisse Sachen, „wegen ihrer Würde und Hoheit, eine Art von „Decke verlangen. So kan man einige Geheim„nisse der Religion, der Staatskunst, der Philo„sophie in Fabeln und Parabeln einhüllen. :c. :c.„

Wer diese Gedanken mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet, wird leicht merken, daß Baco in der That den aristotelischen Begrif behalten und selbigen nur auf eine vernünftige Art erweitert habe. Was er eigentlich dabey geändert habe, und wie glücklich

glücklich oder unglücklich er dabey gewesen sey, werden wir im II. Abschnitte mit mehreren sehen.

§. 71.

Nunmehro müssen wir auch des berühmten Herrn Prof. Gottscheds Gedanken von der Poesie anführen, weil sich selbige auf alle vorhergehende Begriffe beziehen, und sich also dadurch von allen vorigen unterscheiden. Er hat seine critische Dichtkunst in zween Theilen abgefaßt. Der erste ist zu den allgemeinen, der andere zu den besonderen Begriffen und Regeln bestimmet. Wenn also beyde Theile in allem übereinstimmeten, und das ganze Buch systematisch geschrieben wäre; so dörfte man nur seine allgemeine Erklärung mit wenig Worten anführen. Wir finden aber vor nöthig, diese gegebene Erklärungen, die er zum Grunde zu legen scheint, von denen Begriffen wohl zu unterscheiden, worauf sich sein ganzes Buch in der That gründet. Wer das II. Cap. des I. Theils gelesen hat, wird wissen, daß nach der gegebenen Erklärung des Herrn Verfassers nichts zu einem Gedicht erfodert werde, als 1) die Nachahmung natürlicher Dinge, und 2) der Wohlklang oder die Harmonie der Rede. Diese angegebene Merkmahle erkläret er im folgenden weitläuftig. In den IV. Cap. handelt er von der gedachten Nachahmung natürlicher Dinge. An statt eine allgemeine Erklärung zu geben, theilet er sie gleich in ihre Gattungen ein; und dieser setzet er drey: 1) eine Beschreibung oder lebhafte Ab-

schilderung einer Sache, 2) wenn der Poet selbst die Person eines anderen spielet, oder einem, der sie spielen soll, solche Worte und Handlungen vorschreibt, die sich in gewissen Umständen vor ihn schicken, und endlich 3) die Fabel. Den Wohlklang aber, dessen er in obiger Definition gedacht, erkläret er im XII. Cap. bloß durch die gebundene Schreibart, oder, wie er selber sagt, durch alles, was ausser der Music an Versen ins Gehör fällt, und belustigen kan. Dieses sind nun die Erklärungen, so der Herr Professor zum Grunde zu setzen scheinet: und hienach würde man ihn ohne Zweifel unter diejenigen setzen müssen, welche den verbesserten horazianischen Begrif hegen (§. 69). Aber man würde ihm auch ohne Zweifel unrecht thun. Zum wenigsten kan man diese Erklärungen nicht als diejenigen angeben, nach welchen seine ganze Poetik ausgearbeitet ist. Sobald man selbige als die ersten und wahren Grundbegriffe annimmt, woraus alles übrige durch eine richtige Folge fliesset; so wird man unzehliche Schwierigkeiten und Zweifel finden, und viele Säze, Regeln, Begriffe, ja ganze Gattungen von Poesien vor Kinder ohne Vater erkennen. Die beyden zulezt genannten Arten der Nachahmung gehören unstreitig zu den Erdichtungen; und bey diesen erfodert er auch die Wahrscheinlichkeit. Von der ersten Gattung aber hat sich der Herr Professor nicht erklärt. Soll dieses nun eine Beschreibung erdichteter oder würklicher Sachen seyn? Bey einer genauen Untersuchung erhellet leicht,

daß

daß er beyde Fälle hieherrechne. Zwar spricht er im IV. Cap. p. 123. des Lucans Pharsal, und anderen dergleichen lebhaften Beschreibungen würklicher Thaten den Namen eines Gedichts ab: eine kleine Aufmerksamkeit aber zeigt uns bald, daß solches nur im Absehen auf die Etymologie der Wörter: Dichtkunst und Gedichte geschiehet. Und so wird man es auch bey anderen wiedrigscheinenden Stellen finden, daß der Herr Verfasser seine Sätze nur nicht genug bestimmet habe. Solte er auch zu dieser Gattung der Nachahmung nothwendig erdichtete Sachen foderen; so würden alle Arten der Nachahmung Erdichtungen zum Grunde setzen. Wie könte er denn aber Oden, Elegien, Satiren, Briefe, Sinnschriften rc. zu Gedichten gemacht, und Regeln und Exempel so eingerichtet haben, daß keine Spuhr von einiger Nothwendigkeit der Erdichtung angetroffen wird? Hieraus ist also klar, daß der Herr Professor mit unseren oben festgesetzten Begriffen von der Nachahmung völlig übereinkomme, und daß er nur die ähnliche Vorstellung würklicher Dinge und die wahrscheinliche Erdichtung Nachahmungen nenne. Gehet nun alle Nachahmung auf würkliche, oder auf erdichtete und als würklich vorgestelte Sachen; und sind dieses in beyden Fällen nur einzele Dinge, wie bekannt ist: so gehet sowohl nach unseren, als seinen eigenen Begriffen, alle Nachahmung nur auf einzele Dinge. Solte er nun seine Dichtkunst nach dem angeführten Begrif ausgearbeitet haben; und solte die Nachahmung ei

unen

unentbehrliches Merkmahl, ja wie er oft saget, das Wesentliche eines Gedichts seyn: wie könnte er dogmatische Schriften und Abhandlungen zu Gedichten gemacht haben? Ich weiß wohl, und werde es zu seiner Zeit gründlich beweisen, daß man auch allgemeine Sachen und Warheiten in Erdichtungen einhüllen und vortragen könne. Die Regeln des Herrn Gottscheds aber, und sein beygefügtes Exempel vom Ursprunge des Bösen zeigen deutlich, daß er auch solche gebundene Schriften hieher rechne, welche allgemeine Warheiten und Lehren, ohne alle Erdichtung, frey vortragen: und hier ist keine Nachahmung. Wer hievon des Herrn Gottscheds Meinungen noch näher untersucht, wird finden, daß er zu Heldengedichten, Romanen, Tragödien, Comödien und Schäfergedichten nichts als wahrscheinliche Erdichtungen erfodere (S. das III. IX. X. XI. Cap. des II. Theils); und daß hergegen in den übrigen sowohl Erdichtungen, als Nachahmungen würklicher Dinge, ja in dogmatischen so gar allgemeine Untersuchungen, Lehren und Schlüsse statt haben: wie solches alle übrige Capitel des II. Theils ausweisen. Ausser der Nachahmung giebt er auch die gebundene Schreibart, in den oben angeführten Erklärungen, als ein beständiges Merkmahl einer Poesie an; und er scheinet solches noch mehr zu bestätigen, wenn er im V. Cap. des I. Theils p. 147. und im X. Cap. p. 289. die Schreibart eines Poeten der ungebundenen entgegen setzet. Indessen ist auch dieses nicht sein Ernst. Wie könnte er sonst

an so vielen Orten ganze Gedichte in ungebundener Rede zugeben? Seine wahre Meinung ist vielmehr diese, daß Oden, Elegien, Satiren und dergleichen nothwendig in Versen abgefaßt seyn müssen, um den Namen einer Poesie behaupten zu können, und daß hergegen die grösseren epischen und dramatischen Fabeln auch ohne Verse Gedichte bleiben: wie ein jeder aus seinem eigenen Buche sehen kan. Wäre endlich die Nachahmung entweder allein, oder mit der gebundenen Schreibart zusammen das einzige und beständige Merkmahl eines Poeten und eines Gedichts; und fliesset hieraus nicht die geringste Nothwendigkeit einiger anderen Schreibart: wie könnte er im XI. Cap. fodern, daß ein Poet allezeit lebhafter, feuriger, sinnreicher rc. schreiben solle, wie er in Prosa gethan hätte? Aus diesen wenigen Anmerkungen erhellet leicht, daß der vom Herrn Professor angegebene allgemeine Begrif derjenige nicht sey, nach welchem seine critische Dichtkunst ordentlich ausgearbeitet ist. Er nimmt selbigen nur an, insoweit er einen allgemeinen Begrif nöthig hat, um einige Säze von einer Poesie überhaupt abfassen zu können. Wenn er aber mit besonderen Gattungen der Gedichte zu thun hat, so sezet er denselben ganz aus den Augen, und brauchet bald den Aristotelischen, bald den gemeinen Begrif, nachdem sich dieser oder jener besser vor eine gewisse Art von Gedichten zu schicken scheinet. Daher kommt es, daß viele, die nicht selber systematische Köpfe haben, dieses Buch auf so verschiedene Art verstehen, und es theils unbilliger weise tadlen, theils

gewisse Begriffe zu bestärken anführen, die in der That nicht darinn enthalten sind. Doch wir wollen uns hiebey nicht länger aufhalten. Wir wollen nur kürzlich diejenigen Begriffe anzeigen, die darinn in der That zum Grunde liegen. **Das Wesen der grösten und wichtigsten Stücke, als der Heldengedichte, der Romanen, der Schauspiele etc. setzet er in der wahrscheinlichen Fabel, und die Verse siehet er hiebey nur vor was zufälliges an. Bey den übrigen Arten, als Oden, Elegien, Satiren etc. hält er die gebundene Schreibart vor etwas wesentliches und nothwendiges, und die Erdichtung hergegen vor was zufälliges. Aber in allen diesen Gedichten soll die Schreibart poetisch seyn d. i. mehr Einbildungskraft Lebhaftigkeit, Witz, Feuer und Zierrathe zeigen, wie in anderen Schriften; in allen soll man sowohl zu belustigen, als zu erbauen suchen.** Dieses sind die wahren Begriffe, so in der critischen Dichtkunst zum Grunde liegen: ich nenne es Begriffe, weil sie sich in einen nicht bringen lassen.

§. 72.

Diese Begriffe des Herrn Gottscheds haben nicht wenig Anhänger unter den Deutschen. Man findet dieselben in den mehresten Schriften, so seit einiger Zeit sowohl in Leipzig, als anderen Orten herausgekommen sind. Selbst des Herrn Bodmers und Breitingers Gedanken sind so sehr von denselben nicht

unterschieden, als uns einige Umstände zu überreden scheinen. Ueberhaupt nennen sie die Poesie eine Nachahmung der Natur; und ob sie gleich aus der Nachahmung des nicht würklichen oder aus den wahrscheinlichen Erdichtungen das Hauptwerk machen; so rechnen sie doch auch die Nachahmung des würklichen hieher. Was die gebundene Schreibart anlanget; so setzen sie ebenfals bald die Poesie der Prosa, und diese jener entgegen, als wenn die Verse ein nöthiges und wesentliches Stück derselben wären, bald erklären sie selbige vor etwas zufälliges. Sie sehen auch alle lebhafte Bilder, Gleichnisse, erhabene Ausdrücke und Figuren als etwas an, so der Poesie eigen ist, und so andere Künste nur von ihr entlehneten, wenn sie desselben benöthiget wären. Wenn also von der Poesie überhaupt die Rede ist, so kommen diese gelehrte Männer mit dem Herrn Gottsched im Grunde überein, ausser daß sie das Vergnügen zur Hauptabsicht machen, und der Poesie das erbauliche Ergötzen zum Zweck setzen, da es bey jenem die angenehme Erbauung ist. Von den besonderen Gattungen haben sie zwar nicht weitläuftig gehandelt. Indessen geben sie uns doch zu erkennen, daß sie, in Ansehung der Epopee und der grösseren dramatischen Gedichte, die Regeln und Muster billigen, die nach den Aristotelischen Begriffen abgefasset sind; und daß sie auch Satiren, Elegien, Oden, Sinnschriften, dogmatische und andere so genannte Poesien vor Gedichte paßiren lassen, und die Begriffe und Regeln des Boileau, du Bos, Opiz ꝛc. von dieser Art Schriften billigen. Wie kan man also

anders

anders schliessen, als daß sie in den grösseren epischen und dramatischen Gedichten zwar wahrscheinliche Erdichtungen, aber nicht die Verse, in den kleinern aber die gebundene Schreibart, und nicht die Erdichtung vor was nöthiges und unentbehrliches halten? Wie könnten sie diesen die Verse, oder jenen die Fabel rauben, und doch diese und dergleichen Urtheile an den Tag legen? Und man kan dieses desto sicherer folgern, weil sie sich die Aufrichtigkeit überhaupt zur Regel in ihren Urtheilen machen, und keinem Scribenten aus Gefälligkeit oder anderen Absichten, etwas schenken, oder ihm beypflichten. Man lese selber die critische Schriften dieser gelehrten Männer, und insonderheit des Herrn Breitingers critische Dichtkunst, und des Herrn Bodmers Abhandlung von poetischen Gemählden.

§. 73.

Ausser diesen herrschenden Begriffen, hat Herr Alex. Gottl. Baumgarten, vor einigen Jahren, in seiner Dissertation de nonnullis ad poema pertinentibus, einen ganz neuen Begrif von einem Gedicht gegeben, welcher unserer Aufmerksamkeit wehrt ist, weil er vom Herrn Baumgarten kommt. **Er erkläret §. IX. ein Gedicht, daß es sey** *oratio sensitiua perfecta*, **eine Rede oder Schrift, die vollkommen sinnlich ist. Eine Rede** nennet er **sinnlich**, insoweit die darinn ausgedruckte Vorstellungen sinnlich sind §. IV. und **sinnliche Vorstellungen** heißt er, welche man der unteren

erkennenden Kraft zu danken hat §. III. **vollkommen sinnlich** nennet er endlich **eine Rede**, insoweit das mannigfaltige darinn auf die Erkenntnis sinnlicher Vorstellungen abzielet §. VII. Daraus leitet er nun her, daß einzele Dinge, Beyspiele, sinnliche Begierde, Gleichnisse, Beschreibungen, Träume, Erdichtungen, wunderbahre Sachen, eine tropische, zierliche, wohlklingende Schreibart rc. in einem Gedichte können angewendet werden. Von der gebundenen Schreibart behauptet er §. CV. daß sie sowohl in sinnlichen Reden und Gedichten, als ausser denselben könne gebraucht werden. Dieses sind nun, meines Erachtens, alle die verschiedenen Begriffe von der Dichtkunst, welche hier in Betrachtung gezogen zu werden verdienen. Und hiemit endigen wir den historischen Abschnit unserer Abhandlung, der uns ohne dem länger gerathen ist, als wir im Anfange vermuthet hätten.



Zweyter

Zweyter und dogmatischer Abschnit.

I. Hauptstück.

Von Erdichtungen und ihrer Wahrscheinlichkeit.

§. 74.

Nachdem wir gesehen haben, was vor verschiedene Begriffe sowohl in alten als neueren Zeiten geherrschet haben; so ist es nunmehro, nach unserer (§. 15.) gemachten Einrichtung, Zeit, zur Untersuchung der Sache selber zu schreiten. Ueberhaupt kommt hiebey in Betrachtung 1) der Endzweck der Dichtkunst, 2) das Mittel, so sie anwendet, solchen zu erreichen, und 3) das Erkenntnis von beyden (§. 12): und da wir uns zur Regel gemacht haben so wenig wie möglich von den gewöhnlichen Meinungen abzugehen (§. 13); so müssen wir auch auf alles das unser Augenmerk richten, was die verschiedenen Erklärungen der Dichtkunst hievon an die Hand geben. Was nun die Art der Erkenntnis oder das genus der Definition anlanget, so findet man freylich einigen Streit darüber, ob die Poesie eine Kunst, oder eine Wissenschaft, oder eine Fertigkeit, u. s. w. zu nennen sey. Dieses braucht aber keine weitläuftige Untersuchung. Wird sie theoretisch und subjective genommen, und man besitzet eine gründliche Erkenntnis; so ist es eine Wissen-

enschaft: sonsten kan man sie bloß eine Erkenntnis, der auch anders nennen. Praktisch geommen ist e eine Fertigkeit, Kunst, 2c. Nimmt man sie objecti- e, so nennet man sie auch eine Wissenschaft, wenn lles darinn demonstriret wird; ausser diesem nur berhaupt eine Disciplin. Dieses alles ist, in un- eren Tagen vollig ausgemacht. Im Absehen auf en Endzweck ist man ebenfals, wie wir gesehen aben, nicht einig, indem einige das blosse Vergnü- en, andere nur den Nuzen, und noch andere bey- es zugleich, wiewohl auf verschiedene Art, zur Ab- cht der Dichtkunst machen. Da nun sehr viel dar- n gelegen ist, daß die Absicht derselben nicht zweif- lhaft sey; so verdienet solches eine ausführliche Be- achtung. Wegen des Mittels der Dichtkunst ist, ach den vorigen Capiteln noch mehr Streit und ngewisheit vorhanden, da man solches bald im Bohlklang der Verse, bald in der wahrscheinlichen rdichtung, bald in Verbindung der Verse und der rdichtung, bald noch in etwas anders zu finden einet: und dieses ist hiebey das wichtigste, weil h die Dichtkunst durch die Mittel, so sie brau- et, mehrentheils von den übrigen Disciplinen un- rscheidet, und weil von Bestimmung derselben die anze Abhandlung der Dichtkunst abhanget. Alle iese Sachen also kommen hier in Betrachtung. Von allen diesen Sachen müssen wir deutliche und eterminirte Begriffe und Säze haben, um unse- n Zweck zu erreichen. Nun wäre es uns sehr an- enehm, und würde dadurch unsere Arbeit sehr er-

leichtert

leichtert werden, wenn wir selbige aus anderen Büchern zum Grunde setzen und anführen könnten. Da aber dieses nicht ist, so sind wir gezwungen, diese Materien, insoweit sie zu unserer Absicht dienen, selber abzuhandeln. Wir wollen demnach von der wahrscheinlichen Erdichtung den Anfang machen.

§. 75.

Wir verstehen hier durch **die Erdichtung** eine Vorstellung desjenigen, so im gegenwärtigen Zusammenhange der Dinge nicht würklich vorhanden ist, als wenn es würklich wäre: und dasjenige, was als würklich vorgestellet wird, da es doch nicht würklich ist, heißt insoweit **erdichtet**. Wir gehen, mit gutem Bedacht, von der Gewohnheit der neueren Kunstlehrer ab, welche mehrentheils die Wahrscheinlichkeit und moralische Absichten, ja wohl gar insbesondere die allegorische Bedeutung in die Erklärung einer Erdichtung überhaupt bringen. Wir meinen unserer Pflicht eine Genüge zu leisten, wenn wir den Begrif so einrichten, wie es sowohl der Gebrauch im Reden, als die Beschaffenheit der Dichtkunst erfodert. Um den Gebrauch und die gewöhnliche Bedeutung dieses Worts zu finden, darf man nur alle Erdichtungen ansehen, die in Wissenschaften, im gemeinen Leben und in Gedichten angetroffen werden. Nun nennet man es in Rechten eine Erdichtung, wenn man sich beym Jure postliminii vorstellet, als wenn jemand nicht wäre gefangen gewesen, der doch in der That aus der Ge-

ıgenschaft zurückkommt, wenn man beym lege
ɔrnelia annimmt, als wäre der Vater vor der Ge-
ıgenschaft gestorben, da doch solches erst hernach
schehen ist, ꝛc. Man nennet es in der Mathe-
ıtik dichten, wenn man sich zuweilen vorstellet,
; wenn eine gewisse Linie gezogen, verlängert, ge-
:ilet wäre, da doch solches nicht ist. Man sagt,
: Begrif einer moralischen Persohn gründe sich auf
e Erdichtung, weil man sich darinn ganze Ge-
schaften, Staaten und Republiken als so viele
zele Personen im Stande der natürlichen Freyheit
:stellet. Und eben so findet man es bey allen übri-
ı Erdichtungen so in Wissenschaften vorkommen.
as die Erdichtungen der Poeten betrift, so weiß
jeder, daß sie deswegen so genannt werden, weil
s darinn etwas als wahr und würklich beschrieben
d erzehlet wird, was doch niemahls geschehen und
:handen gewesen ist. Also haben denn überhaupt
: Erdichtungen dieses gemein, daß dadurch aus
oissen Absichten etwas so nicht ist vorgestellet wer-
, als wenn es wäre; nur daß man hiebey bald
' die Möglichkeit, bald auf die Würklichkeit, bald
' eine gewisse Beschaffenheit der Sachen gehe.
ı wir aber hier die Erdichtung so erklären müssen,
: es die Absicht der Dichtkunst erfodert, so müs-
wir dabey auf die Würklichkeit sehen: wie alle
beln der Poeten solches zeigen. Indem wir die
dichtung eine Vorstellung nennen, so verstehen
: dadurch sowohl die Vorstellung im Verstande,
die äussere Vorstellung durch Bilder und Wor-

te.

te. Wenn wir weiter hinzufügen, daß sie das nicht würkliche, als würklich, vorstelle, so wird dabey auf keine Zeit gesehen. Die Sache mag als vergangen, oder gegenwärtig, oder künftig vorgestellt werden, wenn ihr nur die Würklichkeit zugeschrieben wird.

§. 76.

Alle Sachen, die man sich vorstellen kan, sind entweder so beschaffen, daß alles, woraus sie bestehen, zugleich und zusammen vorhanden ist, oder sie bestehen gleichsahm aus vielen Theilen, die alle auf einander folgen, und nicht zugleich und zusammen vorhanden sind. Alle diese Sachen, darinn man eine Reihe auf einander folgender Dinge wahrnimmt, oder bey welchen das, woraus sie bestehen, nur nach einander entsteht, pflegt man **Begebenheiten** zu nennen. Vor die andern ist noch kein besonderer Nahme im Gebrauch. Daß dieser Unterscheid und diese Benennung gegründet und gebräuchlich sey, kan man leicht durch Beyspiele sehen. Ein Felsen, ein Mensch, ein Hauß, Feld, Garten, ꝛc. hat alles, was sein Wesen ausmacht, zugleich: aber niemand wird auch diese Dinge unter die Begebenheiten zählen. Ein Zweykampf hergegen, eine Reise, ein Meuchelmord, und überhaupt alle Handlungen der Menschen und Thiere, die Veränderungen und Bewegungen der Körper sind Dinge, bey denen man nicht alles das, woraus sie bestehen, zugleich antrift: aber was ist gewöhnli-

cher,

cher, als daß man diese Sachen Begebenheiten der Natur, der Menschen, ꝛc. nennet?

§. 77.

Nach diesem Unterscheide der Sachen müssen auch die Erdichtungen unterschieden seyn, nachdem sie dieser oder jener Art Sachen vorstellen (§. 75). Die Erdichtung einer Begebenheit, oder die Vorstellung einer erdichteten Begebenheit nennen wir **eine Fabel**: eine solche Erdichtung hergegen, die uns so etwas vorstellet, was alles, woraus es besteht, zugleich hat, wollen wir ein **Dichtungsbild** nennen. Bey Erklärung der Fabel gehen wir nicht im mindesten vom Gebrauch ab. Die Reise des Aeneas nach Italien, wie sie Virgil beschreibt, den Ursprung der Venus aus dem Meerschaum ꝛc. zählet einjeder unter die Fabeln; aber die Venus, den Aeneas, die Minerva ꝛc. wird niemand leicht mit diesem Nahmen belegen. Wer siehet also nicht, daß die Gewohnheit dieses Wort bloß an erdichtete Begebenheiten gebunden habe? Selbst Aristoteles ist von dieser Bedeutung nicht abgegangen, als insoweit seine Absicht es erfodert hat. Denn da nach seiner Meinung bloß die wahrscheinliche Erdichtungen zur Poesie gehören, und er diese nur allein eine Nachahmung nennet (§. 30); da er weiter alle Nachahmung an Handlungen bindet (§. 25.) und keine andere Poesien setzet, als die auf die Handlungen und Begebenheiten der Götter und Menschen gehen (§. 20, 21): so hat er freylich in seiner Poe-

tik die Fabel nicht anders erklären können, als d
die Nachahmung einer Handlung. Wenn abe
nige neuere sie erklären, daß sie eine unter gew
Umständen mögliche Begebenheit, eine unter
Allegorie einer Handlung versteckte Lehre ꝛc. sey:
iehet man leicht, daß sie nicht auf eine Fabel i
haupt sehen, und daß sie vieles in die Erklä
ringen, so ausser derselben zu beweisen ist.
ie Dichtungsbilder anlanget, so ist diese Be
nung freylich in diesem Verstande neu und u
wöhnlich. Da aber die Sache an sich selbs
indet ist, und kein besonderer Nahme dazu
ebrauch ist: so muß man uns erlauben, e
ach Gutdünken zu wehlen. Im übrigen ist
eitläuftigen Beweis klar, daß alle Erdichtun
weder zu den Dichtungsbildern, oder zu den
eln gehören; weil Begebenheiten und zugleich
ndene Dinge (§. 76), und also auch Dichtu
lder und Fabeln sich einander so entgegen ge
nd, daß keine dritte Gattung statt haben kön

§. 78.

Eine Begebenheit besteht aus lauter Din
ren nur eins nach dem anderen entstehet, und
steht zusammen bestehen und dauren (§. 76).
er eins an die Stelle des andern kommt, so
man solches eine Veränderung: wie aus
lehre bekannt ist. Eine Begebenheit b
aus lauter Veränderungen. Weiter ist
keine Veränderungen vor sich allein bestehen

nen, sondern allezeit ein gewisses Subjekt erfodern, so während der Veränderung fortdauret. Folglich setzet eine jede Begebenheit ein gewisses Subjekt zum Grunde. Wird nun aber zur Vorstellung einer Begebenheit nichts erfodert, als daß man sich eine fortdaurende Sache mit einiger Abwechselung ihres Zustandes, oder Veränderung vorstellet; so lassen sich von allen endlichen Substanzen Begebenheiten erdenken. Denn sie haben was fortdaurendes an sich, und sind dabey durchaus veränderlich. Das unendliche Wesen, oder Gott, ist zwar an sich unveränderlich; dem ohngeachtet können wir uns einiges in ihm, als eine Veränderung, vorstellen: weswegen selbst die Philosophen ihm modos per eminentiam zueignen. Also lassen sich auch Begebenheiten erdenken, davon Gott selbst das Subjekt ist. Da nun der Begrif einer Fabel nichts weiter enthält, als die Vorstellung erdichteter Begebenheiten (§. 77); so lassen sich von allen denen Dingen Fabeln machen, wovon sich Begebenheiten erdenken lassen, und also sowohl von allen endlichen Substanzen, als von Gott selbst. Aus diesem Grunde kan man die Fabeln in mancherley Gattungen unterscheiden, und sie von dem Subjekte der vorgestellten Begebenheit benennen. So kan man es **göttliche Fabeln** nennen, darinn die vorgestellte Begebenheit den unendlichen Gott selbst zum Subjekt hat. Z. E. wenn man eine sichtbahre Erscheinung Gottes, eine übernatürliche Offenbahrung seines Willens rc. dichtet. So werden es **Fabeln**

von

von leblosen Dingen seyn, darinn leblose Substanzen, als Bäume, Felsen, rc. das Subjekt der Begebenheit abgeben; **thierische Fabeln**, darinn es unvernünftige Thiere; **menschliche Fabeln**, darinn es Menschen sind. Und diese letzte können noch weiter unterschieden werden in **Heldenfabeln**, **Schäfferfabeln**, rc.

§. 79.

Ausser dem Subjekt ist, wie wir gesehen haben, bey einer Begebenheit auch der Zusammenhang der Veränderungen zu betrachten. Nun können darinn oft Veränderungen vorkommen, die zusammen betrachtet schon vor sich ein ganzes und eine Begebenheit, aber in Ansehung der anderen nur ein Theil ausmachen: daß also eine Begebenheit zuweilen sich in andere kleinere zertheilen läßt. Z. E. eine Schlacht wird wie eine Begebenheit angesehen: aber wie viele besondere Anreden, Angriffe, Schwenkungen, Märsche, Zweykämpfe rc. können nicht darinn vorkommen, die alle, als besondere Begebenheiten anzusehen seyn? Es giebt aber auch Begebenheiten, darinn keine ganze Begebenheit, als ein Theil, angetroffen wird. Eine Begebenheit, darinn keine ganze Begebenheit, als ein Theil, angetroffen wird, nennet man **eine einfache**, in der man aber ganze Begebenheiten, als Theile, antrift, **eine zusammen gesetzte Begebenheit**. Da Fabeln Begebenheiten vorstellen (§. 77); so findet bey ihnen derselbe Unterscheid statt. Es ist also

eine

eine einfache Fabel, welche eine einfache Beg benheit vorstellet; **eine zusammengesetzte Fab** aber, wenn die vorgestellte Begebenheit zusamme gesetzt ist. Die Odyssee, die Ilias, die Aeneis sind zusammen gesetzte Fabeln. Denn man find in einem jeden von diesen Gedichten viele ganze B gebenheiten, aber alle diese besondere Begebenhe ten geben nur Theile von derjenigen ab, so das gan ze Gedicht vorstellet. Die mehresten Aesopische Fabeln geben uns Exempel von einfachen Fabeln.

§. 80.

Da Fabeln erdichtete Begebenheiten vorstelle (§. 77); und bey einer Begebenheit das Subjek und die Veränderungen desselben oder die Begebe heit selbst zu unterscheiden sind (§. 78): so **ka man die Fabeln auch unterscheiden, nach dem entweder nur das Subjekt, oder d Begebenheit allein, oder beydes zugleic erdichtet ist, oder nachdem nur zuweile einige Veränderungen wahr oder erdichte sind.** Denn daß in allen diesen Fällen das gan noch allezeit eine Fabel bleibe, wird niemand läu nen, der nur bedenkt, daß auf solche Art noch all zeit bey der vorgestellten Begebenheit etwas erdic tetes sey, und daß also die ganze Begebenheit entw der vor sich selbst, oder im Absehen auf dieses Su jekt niemahls würklich vorgegangen sey, und de davor ausgegeben werde. Man hat auch häuff Beyspiele von allen diesen Fällen. So eignet F

Reg

Regnard einige in Paris würklich geschehene Begebenheiten einer erdichteten Person zu, die er le distrait nennet. So dichtet Herr Ramsey dem würklichen Cyrus gewisse Handlungen und Reisen an. Herr Prevot und andere erdichten sowohl Begebenheiten, als Personen.

§. 81.

Man kan die Fabeln, so wie alle Erdichtungen überhaupt, entweder betrachten, wie sie im Verstande sind, oder wie sie ausser demselben vorhanden sind; und im letzten Fall kan man sie unterscheiden, nachdem sie entweder durch sinnliche Bilder, oder durch Zeichen und Worte ausgedruckt sind. Hievon aber dörffen wir nicht weitläuftig handeln. Wir erinnern nur kurz, daß alle Fabeln, so durch Worte ausgedruckt, und in Schriften abgefasset werden, sich in erzehlende und dramatische theilen. Es wird nemlich eine menschliche Fabel **dramatisch** genannt, wenn der Verfasser darinn durchweg andere Personen handeln und reden läßt, so daß die ganze Begebenheit durch lebendige Personen kan nachgemacht und gespielet werden. Alle übrige durch Worte ausgedruckte Fabeln heissen **erzehlende**, weil der Dichter darinn die erdichtete Begebenheit, wie ein Geschichtschreiber erzehlet. Aristoteles im III. Cap. seiner Poetik und Plato im III. Buche seiner Republik setzen noch eine dritte Art, darinn der Poet bald selber redet, bald andere redend einführet. Und freylich ist es der Ver-

nunft gemäß, daß man in epischen und anderen Gedichten seinen Personen zuweilen Reden andichte, und sie so zu sagen selber handeln lasse. Homer, Virgil und andere Dichter haben sich auch dieser Regel mit vielem Vortheile zu bedienen gewußt. Da aber in allen diesen Fällen die ganze Fabel eine Erzehlung des Poeten bleibet; so kan man ihr, dieser Theile wegen, den Nahmen einer erzehlenden Fabel nicht absprechen. Mehr wollen wir von Erdichtungen und Fabeln überhaupt nicht sagen. Wie wir auf nicht würkliche Sachen, in Gedanken, kommen, und wie also eine Erdichtung in unserer Seele entstehen könne, hat Herr Wolf (Ps. emp. §. 138. seqq.) ausführlich gewiesen. Daß selbige durch sinnliche Bilder können sichtbahr gemacht werden, hat er (ibid. §. 148.) ebenfals bewiesen. Dem ersten Anblik nach scheinet dieser Beweiß zwar nur auf Dichtungsbilder zu gehen: in der That aber ist er allgemein. Denn alle Bilderkünste gehen nur auf zugleich verhandene Sachen, und Veränderungen, Begebenheiten und Fabeln können sie nicht vorstellen, als insoweit sie gewisse Figuren und Stellungen ausdrucken können, womit gewisse Bewegungen menschlicher und anderer Körper verknüpft zu seyn pflegen. Daß endlich alle Vorstellungen unserer Seele, und also auch alle Erdichtungen durch Worte können ausgedruckt werden, nehmen wir aus der Erfahrung, als bekannt an. Und so wird niemand an der Möglichkeit der gegebenen Begriffe zweifeln.

§. 82.

§. 82.

Eine Erdichtung ist wahrscheinlich, wenn sie so beschaffen ist, daß man das vorgestellte auch vor würklich halten könne. Eine Erdichtung stellet nemlich das nicht würkliche, als würklich, vor (§. 75). Folglich ist in einer Erdichtung das vorgestellte allezeit falsch. Man kan aber vor wahr halten, was an sich falsch ist: wie einem jeden aus der Erfahrung bekannt ist, und die Logik noch deutlicher zeiget. Es ist also auch möglich, daß man dasjenige, so eine Erdichtung als würklich vorstelt, auch als würklich annehmen könne. Da aber nichts ohne zureichenden Grund ist; so muß auch in einer solchen Erdichtung allezeit so etwas vorausgesetzt werden, woraus sich begreiffen läßt, warum man das vorgestellte, als würklich annehmen könne. Und in dieser Beschaffenheit einer Erdichtung setzen wir die Wahrscheinlichkeit. Um nun aber aus dieser Nahmenerklärung die Sache selber einzusehen, und die allgemeinen Gründe und Regeln der Wahrscheinlichkeit in Erdichtungen zu finden, wollen wir mit wenigem die allgemeinen Begriffe und Gesetze untersuchen, nach welchen jedermann Gelehrte und Ungelehrte ordentlich zu beurtheilen pflegen, ob eine gewisse Sache oder Begebenheit würklich habe seyn und geschehen können.

§. 83.

Niemand kan vor würklich halten, was ihm an

an sich unmöglich und wiedersprechend vorkommt. Denn sonst müste man in allen diesen Fällen urtheilen können, daß etwas zugleich seyn und auch nicht seyn könne. Daß dieses aber der Natur unserer Seele zuwieder sey, hat Herr Wolf in seiner grösseren Ontologie deutlich dargethan. In Exempeln ist dieses so zu sagen handgreiflich. Setzet z. E. es werde einem Mathematico erzehlet, daß jemand in Paris die allergeschwindeste Bewegung eines Rades würklich zuwege gebracht habe: wird er solches, als wahr, annehmen? Saget aber dasselbige einem unwissenden Menschen, der es nicht vor unmöglich hält: wird er es wohl in Zweiffel ziehen? Setzet, es werde von jemand gesagt, daß er ein Luftschif erfunden, und damit würklich eine Reise von ein paar Meilen gethan habe; setzet, daß dieses jemand höre, der solche Maschine vor unmöglich hält: wird er es nicht unter die Fabeln zehlen? Höret es aber jemand, der es nicht vor unmöglich hält: wird er es wohl verwerffen, wenn er nicht noch andere Gründe hat? Ein jeder siehet leicht, daß wir hier nicht darauf gehen, was geschehen soll, sondern auf das, was geschiehet. Es mag etwas an sich möglich oder unmöglich seyn; so wird die Würklichkeit desselben verworffen, wenn man es vor unmöglich hält. **Soll also eine Erdichtung wahrscheinlich seyn; so muß darinn das erdichtete nicht an sich unmöglich und wiedersprechend scheinen** (§. 82).

§. 84.

§. 84.

Niemand kan vor würklich halten, was solchen Sachen wiederspricht, die ihm als würklich bekannt sind, wenn es auch sonsten an sich nicht unmöglich wäre. Es ist dieses aus eben dem Grunde klar. Denn um so etwas als wahr und würklich anzunehmen, müste man sich vorstellen, daß dasselbe zugleich seyn und auch nicht seyn könne: welches doch nicht angehet. Exempel machen solches ebenfals klar. Setzet, Mevius, ein Schläger von Profeßion, werde angeklagt, daß er heute Vormittage um neun Uhr eine Meile von der Stadt z. E. im hohen Wasser einen gewissen Menschen erstochen habe. Dieses ist an sich nicht wiedersprechend und unmöglich. Setzet aber, ihr habt den beschuldigten Mevius heute den ganzen Vormittag, nebst vielen andern, bey euch in der Stadt auf der Stube gehabt. Werdet ihr sodann wohl glauben, daß diese That würklich geschehen sey? Und werdet ihr nicht, sammt allen andern, einwenden, daß Mevius, um besagte Zeit, in Ruhe, bey euch auf der Stube, gesessen habe, und also nicht im hohen Wasser besagten Mord begehen können? Oder wenn ihr einige Zeit, aufm Lande, eines beständigen, klaren und schönen Wetters genossen hättet; und euch bey eurer Rückkunft erzehlet würde, daß an demselben Orte, in derselben Zeit, ein grausahmes Gewitter viel Schaden verursachet, und ein starker Hagel alle Saaten niedergeschlagen habe: werdet ihr solches

nicht verwerffen, und dieses zwar wegen der euch bekannten würcklichen Umstände? **Soll also eine Erdichtung wahrscheinlich seyn; so muß das erdichtete keinen Umständen widersprechen, die dem Zuhörer oder Leser, als würklich, bekannt seyn könnten** (§. 82).

§. 85.

Niemand kan eine Sache vor würklich halten, wenn er versichert zu seyn meinet, daß ihre Ursache, wodurch es zur Würklichkeit kommen solte, in der Natur mangele. Es ist nemlich nicht nur eine ausgemachte Sache, sondern auch ein Grundsaß, der allen Menschen so zu sagen eingeprägt ist, und wonach sich ein jeder richtet, daß kein Ding in der Natur ohne zureichenden Grund und ohne seine würkende Ursache entstehe, und zur Würklichkeit gelange. Also kan auch niemand die Würklichkeit einer Sache zugeben, wenn seiner Meinuug nach dasjenige, wodurch es hervorgebracht seyn sollte, entweder gar in der Natur mangelt, oder doch zum wenigsten nicht gehöriger weise hat würken können. So spricht man denen Liliputs und Brodignaks die Würklichkeit ab; weil keine dergleichen Menschen vorhanden sind, wovon sie herstammen könnten. Aus eben dem Grunde wird man nicht leicht Centauren, fliegende Pferde, Luftinseln rc. zugeben. Man schließt hier immer: dieses oder jenes müste die Ursache hievon seyn. Dieses ist aber gar nicht in der Natur vorhanden. Folglich kan auch der Effekt

selber nicht da seyn. Setzet, euch werde erzehlet, daß Sempronia niedergekommen, und daß Mevius Vater vom Kinde sey; setzet aber, euch sey bekannt, daß Sempronia noch nicht tüchtig und mannbahr sey, und daß Mevius, zu gehöriger Zeit funfzig Meilen entfernet gewesen: werdet ihr selbiges nicht läugnen, und zwar, weil alles das nicht habe geschehen können, ohne welches doch dieser Effekt in der Natur nicht erfolgen kan? Ihr schliesset also hier: Besagte Sache hat nicht entstehen können, als durch diese oder jene Würkung gewisser Dinge. Diese Würkung aber hat in der Natur nicht statt haben können. Folglich kan auch die Sache nicht entstanden seyn. Aus eben diesem Grunde kam der Einwurf der Maria: Wie solte das zugehen, sintemahl ich von keinem Manne weiß? weil sie nemlich noch nicht wuste, daß es übernatürlicher weise zugehen solte. **Soll also eine Erdichtung wahrscheinlich seyn; so muß das erdichtete so beschaffen seyn, daß ihm seine natürliche Ursache nicht zu mangeln scheine** (§. 82.)

§. 86.

Niemand wird leicht bey einer Sache vor würklich halten, was er ohne zureichenden Grund zugeben soll, und also noch viel weniger, wenn seiner Meinung nach ein zulänglicher Grund vom Gegentheil vorhanden ist. Wir haben schon erinnert, und Herr Wolf hat es in seiner Ontologie deutlich dargethan, daß der Satz des zureichenden Grundes

überhaupt von allen Menschen angenommen, und allenthalben gebraucht werde: Und also wird selbiger auch wohl sein Recht bey Beurtheilung der Würklichkeit behalten. Die Erfahrung lehret es auch einem jeden. Man sagt euch z. E. von einem sehr furchtsahmen Menschen, daß er ohne Noth und ungezwungen einen der herzhaftesten Heldenstreiche gemacht habe; oder man erzehlt euch, daß zweene erbitterte und wütende Soldaten, mitten in der Schlacht, mit dem Degen in der Faust, auf einander zugestürzt wären, um sich die Hälse zu brechen, aber an statt zuzuhauen, lange und zierliche Reden gegen einander gehalten hätten; oder man will euch überreden, daß zweene Verliebte, die lange mit größter Sehnsucht auf einen Augenblick ohne Zeugen zusammen zu seyn gewartet haben, und dennoch da sich diese erwünschte Gelegenheit zeigt, nichts weiter vornehmen, als daß sie sich einige Arien vorsingen und gegen einander tanzen: werdet ihr dieses alles glauben? Werdet ihr solches vor würklich geschehen annehmen? Wem diese Exempel noch keine Genüge leisten, der nehme eine Geschicht aus dem Schlaraffenlande, da z. E. gebratene Tauben angeflogen kommen, sich selber zerlegen ꝛc. da so gleich eine fliegende Brücke angeschwommen kommt, euch über den Fluß zu bringen, da so gleich ein gesattelt und gezäumtes Pferd sich darbiethet, euch weiter zu tragen, so bald ihr es verlangt ꝛc. Wenn euch so etwas, als würklich erzehlet würde: köntet ihr solches annehmen? **Soll also eine Erdichtung wahr-**

schein-

scheinlich seyn; so muß der Leser oder Zuhörer keinen Mangel des zureichenden Grundes im erdichteten spühren (§. 82).

§. 87.

Alles dieses geht nur eigentlich auf den Ursprung und den Anfang der Würklichkeit. Es kommt aber hiebey noch die Fortdaurung, und das Ende zu betrachten: wie einem jeden bekannt ist. Ist nun nichts ohne zureichenden Grund; so kan auch keine Sache, die einmahl in der Welt zur Würklichkeit gelanget ist, weder fortdauren, noch aufhören, ohne daß in beyden Fällen ein zureichender Grund solte vorhanden seyn. Und wie sich die Menschen in allen ihren Urtheilen nach dem Satze des zureichenden Grundes richten; so beobachten sie dieses auch in besagten Fällen. Niemand wird weder die Fortdaurung noch das Ende der Würklichkeit annehmen, wenn solches entweder gar keinen Grund haben soll, oder wenn seiner Meinung nach ein zureichender Grund vom Gegentheil vorhanden ist. Niemand wird glauben, daß ein Mensch ein paar Monate ohne alles Essen und Trinken geblieben sey, und doch weder Gesundheit, noch Leben verlohren habe. Niemand wird glauben, daß ein hölzernes Gebäude viele tausend Jahre, ohne einige Hülffe und Ausbesserung, im gutem Stande geblieben sey. Niemand wird glauben, daß ein Feuer vergangen sey, da es weder jemand gelöschet, noch ihm an Nahrung gemangelt hat ꝛc. Soll also

eine Erdichtung wahrscheinlich seyn; so muß darinn dem Leser nichts ohne zureichenden Grund weder fortzudauren noch aufzuhören scheinen (§. 82).

§. 88.

Alles bißherige geht auf das, was in der Welt natürlicherweise geschiehet. Nun kan aber durch ein Wunderwerk etwas entstehen, fortdauren, und vergehen, wenn gleich im Zusammenhange der Dinge keine Ursache, und kein zulänglicher Grund davon vorhanden ist. Aber erstlich geschiehet kein Wunder ohne den allererheblichsten und unvermeidlichsten Grund: und dann kan auch durch ein Wunder nichts geschehen, als was an sich möglich ist; weil auch die göttliche Allmacht selbst nicht aufs unmögliche geht. Ob nun gleich nicht alle dieses deutlich einsehen: so wird man doch finden, daß alle Menschen einen Wiederstand empfinden, zu glauben, was ihrer Meinung nach wieder diese Regeln geschehen soll. Erfodert also die Wahrscheinlichkeit eine solche Einrichtung des erdichteten, daß man es auch, als würklich, annehmen könne (§. 82): so müssen wir noch mit grösserem Rechte, wie Horaz, sagen: Nec Deus intersit nisi dignus vindice nodus inciderit. **Soll eine Erdichtung wahrscheinlich seyn; so muß kein Wunder darinn vorgegeben werden, ohne den allererheblichsten Grund, und was dadurch geschiehet, muß dem Leser an sich möglich vorkommen.**

§. 89.

Dieses sind nun die allgemeinen Gesetze [d]
Wahrscheinlichkeit, die auf alle mögliche Fälle [ge-]
hen, und uns die Beschaffenheit wahrscheinlic[her]
Erdichtungen deutlich vor Augen stellen. Das [er-]
dichtete nemlich geht allezeit auf die vorgegeb[ene]
Würklichkeit einer Sache (§. 75). Bey Vors[tel-]
lung der Würklichkeit einer Sache aber sind n[icht]
mehrere Fälle möglich, als daß man entweder [auf]
den Anfang, oder auf die Fortdaurung, oder a[uf das]
Ende der Würklichkeit sehen, und es in allen di[esen]
Fällen entweder vor was natürliches, oder vor [was]
übernatürliches ausgeben könne. Alle diese F[älle]
sind wir durchgegangen, und haben gesehen, [was]
in jedem erfordert werde, damit das erdichtete [vor]
würklich angenommen werden, und also wahrsch[ein-]
lich heissen könne (§. 82). Es kommt aber all[ent-]
halben bloß darauf an, daß das erdichtete dem L[eser]
nach dem Satz des Wiederspruchs und nach [dem]
Satz des zureichenden Grundes eingerichtet und [be-]
stimmt zu seyn scheine (§. 83-83). **Also best[eht]
denn die Wahrscheinlichkeit einer Erdi[ch-]
tung überhaupt in derjenigen Einrichtu[ng]
des erdichteten, vermöge welcher es d[em]
Leser oder Zuhörer durchgängig durch [den]
Satz des Wiederspruchs und zureichen[den]
Grundes bestimmt zu seyn scheinet.**

§. 90.

Wer die bißherige Art das Wahrscheinlich[e]

Erdichtungen zu erklären mit einiger Aufmerksamkeit ansiehet, wird leicht begreiffen können, warum nicht alle Erdichtungen allen Menschen, zu allen Zeiten, und bey allen Völkern gleich wahrscheinlich seyn. Da etwas wahrscheinlich ist, insoweit es der Leser vor würklich annehmen kan (§. 82), und dieses nicht geschieht, als wegen der scheinbahren Bestimmung desselben nach dem Saz des Wiederspruchs und des zureichenden Grundes (§.89): so muß man sich bey einem jeden Leser und Zuhörer folgenden Vernunftschluß vorstellen: Was nichts wiedersprechendes in sich hält rc. das kan wohl gewesen oder geschehen seyn. Dieses ist so beschaffen. Folglich kan es wohl vorhanden gewesen oder geschehen seyn. In dem Obersatze werden alle Menschen, zu allen Zeiten, übereinkommen: denn dieser wird allezeit auf die bißher bewiesene Sätze hinauskommen, die in der That notiones communes sind, und von allen angenommen und gebraucht werden. Was den Untersatz anlanget; so sind zwar auch viele Sachen, davon alle auf einerley Art urtheilen werden. So wird es z. E. niemand vor wiedersprechend oder ungegründet halten, daß ein Mensch, der unter Menschen erwachsen ist, reden könne, daß die Sonne auf und untergehe rc.; weil niemand gefunden wird, dem solches nicht aus der Erfahrung solte bekannt seyn. Dieses sind aber allezeit die wenigsten Sachen, die täglich vorkommen, und also allen gleich bekannt sind. Wir Menschen kennen, aus der Erfahrung, nicht den hundert tausendsten Theil von

der

der Welt. Wir leben eine kurze Zeit, und in dieser Zeit empfinden wir den geringsten Theil von dem, was an unserem Orte, geschweige in der ganzen Welt ist und vorgeht. Was uns vom vergangenen bekannt wird, ist nichts gegen alles das, so uns davon unbekannt geblieben. Vom Künftigen wissen wir fast gar nichts. Wo uns nun die Erfahrung verläßt, da muß man nothwendig den zureichenden Grund, die Möglichkeit 2c. einer natürlichen Sache nach allgemeinen Maximen, Lehren und Meinungen beurtheilen: und dieses Erkänntnis von natürlichen Dingen ist wiederum bey verschiedenen Personen ungemein unterschieden. Daher ist es ganz natürlich, daß die Meinungen von der Möglichkeit, vom Grund und Ungrunde gewisser Verwandelungen, gewisser Hexen- und Zauberhistorien und tausend anderer dergleichen Sachen selten übereinkommen. Wie man nun bey einzelnen Personen ein so verschiedenes Erkenntnis und so verschiedene Meinungen in diesem Stücke findet; so trift man auch, aus mancherley Gründen, denselben Unterscheid bey ganzen Nationen und Völkern, und in verschiedenen Zeiten. So hat man zu Zeiten der Griechen und Römer vieles geglaubt, was uns ungereimt vorkommt. So passirt noch in catholischen Ländern vieles vor wahr, worüber in protestantischen Reichen gelacht wird. Wer diese Anmerkungen ansiehet, und dabey bedenket, daß man bey Verfertigung einer wahrscheinlichen Erdichtung allezeit eine gewisse Absicht habe, und daß diese Absicht auf ge-

wisse Zeiten, auf gewisse Nationen, und auf eine gewisse Art Leser gehe: der wird leicht schliessen können, was man, in dieser Absicht, von einem Dichter und einer Erdichtung, vernünftiger weise fodern könne. **Eine Erdichtung wird alle mögliche Wahrscheinlichkeit haben, wenn sie zwar, insoweit die Absicht es zuläßt, vor alle Menschen in allen Zeiten und Ländern wahrscheinlich ist, im übrigen aber nur hauptsächlich auf die Zeiten, auf die Länder und die Art der Leser, vor die sie geschrieben ist, ihr Absehen richtet.** Hiedurch wird sowohl die Pflicht des Dichters bestimmt, als auch den Kunstrichtern eine Regel gegeben, wonach sie sich in ihren Critiken zu richten haben.

§. 91.

Man muß die Wahrscheinlichkeit der Erdichtungen mit der Wahrscheinlichkeit eines Satzes in der Logik nicht verwirren. Beyde Sachen und Begriffe sind merklich von einander unterschieden: weswegen man es auch im Latein durch verschiedene Namen bezeichnet, und das eine probabilitatem, das andere verisimilitudinem nennet. In der Logik hat man zu zeigen, wie das Urtheil von der Wahrscheinlichkeit sowohl, wie von der Gewisheit in der Seele entstehe: hier aber muß man zeigen, was in einer Erdichtung erfodert werde, um wahrscheinlich zu heissen, weil daraus soll hergeleitet werden, wie man wahrscheinliche Erdichtungen machen könne.

Ein Satz in der Logik wird erst wahrscheinlich, oder gewis, nachdem jemand nur einige, oder alle Merkmahle von der Warheit erkennet: Eine Erdichtung aber ist an sich schon wahrscheinlich oder unwahrscheinlich, ehe sie jemand gelesen hat. Beyderwegen wird, wie die Etymologie schon zeiget, ein gewisser Schein der Warheit erfodert, dort aber setzet man eine logische Warheit zum Grunde, die in der Vorstellung angetroffen wird, hier eine metaphysische Warheit, die der Sache an sich selber zukommt. Indessen sind beyde Begriffe sich einander nicht zuwieder: sie stimmen vielmehr ganz wohl überein. Logisch zu reden, so ist hier immer die Frage, ob das Urtheil: dieses oder jenes ist würklich, angenommen werden könne. Der Beyfall entsteht allezeit aus der Erkenntnis der Merkmahle der Warheit. Also giebt auch hier nur der Leser seinen Beyfall, insoweit er die oben (§. 83. seqq.) angezeigten Merkmahle zu bemerken meinet. Da aber alle diese Merkmahle sich nur auf die Meinung des Lesers gründen, so sind sie auch alle zusammen nicht zureichend, die wahre Würklichkeit daraus zu schliessen. Wenn also der Leser einen Unterscheid unter der Gewisheit und Wahrscheinlichkeit zu machen weiß; so wird ihm obiges Urtheil wahrscheinlich seyn, und dieses Urtheil von der Wahrscheinlichkeit, auf die in der Logik angezeigte Art, entstehen. Weiß aber der Leser das gewisse und ungewisse nicht genau zu unterscheiden, so kan er dasselbe leicht vor gewis halten: wie einige französische Memoires zeigen,

welche

welche sehr viele vor wahre Lebensläuffe halten, ob sie gleich in der That erdichtet sind. Und diesen letzten Fall haben wir auch nicht Grund hier auszuschliessen; weil eine Erdichtung desto mehr Eindruk machet, jemehr man von der Warheit der Geschichte versichert zu seyn meinet. Aus diesen wenigen Anmerkungen siehet man leicht, inwieweit beyde Arten von Wahrscheinlichkeit übereinstimmen, und in wieweit selbige unterschieden sind.

§. 92.

Unsere Erklärung von der Wahrscheinlichkeit ist dem Gebrauch der alten und neueren gemäß, ob sie sich gleich von den gegebenen Erklärungen einiger Gelehrten unserer Zeit unterscheidet. Aristoteles fodert von wahrscheinlichen Fabeln, daß darinn alles so erfolge, wie es, den gesetzten Umständen nach, nothwendig oder glaublicher Weise erfolgen muß. Er erkläret sich auch deutlicher, daß er darinn weder einigen Wiederspruch, noch etwas ungegründetes leyden wolle. Ja er zeiget auch satsahm an, daß es hiebey nur auf die Meinung der Leser ankomme, da er lieber das unmögliche zu wehlen gebeut, wenn es nur glaublich ist, als das mögliche selbst, wenn es dem Leser nicht so glaublich vorkommen möcht Dieses alles ist klar aus den Stellen, so wir ob (§. 30.) aus ihm selber angeführet haben. Hor verlanget ebenfals nichts mehr, als daß das erdi tete von allem Wiederspruch frey sey, und daß

ei

einen genugsahmen Grund zu
solches oben aus seinen eigenen W
erheilet. Wenn man die Critik
siehet, wird man gleichfals find
allen ihren Beurtheilungen, in
ser Idee richten. Warum tadel
wahrscheinlich, wenn Homer v
füsse verfertigen läßt, die von sel
wenn Tasso Prinzen in Fische v
mide an zweyen Orten zugleich se
man nicht den Grund an, daß solc
nur eine gesunde Vernunft hat,
unmöglich vorkommen müsse?
einige, warum vertheidigen an
Beschreibung vom Schilde des
sich die beschriebene Figuren als
und redend vorstellen, und also
möglichkeit darinn finden; diese
Beschreibung anders erklären,
Wiederspruch aufheben. We
man hier allenthalben brauchet,
83.) bewiesen haben? Warum
als unwahrscheinlich, wenn V
Dido bringet, welche ganze Ja
gelebet hat: geschiehet es nicht
gebenen Grunde? Tadelt man
manschreibern, wenn sie wie
wiesenen Lehrsatz, geflügelte P
dene Bäume und dergleichen
keine Ursache in der Natur fin
get man nicht den Homer eine

Wahrscheinlichkeit, wenn er seine Helden mitten im Gefechte zanken und gegen einander peroriren läßt, und geschicht es nicht wegen eines vermeinten Mangels des zureichenden Grundes (§. 86. 87)? Rechnet man endlich nicht, aus dem (§.88.) angegebenen Grunde die übernatürliche Erleuchtung des Einsiedlers, in Herrn Voltairs Henriade, unter die Unwahrscheinlichkeiten? Und so wird man auch in allen übrigen Beurtheilungen allezeit diese Ideen und Gründe gebraucht finden. Selber diejenigen, welche die Wahrscheinlichkeit ganz anders erklären, folgen im übrigen diesen Begriffen. Die mehresten erklären die Wahrscheinlichkeit bloß durch die Möglichkeit des erdichteten. Da nun in Erdichtungen die Sachen, als würklich vorgestellet werden (§.75); so gehörte hiezu sowohl die innere, als äussere Möglichkeit in dieser Welt. Es sind aber, nach dem angezogenen Ort, nicht würkliche Sachen, die im Absehen auf diese Welt unmöglich sind. Folglich ist diese Erklärung in sich wiedersprechend. Zu geschweigen, daß nach dem Urtheil aller Kunstverständigen, etwas unmögliches zuweilen könne wahrscheinlich seyn. Man wird auch finden, daß die Urheber dieses Begrifs ihre eigene Erklärung nicht brauchen, sondern sich in ihren Urtheilen nach den angezeigten gewöhnlichen Ideen richten. Wenn Herr Gottsched, im VI. Cap. seiner critischen Dichtkunst, diese Sache erklären will, so spricht er: „Ich verstehe durch die poetische Wahrscheinlichkeit „nichts anders, als die Aehnlichkeit des erdichteten „mit dem, was würklich zu geschehen pflegt; oder „die Uebereinstimmung der Fabel mit der Natur„.

Allein

Allein das erdichtete kan dem würklichen, in der That, nicht ähnlich seyn; sonst müste es nicht nur der Meinung der Leser nach, sondern in der That alle innere und äussere Möglichkeit haben, und gegründet seyn: welches doch nicht angeht. Einen Schein der Warheit kan es haben. Es kan scheinen durch den Satz des Wiederspruchs und zureichenden Grundes, in allem, bestimmet zu seyn. Wenn man also die Wahrscheinlichkeit wolte erklären, daß sie die scheinbahre Warheit, im metaphysischen Verstande, oder die scheinbahre Aehnlichkeit des erdichteten mit dem würklichen sey: so würde man nichts falsches sagen. Aber die würkliche Warheit und eine wahre Aehnlichkeit mit dem würklichen kan unmöglich statt haben. Herr Gottsched richtet sich auch selten nach dieser seiner gegebenen Erklärung. Er billiget in demselben Cap. das Urtheil des Aristoteles, das die poetische Wahrscheinlichkeit zuweilen biß aufs ungereimte gehe, wenn man es nur dem Leser verdecken könne. Er sagt selber in dem Cap. von der Epopee, daß die Warheit könne unwahrscheinlich, und die Unwahrheit wahrscheinlich seyn. Er zeigt hiedurch, wieder seine eigene Erklärung, deutlich an, daß es bey der poetischen Wahrscheinlichkeit nur bloß auf den Schein und auf die Meinung der Leser ankomme. Seine Critiken beweisen augenscheinlich, daß er bloß unsere Begriffe und Sätze dabey vor Augen habe. Herr Breitinger schreibet in seiner critischen Dichtkunst folgendergestalt: „Ich verstehe durch das Wahrscheinliche in der Poesie „alles, was nicht von einem andern wiederwärtigen

„Begriffe, oder für wahr angenommenem Satze aus„geschlossen wird, was nach unseren Begriffen einge„richtet zu seyn, mit unserer Erkenntnis und dem „Wesen der Dinge und dem Laufe der Natur überein„zukommen scheinet; hiemit alles, was in gewissen „Umständen und unter gewissen Bedingungen nach „dem Urtheil der Verständigen möglich ist, und keinen „Wiederspruch in sich hat.„ Diese auf einander gehäufte, und unbestimmte Sätze sollen die Erklärung der Wahrscheinlichkeit vorstellen. Hieraus kan man auch weiter nichts lernen, als daß Herr Breitinger eben so wenig, wie die vorigen, deutliche und determinirte Begriffe von dieser Sache habe. Aus der ganzen Abhandlung aber, und insonderheit aus seinen Critiken siehet man leicht, daß er eben den klaren Begrif davon habe, den Herr Gottsched und andere besitzen, und daß er ebenfals unsere Sätze und Begriffe zum Grunde setze. Eben so wird man es finden, wenn man die critische Betrachtungen des Abt du Bos über die Poesie und Mahlerkunst, die Betrachtungen des Herrn von Fontenelle von der Poesie und andere dergleichen Bücher der berühmtesten Kunstlehrer nachschläget. Nirgend trift man einen deutlichen Begrif, eine formliche und untadeliche Erklärung an. Indessen stimmet doch unsere gegebene Erklärung mit den klaren und undeutlichen Begriffen überein, so diese Männer zu erkennen geben. Niemand wird uns also beschuldigen können, daß wir in Erklärung der Wahrscheinlichkeit, als eines der fürnehmsten Begriffe in der Dichtkunst, vom Gebrauch und der gewöhnlichen Bedeutung abgegangen sind.

II. Haupt-

II. Hauptstück.

Von der wohlklingenden und gebundenen Schreibart.

§. 93.

Wir wollen nunmehro weiter gehen, und uns bemühen, vom Wohlklange in der Schreibart, und von der gebundenen Rede insbesondere, deutliche Begriffe zu geben. Um aber von diesen Sachen ein richtiges Urtheil zu fällen, muß man wissen, worinn der Wohlklang überhaupt bestehe: Weswegen wir dieses zuvor, mit wenigem, begreiflich zu machen suchen werden. Ein jeder weiß, daß man Thönen einen Wohlklang zueignet, insoweit sie unsere Ohren belustigen. Hiebey läßt sich aber einiger Unterscheid bemerken. Die mehresten Thöne kommen allen gesunden und unverwöhnten Ohren wohl- oder übellautend vor, und fast alle fällen ein gleiches Urtheil davon. So wird z. E. niemand leicht unreine Thöne vor angenehmer halten, wie reine. So wird niemand leicht gewisse Gesänge, Clavierstücke, 2c. übelklingend nennen. Zuweilen aber findet man, daß gewisse Leute von gesundem Gehör, bey Empfindung gewisser Thöne, die sie selbst nicht vor regelmäßig und wohllautend halten, dennoch ein sehr grosses Vergnügen fühlen. So siehet man z. E. daß jemand vor Freuden springet, wenn er in ein Posthorn stossen, oder die Trummel

rühren höret, ob er gleich die Musik versteht, und diesen Thönen selber nicht viel Harmonie zueignet. Man wird leicht zugeben, daß in diesen Fällen das Vergnügen bey solchen Thönen nur zufälliger Weise statt haben könne; daß aber im ersten Fall die Thöne an sich so müssen beschaffen seyn, daß bey Empfindung derselben ein Vergnügen entstehen müsse; weil sonst kein Grund vorhanden wäre, warum hierinn alle übereinkommen, jenes aber nur bey einigen anzutreffen ist. Soll nun der Begrif des Wohlklangs allgemein seyn; soll man daraus mit einiger Sicherheit schliessen können, wie man seine Zuhörer durchs Gehör belustigen müsse: so kan man das zufällige Vergnügen nicht mit hineinbringen. Es kommt also Thönen **ein Wohlklang** zu, in soweit sie an sich geschickt sind, einen jeden, der ein gesundes Gehör hat, zu belustigen, so bald sie empfunden werden. Zeiget uns diese Nahmenerklärung, was wir durch den Wohlklang zu verstehen haben; so lasset uns auch die Sache selber untersuchen, und den Ursprung dieses Vergnügens bestimmen.

§. 94.

Diejenigen, so diese Sache aus philosophischen Gründen zu erklären suchen, schliessen gemeiniglich; daß kein Vergnügen ohne die Vorstellung einer Vollkommenheit entstehe, daß also auch hier die Empfindung einer Vollkommenheit statt haben müsse, und daß dieses keine andere Vollkommenheit

seyn

seyn könne, als die den Thönen selber zukommt. Man begehet hiebey einen doppelten Fehler. Erstlich macht man einen Sprung im Schliessen. Denn so oft bey Empfindung einer Sache ein Vergnügen entsteht; so ist die Vollkommenheit entweder in der empfundenen Sache, oder in unserer Vorstellung zu suchen. Ehe man also selbige in der Sache selbst setzen kan, muß man zuvor beweisen, daß sie in der Vorstellung nicht statt habe. Zum andern macht man in der That einen Cirkel. Denn man kan Thönen, insoweit sie als blosse Thöne betrachtet werden, keine andere Vollkommenheit zuschreiben, als insoweit sie geschickt sind, den Zuhörer durchs Gehör zu belustigen; und also insoweit sie einen Wohlklang haben (§. 93). Hierinn kommen auch alle überein. Wenn sie nun aber diese Belustigung, und also den Wohlklang aus Empfindung derjenigen Vollkommenheit herleiten wollen, die den Thönen, als Thönen, zukommt; so sagen sie würklich dieses: Thöne haben Vollkommenheit, wenn sie durchs Gehör belustigen; sie belustigen aber durchs Gehör, wenn sie Vollkommenheit haben. Wer siehet hier nicht, daß man auf diese Art einen offenbahren Cirkel begeht. Indessen findet man diese Art zu schliessen, und also auch diese Fehler fast bey allen, die hievon gehandelt haben. Selbst der gelehrte Herr Eiler hat sich in seiner neuen Theorie von der Musik nicht davor gehütet. Wenn nun einige weiter gehen, und die Vollkommenheit der Thöne bestimmen wollen; so setzen sie selbige in nichts,

als in einiger Uebereinkunft der Thöne. So setzet sie z. E. Herr Winkler in der Gleichartigkeit der Sylben. Man misbraucht aber hiebey die Wolfsische Erklärung, in welcher das Wort Uebereinstimmung nicht eine blosse Uebereinkunft oder Aehnlichkeit, sondern eine Abzielung vieler auf eins anzeiget. Wir wollen diese Sache auf eine verständlichere Art zu erklären suchen: wiewohl wir uns nicht länger dabey aufhalten werden, als insoweit unsere Absicht es erfodert.

§. 95.

Es kan kein Vergnügen in uns entstehen, ohne das anschauende Erkenntnis einer Vollkommenheit: wie schon Cartesius angemerkt, und Herr Wolf deutlich gezeiget hat. Da nun wohlklingende Thöne ein Vergnügen erwecken sollen (§. 93): so muß freylich bey Empfindung solcher Thöne die Vorstellung einiger Vollkommenheit statt haben. Hiebey sind, wie gesagt, zween Fälle zu unterscheiden. Entweder die Thöne enthalten selber die Vollkommenheit, oder die Empfindung derselben giebt uns Gelegenheit unsere eigene Vollkommenheit anzuschauen. Da das erste nicht kan gesetzet werden, ohne einen Cirkel zu begehen (§. 94): so kan nur der andere Fall hier statt haben. Folglich kan bey Anhörung gewisser Thöne kein Vergnügen entstehen, als insoweit bey Empfindung derselben die Vorstellung eigener Vollkommenheit statt hat. Dieses geht nun wiederum auf zweyerley Art an. Entweder

weder die Vorstellung, die der Thon von sich erregt, enthält selber die Vollkommenheit, oder sie enthält dieselbe nicht in sich. Enthält die erregte Vorstellung nicht selber die Vollkommenheit; so kan es, nach Beschaffenheit unserer Seele, nicht anders seyn, als daß die Einbildungskraft uns eine Vollkommenheit oder ein Vergnügen in den Sinn bringt, so oft damit ist verknüpft gewesen, oder so wir vor eine Folge davon anzusehen gewohnt sind. Der erregte Begrif ist allezeit den Thönen selber gemäß: wie wir bald sehen werden. Folglich kan derselbe Thon bey gleich gesunden Ohren keine verschiedene Begriffe erregen: und siehet also ein jeder, in dem davon erregten Begriffe, seine Vollkommenheit; so ist der Thon an sich geschickt, ein gesundes Gehör zu belustigen. Aber die Einbildungskraft kan bey verschiedenen Menschen auch ganz verschiedene Dinge mit derselben Empfindung verknüpfen: und aus diesem Grunde kommt also auch das zufällige Vergnügen oder Misvergnügen, bey gewissen Thönen, dessen wir oben gedacht haben. Da nun das zufällige Vergnügen hier, mit Grunde, ausgeschlossen wird, und wir nur Thöne wohlklingend nennen, insoweit sie an sich geschickt sind, durch ihre Empfindung zu belustigen (§. 93): so hat hier nur der erste Fall statt. **Demnach haben Thöne überhaupt einen Wohlklang, insoweit die dadurch erregte Vorstellung uns unsere Vollkommenheit anzuschauen giebt.** Wir haben die Gründe nur kürzlich angezeigt, um Weit-

läuftigkeit zu vermeiden. Wer der Methode, und der hiehergehörigen Sachen kundig ist, wird selbige mit leichter Mühe weiter auseinander setzen können.

§. 96.

Kan, nach dem gegebenen allgemeinen Grunde, ein einzeler Thon nicht angenehm und wohlklingend seyn, als insoweit der von ihm erregte Begrif uns unsere Vollkommenheit anzuschauen giebt(§.95); Ist bey diesem Begriffen nichts zu unterscheiden, als der vorgestellte Thon, und die Vorstellung insoweit sie mehr oder weniger Klarheit hat; können wir endlich keine Vollkommenheit unseres Zustandes daraus machen, daß wir uns diesen und keinen andern Thon vorstellen, aber wohl daraus, daß wir uns denselben mit weniger oder mehr Klarheit vorstellen: **so muß ein einzeler Thon wohl- oder übelklingend seyn, nachdem der dadurch erregte Begrif wenig oder viel Klarheit hat.** Eben so werden nach denselben Gründen zween oder **mehrere Thöne zugleich mit einander harmoniren, oder nicht,** nachdem sie entweder so beschaffen sind, daß das Ohr sie uns alle, ohne Dunkelheit und Verwirrung zugleich vorstellen könne, oder nicht. Und eben so wird es sich erklären lassen, warum **einige Thone unmittelbahr auf einander besser klingen, wie andere;** weil hier beyder Klang noch zusammen kommt. Da die Vorstellung allezeit dem Thone gemäß ist; so siehet man leicht, daß der Thon und die Schläge und

Erschütterungen der Luft auf eine gewisse Art müssen beschaffen seyn, so daß sich daraus begreiffen läßt, warum der erregte Begrif Klarheit hat, oder nicht. Wenn man aber nichts dichten will, so läßt sich dieses durch lauter Vernunftschlüsse nicht ausmachen. Man muß vielmehr manche Experimente mit klingenden Sachen anstellen, die dieser Absicht gemäß sind; um daraus besagte Beschaffenheit zu folgern. Da nun die Sache selber zu unserer Absicht nicht nothwendig erfordert wird; so können wir uns in diese Weitläuftigkeit nicht einlassen. Wir wollen nur weiter mit wenigem zeigen, in wieweit vielen auf einander folgenden Thönen zusammen ein Wohlklang zukomme.

§. 97.

Nach dem bewiesenen allgemeinen Lehrsatze, muß auch vielen auf einander folgenden Thönen ein Wohlklang zukommen, insoweit die durch alle Thöne erregte Vorstellung uns unsere Vollkommenheit anzuschauen giebt (§. 95). Nun kan eine Menge von Thönen entweder so auf einander folgen, daß man bey Anhörung derselben sich leicht einen deutlichen Begrif vom ganzen Zusammenhange machen könne, oder sie folgen so auf einander, daß man sich ihre Folge nicht leicht deutlich vorstellen könne. Da nun ein jeder es vor eine Vollkommenheit seines Zustandes ansiehet, wenn er sich etwas leicht und deutlich vorstellen kan, das Gegentheil aber vor eine Unvollkommenheit hält; so hat nur im ersten

sten Fall die Empfindung eigener Vollkommenheit statt. Entsteht aus diesem leicht begreiflichen Zusammenhange gleich der gröste Wohlklang; so siehet doch ein jeder leicht, daß die einzelen Thöne so auf einander folgen, an sich nicht übelklingend seyn müssen; weil sie sonst durch das Misvergnügen, so sie erwecken (§. 93.) das Vergnügen, den dieser Zusammenhang giebt, vermindern, ja wenn sie gar zu häuffig vorkämen, wohl gar überwiegen würden (Wolf. Ps. emp. §. 527.) Sind sie aber wohlklingend, so geben sie selber eine Lust, und vermehren noch das Vergnügen, und folglich den Wohlklang. **Demnach hat eine Menge zusammenhangender Thöne einen Wohlklang, wenn 1) alle einzele Thöne wohlklingend, oder doch zum wenigsten nicht übellautend sind, und wenn sie 2) so auf einander folgen, daß ihr ganzer Zusammenhang durchs Gehör leicht und ohne Verwirrung kan wahrgenommen werden.**

§. 98.

Wie muß nun aber der Zusammenhang und die Folge der Thöne beschaffen seyn, um sie leicht fassen zu können. Ein jeder weiß aus der Erfahrung, daß man sich den Zusammenhang einer sehr grossen Menge von Dingen, sie mögen zugleich neben einander seyn, oder auf einander folgen, nicht deutlich vorstellen könne, als vermittelst einiger Abtheilungen. So kan man sich z. E. keinen deutli-

chen Begrif vom Lager oder vom Marsche einer Armee machen, ohne die Eintheilung in Treffen, Brigaden, Regimenter, Bataillonen, ꝛc. Wer die Natur deutlicher Vorstellungen kennet, wird den Grund hievon leicht einsehen. Weiter ist uns nichts so beförderlich, die Art des Zusammenhangs leicht zu begreiffen, als die Ordnung, so in der ganzen Folge und allen ihren Abtheilungen anzutreffen ist. Wenn ihr z. E. ein Leichengefolge sehet, da erstlich ein grosser Troup Menschen, ohne Ordnung, hinter einander herläuft, nach einer kleinen Weile ein anderer Hauffe folget ꝛc.; so hat hier einige Abtheilung, aber keine Ordnung statt. Aber ihr werdet euch auch in diesem Fall keinen deutlichen Begrif von der Art der Folge machen. Wenn ihr aber gleich hinter dem Sarge die Anverwandten des Verstorbenen, nach einem kleinen Zwischenraum den Rath oder die Regierung, hernach die Professores, ꝛc. und in diesen Abtheilungen einen jeden nach seiner Würde folgen sehet: so ist hier Ordnung vorhanden, und daher überkommt ihr auch in diesem Falle sehr leicht einen deutlichen Begrif von dem ganzen Leichengefolge. Der Augenschein zeiget euch die wenigen Regeln, wonach das ganze Gefolge bestimmet ist, und diese legen euch so gleich den ganzen Zusammenhang vor Augen. Endlich siehet ein jeder leicht, daß die Ordnung nicht anders die deutliche Vorstellung erleichtert und befördert, als insoweit sie von uns wahrgenommen wird. Wenn z.E. bey dem ordentlichen Gefolge ein fremder zugegen

wäre,

wäre, der weder die Würde einer jeden Person kennet, noch aus den Kleidungen oder anderen Kennzeichen die Traurigen, die Rathspersonen, die Academischen Lehrer rc. unterscheiden kan; so nimmt er die Ordnung in der Folge nicht wahr, und es ist in Ansehung seiner eben so viel, als wenn gar keine Ordnung vorhanden wäre. Aber dieser wird auch die deutliche Vorstellung nicht davon erlangen, den die übrigen einheimischen Zuschauer überkommen. Alles dieses finden wir nicht nur beym Gesicht, sondern auch beym Gehör eben so. Wenn eine sehr grosse Menge von Thönen ohne alle merkliche Eintheilung und Ordnung auf einander folget, so kan man darinn nicht viel unterscheiden, und also den Zusammenhang nicht deutlich einsehen. Bemerkt man aber Theile und Ordnung darinn; so hat solches keine Schwierigkeit. Wer die menschliche Seele kennet, wird sich die Gründe hievon leicht vorstellen können. Soll der Zuhörer den ganzen Zusammenhang der Thöne begreiffen; so muß er allezeit im Stande seyn, die schon gehörten Thöne, die aus vielen Thönen bestehenden Theile, viele Theile mit ihrer Verbindung, rc. sich wieder vorzustellen, und gegen diejenigen zu halten, die er jezund höret; und hiemit muß er biß zum Ende fortfahren. Dieses ist an sich selbst klar. Soll dieses leicht von statten gehen, soll ihn hier seine Einbildungskraft und sein Gedächtnis nicht verlassen: so muß er allezeit das vorige deutlich empfunden haben (Wolf. Ps. emp. §. 200). Soll aber dieses seyn; so muß er Ein-

theilung

theilung und Ordnung wahrnehmen. **Soll also der Zusammenhang vieler auf einander folgender Thöne leicht und deutlich zu begreiffen seyn: so muß darinn Ordnung seyn, und diese Ordnung muß leicht können wahrgenommen werden.** Von dieser merklichen Ordnung hängt demnach aller Wohlklang ab, der ausser dem Wohllaut einzeler Thöne, in einem Zusammenhange von Thönen statt hat (§. 97). Je grösser die Ordnung, je leichter sie zu bemerken ist; desto grösser ist der Wohlklang: Je weniger Ordnung, je schwehrer sie wahrzunehmen ist; desto geringer ist auch der Wohlklang.

§. 99.

Diese Art den Wohlklang und den Ursprung des Vergnügens bey Empfindung der Thöne zu erklären, wird viele beym ersten Anblik befremden; weil sie, bey der Kürze deren wir uns unserer Absicht gemäß bedienet haben, die Kraft der angegebenen Gründe vielleicht nicht empfinden. Diese können sich aus der Erfahrung selber überzeugen, daß unsere Theorie nicht ungegründet sey. Sie dörffen nur das erste das beste musicalische Stück nehmen, welches nach aller Urtheile sehr angenehm ist. Sie können dieselben Thöne behalten, und nur die ganze Einrichtung veränderen, so daß kein piano und forte, keine Partien, kein Takt, &c. zu bemerken ist: so werden sie sodann selber gestehen, daß alle Annehmlichkeit hiemit zugleich aufgehoben worden, und

daß

daß in dem ganzen Stücke weiter kein Wohlklang anzutreffen sey, als den ein jeder einzeler Thon insbesondere mit sich führet. Was hat man aber hier anders gethan, als die Ordnung aufgehoben, die sowohl in den Theilen, als im ganzen Stücke anzutreffen war? Wer siehet also hieraus nicht, daß aller Wohlklang, der ausser den einzelen Thönen in einer Musik anzutreffen ist, von der Ordnung und ihrer Bemerkung herkömme? Beym Gesicht finden wir es eben so. Es gefält unseren Augen der Anblick eines Gartens oder eines Gebäudes, wenn alles, was davon in die Augen fält, Abtheilung und Ordnung hat, wenn es nach der Eurythmie und Simmetrie eingerichtet ist, wenn die Verhältnis der Theile mit kleinen Zahlen kan ausgedruckt werden ꝛc. und wenn man hievon den Grund untersuchet, kan man keinen anderen angeben, als daß dieses alles der Seele behülflich ist, sehr leicht einen deutlichen Begrif vom ganzen zu kriegen. Wenn wir schon im Stande wären, bey den übrigen Sinnen alles eben so deutlich einzusehen, wie beym Gesicht, so würde man es vermuthlich auch hier nicht anders finden; und so würde eins das andere durch die Analogie ungemein bestärken. Herr Wolf hat auch (Pſ. emp. §. 550.) die Belustigungen der Sinne überhaupt auf diese Art erkläret, und das Vergnügen nicht aus der Vollkommenheit der empfundenen Sachen, sondern aus der damit verknüpften Vorstellung eigener Vollkommenheit hergeleitet.

§. 100.

§. 100.

Was wir vom Wohlklange überhaupt angemerket haben, ist geschehen, um zu zeigen, was vor Wohlklang in der Schreibart statt habe. Die Rede besteht aber aus Thönen unseres Mundes, die gebraucht werden, unsere Gedanken zu bezeichnen. Wir müssen also auch zuförderst die Beschaffenheit und den Unterscheid dieser Thöne, mit wenigem, anzeigen. Alle **Thöne unseres Mundes** haben dieses gemein, daß sie aus der Luft bestehen, so aus den Lungen herausgestossen wird, daß diese Luft durch die Geschwindigkeit, womit sie durch den Riz der Luftröhre fährt, und durch das Auf- und Niederbewegen des Adamsäpfels in eine zitternde Bewegung gesetzet und lautbahr wird, daß diese eingedruckte lautbahre Bewegung durch die äussere Luft unverändert fortgebracht wird, daß selbige, wenn sie in unser Ohr dringt, einen ihr gemässen Eindruck und Veränderung machet, und daß endlich dadurch eine dieser Veränderung gemässe Vorstellung in der Seele erwecket wird. Dieses alles nehmen wir hier, als aus der Erfahrung bekannt an, ob solches gleich in der Philosophie jedes an seinem Ort deutlich bewiesen wird. Da nun also ein jeder Thon in einer gewissen Bewegung der Luft bestehet, die von den Werkzeugen unseres Mundes erreget worden: **so muß aller Unterscheid derselben herrühren** 1) **von der Menge der Luft, die in Bewegung gesezet wird,** 2) **von der Geschwin-**

schwindigkeit der Bewegung, die der Luft gegeben wird, und 3) von der besonderen Art der Bewegung, die der Luft durch die Werkzeuge unseres Mundes eingedruckt wird.

§. 101.

Sehen wir auf die besondere Art der Bewegung, die der Luft im Munde mitgetheilet wird: so gründet sich selbige entweder in der natürlichen oder zufälligen Beschaffenheit, oder in dem willkührlichen Gebrauch der Werkzeuge des Mundes. Im Absehen auf die willkührliche Formirung kan man die Thöne unseres Mundes in Singthöne und Sprachthöne unterscheiden. Wir haben nemlich viele Werkzeuge, durch deren verschiedenen Gebrauch wir alle Thöne hervorbringen. Einige hievon dienen eigentlich nur zur Stimme, als die Luftröhre, und der Riz am Kopf der Luftröhre, mit allen dazugehörigen Knorpeln und Musceln. Andere hergegen, als die Zunge, Zähne, Lippen, Gaumen, dienen uns zur Sprache. Wenn nun jene allein gebraucht werden, so giebt dieses **Singthöne**; werden aber diese auch dabey gebraucht, so sind es **Sprachthöne. Die Singthöne sind, der willkührlichen Formirung nach, nicht anders unterschieden, als in Ansehung der Höhe und Tieffe.** Denn wenn jemand auf besagte Art die Luft aus der Lungen, durch die Luftröhre, herausstoßt und lautbahr macht; so kan nach der Struk-

tur der Werkzeuge der Stimme keine weitere Veränderung statt haben, als welche von der verschiedenen Eröfnung des Rizes herkommt. Nun ist aber bekannt, daß dieses keinen andern Unterscheid verursachet, als daß ein Thon desto höher oder tieffer ist, jemehr der Riz zusammengezogen oder erweitert wird. Wenn man nun aber bey Formirung und Veränderung der Thöne auch die übrigen Werkzeuge braucht, es mag dabey die Oefnung des Rizes, und also die Höhe und Tiefe verändert werden, oder nicht; so entstehen daraus Buchstaben, Sylben, Wörter 2c. weswegen wir sie auch Sprachthöne nennen. Die einfachen Sprachthöne oder **Buchstaben** theilen sich, wie bekannt, in selbstlautende und mitlautende. Jene unterscheiden sich grösstentheils durch die verschiedene Oefnung des Mundes: diese durch den verschiedenen Gebrauch der Zunge, Zähne, Lippen, Gaumen 2c. Jene bestehen in einem vernehmlichen Laut. Diese lauten nur in Gesellschaft der vorigen. Unter dem Nahmen **der Sylben** begreift man alles, was in unserer Rede auf einmahl und ohne Articulirung ausgesprochen wird. Da nun bloß die selbstlautende Buchstaben vor sich allein einen Laut ausmachen können; so siehet man leicht, daß alle Sylben entweder aus einfachen oder doppelten Selbstlautern, oder aus vermischten Selbst- und Mitlautern bestehen. In den ersten Fällen ist weiter kein Unterscheid zu machen. Im letzteren Falle ist allezeit ein einfacher oder doppelter Selbstlauter, der zum Grunde liegt, und dieser wird von einem oder

K 2 meh-

mehreren Mitlautern begleitet. Also ist auch hier kein weiterer Unterscheid zu machen, als insoweit der Selbstlauter von wenigen oder von vielen Mitlautern begleitet wird, und insoweit der selbstlautende sammt seiner Folge von mitlautenden Buchstaben in verschiedenen Sylben einerley oder verschieden ist. Das erste giebt den Unterscheid der Gelindigkeit und Härte. Die Zusammenkunft vieler mitlautenden Buchstaben machet die Sylben **hart**: Wenn aber gar keine, oder doch sehr wenige die Mitlauter begleiten, so nennet man sie **gelinde**. Das letztere machet den Unterscheid unter reimenden und nicht reimenden Sylben. Denn wenn die Buchstaben in mehreren Sylben einerley sind, und also auch überein klingen, so giebt dieses **Reime**. Und dieses ist also der allgemeine Unterscheid, den wir sowohl bey Sing- als Sprachthönen, im Absehen auf die willkührliche Formirung, antreffen. Von der natürlichen oder zufälligen Beschaffenheit der Werkzeuge der Stimme und Sprache kommt es, daß sowohl Singthöne als Sprachthöne rein oder unrein, helle oder dumpfig, rc. seyn. Da wir aber nicht allezeit im Stande sind, die Beschaffenheit der Werkzeuge, sie mag natürlich oder zufällig seyn, nach Gefallen zu ändern; so ist auch diese Beschaffenheit und dieser Unterscheid der Thöne nicht immer in unserer Gewalt.

§. 102.

Die Menge der Luft, so aus den Lungen heraus-

ausgestossen wird, und die Geschwindigkeit dieser Bewegung verursacht **keinen andern Unterscheid in den Thönen, als in Ansehung der Stärke und Schwäche.** Sowohl Singthöne als Sprachthöne werden stärker genannt, wenn sie weiter umher dringen, oder mit mehr Kraft ins Ohr fallen, wie andere. Alle Kraft einer bewegten Materie kommt entweder von der Menge, oder von der Geschwindigkeit, oder von beyden zugleich. Hier kan nun nicht eins ohne das andere seyn. Soll in gleicher Zeit, durch gleiche Eröfnung des Rizes, mehr Luft wie sonst herausgehen; so muß sie sich geschwinder bewegen: und bey einer geschwinderen Bewegung muß auch mehr Luft herausfahren, als wenn die Bewegung langsahmer ist. Wenn also geschwinder mehr Luft herausgestossen wird; so bleibt der Thon sonst in seiner Art unverändert: nur daß er mit mehr Kraft ins Ohr fält, und weiter durch die äussere Luft umher dringet, wie im Gegenfall. Dieses ist also aller innerliche Unterscheid der Thöne unseres Mundes (§. 100). Nun kommt noch, wie bey allen auf einander folgenden Dingen, der äusserliche Unterscheid dazu, den sie in Ansehung der Zeit haben. Ein Thon nemlich erfodert mehr oder weniger Zeit, als der andere und in Ansehung dieses eignet man den Singthönen ein gewisses Zeitmaaß, den Sprachthönen und Sylben aber eine gewisse Qvantität zu, wonach sie **lang** oder **kurz** sind.

§. 103.

Aus diesen Thönen unseres Mundes, und zwar aus denen, so wir Sprachthöne genannt haben, bestehet unsere Rede: wie einem jeden bekannt ist. Da wir also sowohl den Wohlklang überhaupt, als dieser Art Thöne kennen gelernet haben; so lasset uns nun sehen, in wieweit ein Wohlklang in unserer Rede statt haben könne. Ueberhaupt ist der Wohlklang der Absicht unserer Rede nicht zuwieder. Wir reden allezeit, um anderen unsere Gedanken zu eröfnen. Da man nun billig sucht, daß andere uns nicht mit Unwillen sondern gern zuhören; da niemand gern höret, als was er mit Vergnügen höret; da endlich der Wohlklang belustiget, der Uebelklang Verdruß erwecket (§. 93): so ist es klar, daß der Wohllaut überhaupt mit unserer Rede nicht streite. Wenn es nun aber in einigen Fällen geschehen solte, daß eine gewisse Art des Wohlklangs sich mit der Absicht der Rede nicht zu vertragen schiene; so muß man lieber vom Wohlklange abgehen, als wieder seinen Zweck handeln. Man betrachtet hier die Thöne nicht mehr insoweit sie blosse Thöne sind, sondern insoweit sie Zeichen unserer Gedanken abgeben. Die Eröfnung der Gedanken giebt also den fürnehmsten Hauptzweck bey einer jeden Rede ab, von welchem man niemahls abweichen kan. Wer demnach die Ontologischen Gründe von der Ausnahme weiß; wird leicht zugeben, daß man hier im Fall eines Wiederspruchs allezeit vom Wohlklange

die Ausnahme machen müsse. **Der Wohlklang hat also in unserer Rede nur statt, insoweit er mit besagter Hauptabsicht derselben bestehen kan.**

§. 104.

Der Wohlklang im Zusammenhange von Thönen, und also auch in unserer Rede oder in der Schreibart, erfodert erstlich, daß die einzelen Thöne nicht übellautend seyn, und hernach, daß Ordnung in ihrem Zusammenhange sey (§. 97. 98). Lasset uns also kürzlich sehen, in wieweit sowohl der Wohllaut einzeler Thöne, als die besagte Ordnung derselben, in unserer Rede statt findet. In den einzelen Thönen der Rede findet sich erstlich der Unterscheid, welcher von der natürlichen oder zufälligen Beschaffenheit der Werkzeuge kommt, daß sie nemlich rein oder unrein, helle oder dumpfig ꝛc. sind (§. 101): Und hiebey lehret sowohl die Erfahrung, als die gegebene Theorie vom Wohllaut einzeler Thöne (§. 96.), daß nur allezeit die eine Art Thöne z. E. die reinen, hellen, ꝛc. wohlklingen, die gegenseitige Art aber z. E. die unreinen, dumpfigen ꝛc. übellauten. Folglich kan unserer Rede, in dieser Absicht, kein Wohlklang mitgetheilet werden, als insoweit alle Thöne, woraus sie besteht, rein, helle, ꝛc. von uns ausgesprochen werden. Diese Art des Wohlklangs nun kan der Absicht der Rede niemahls zuwieder seyn. Denn er erfordert niemahls, daß ich nur gewisse Thöne, Sylben, Wör-

brauche, sondern läßt mir die völlige Freyheit
e diejenigen zu wehlen, die ich meiner Absicht ge-
iß finde; er fodert nur, daß ich selbige auf eine
visse Art aussprече. Hat also der Wohlklang
erhaupt in unserer Rede statt, insoweit er dem
ldzwecke derselben nicht zuwieder ist (§. 103): so
**idet diese Art des Wohlklangs, die von
r Reinigkeit, Helligkeit ꝛc. einzeler Thö-
kommt, allenthalben Plaz, wenn sie
ir in unserer Gewalt ist.**

§. 105.

In Ansehung der willkührlichen Formirung
d die einfachen und untheilbahre Sprachthöne ent-
der Selbstlauter oder Mitlauter, und die Syl-
n sind entweder hart oder gelinde, nachdem darinn
selbstlautende Buchstabe entweder von vielen,
r von wenigen oder gar keinen mitlautenden be-
itet wird; und einige Mitlauter als r, p, z ꝛc.
ursachen durch ihre Zusammenkunft noch mehr
irte wie andere (§. 101). Nachdem nun unse-
Rede mehrentheils aus harten oder gelinden Syl-
n und Wörtern besteht, so nennet man selbige
h hart oder gelinde. Das blosse Gehör zeigt ei-
n jeden schon, daß gelinde Sylben und Wörter
ser klingen, wie härtere; und die gegebene Theo-
(§. 96.) giebt dieses ebenfals zu erkennen: denn
die Mitlauter vor sich keinen klaren und vernehm-
hen Laut ausmachen, so muß es freylich vielmehr
unkelheit und Verwirrung geben, wenn viele der-
gleichen

gleichen Buchstaben in einem Thone zusammen geschmelzt werden, als wenn dieses nicht geschiehet. Die Gelindigkeit giebt also in der Schreibart eine Art des Wohlklangs ab. Da aber dieser Wohlklang gewisse Buchstaben, Sylben und Wörter vermeiden heißt; so kan er leicht mit der Absicht der Rede streiten: und von dieser läßt sich doch niemahls des Wohllauts halber abgehen (§. 103). Da auch eine jede Sprache ihre gewisse Buchstaben, Sylben und Wörter hat; so gehet es auch nicht an, die härteren mit weichen zu verwechseln, als in soweit der Reichthum der Sprache es erlaubet. **Die Gelindigkeit kan also in der Schreibart nur statt finden, insoweit die Absicht der Rede, und der Reichthum der Sprache es zuläßt.** Ich will nur eines besonderen Falles gedenken, da die Absicht der Rede die Gelindigkeit nachzusetzen verlangt. In allen Sprachen findet man, daß man die natürlichen Thöne durch Worte anzeiget, so selbigen ähnlich sind. Im deutschen z.E. sind dergleichen Wörter: sausen, brausen, rieseln, murmeln, schlürpfen, summen, brummen, rasseln, brüllen, zwitschern, rc. Wenn man nun so etwas zu beschreiben hat, was nicht besser und natürlicher, als durch harte Thöne kan ausgedruckt werden z. E. ein Donnerwetter: so hat man Grund, dergleichen vor anderen zu wehlen. Wird hier das Ohr nicht durch die Gelindigkeit gekützelt; so wird dieser Mangel doppelt ersetzet durch den lebhaften Begrif, den diese nachgeahmte Thöne von der Sache erwecken, und durch

s Vergnügen, so solchen Begrif begleitet. Das chickteste Beyspiel hievon finden wir in des Herrn :ocks Schriften, da er ein heftiges Gewitter und darauf schleunig erfolgte Stille beschreibet. So ge das Gewitter währet; hören wir nichts, als seln, stürmen, krachen, wettern, :c. so daß wir :ch die aufgebrachte Einbildungskraft nicht eine :schreibung zu lesen, sondern das gräßlichste Donwetter selber zu empfinden meinen. Sobald das witter vorüber ist; hören wir von diesem allen hts mehr: und die ausserordentliche Gelindigkeit Schreibart überredet uns fast mehr von der Stil)es Wetters, als die Beschreibung selbst.

§. 106.

Ausser den angegebenen Fällen, kan serer Rede durch einzele Thöne weiter n merklicher Wohlklang zugezogen wer- 1. Aller übrige Unterscheid der Thöne, so in Rede vorkommen, besteht darinn, daß einer ier oder tiefer, stärker oder schwächer, länger r kürzer ist, und daß einige Sylben mit einan- reimen oder nicht reimen (§. 100. seqq). Von reimenden und nicht reimenden, von den langen kurzen Sylben ist es an sich klar genug, daß wegen eine nicht wohllautender kan genennet den wie die andere. Was die Grade der Höhe ınget, so ist es freylich bekannt, daß wenn man zu hoch oder gar zu tief steiget, der Thon und Grad der Höhe nicht mehr wohl kan unterschie-

den

den werden, und daher nach unserer Theorie (§.96.) wiedrig klingen. Daher werden auch diese Thöne in der Musik nicht anders gebraucht, als wenn man auf den allgemeinen Hauptzweck und den Wohlklang nicht mehr siehet, und nur auf gewissen Instrumenten z. E. der Violin seine besondere Kunst durch fertige und richtige Griffe zu zeigen suchet. Die übrige Thöne aber, die in den gehörigen Grenzen bleiben, sind alle klar zu unterscheiden; und also sind sie auch, dem angezogenen Orte zu folge, dem Wohlklange nach, nicht merklich unterschieden. Die Erfahrung stimmet auch hiemit überein. Niemand zieht wegen der verschiedenen Höhe und Tieffe einen Thon dem andern vor, wenn sie sonsten nur gleich gelinde, rein rc. sind. Bey den Graden der Stärke findet man es eben so. Wenn Thöne nur nicht so stark sind, daß sie uns betäuben, oder so schwach, daß wir sie nicht mehr wohl empfinden und unterscheiden können: so ist im übrigen einer deswegen nicht wohlklingender, wie der andere, weil er stärker oder schwächer ist. Dieses zeigt wiederum sowohl die Erfahrung, als die gegebene Theorie (§. 96). Demnach ist freylich bey einzelen Thönen unserer Rede weiter kein merklicher Unterscheid, im Absehen auf den Wohlklang, zu machen.

§. 107.

Ausser dem Wohllaut einzeler Thöne, wird weiter eine bestimmte Ordnung im Zusammenhange derselben erfodert, wenn unsere Rede allen mögli-

Wohlklang haben soll (§. 97. seqq); und
: solche Ordnung hat in unserer Rede
)t statt, als in Ansehung der Quantität
Sylben, und in Ansehung der Reime.
Regeln der Ordnung nemlich müssen hier, wie
en allenthalben, von dem Unterscheide der zu
enden Sachen hergenommen werden. Lasset uns
allen Unterscheid der Thöne in einer Rede durch-
1; so wird sich solches bald zeigen. Erstlich
die Thöne unterschieden, nach der Beschaffen-
der Werkzeuge, so daß sie entweder rein oder
in 2c. klingen (§. 101): und hievon haben wir
1 angemerkt, daß die eine Art Thöne immer
lauten, und die andere gegenseitige übelklingen
04). Da nun die Thöne, so des Wohlklangs
r sollen geordnet werden, an sich nicht übelklin-
seyn müssen (§. 97): so kan nach diesem Un-
eide keine bestimmte Abwechselung und Ord-
in der Folge statt finden. Weiter sind die
le unseres Mundes nach der Härte und Weiche
schieden (§. 101). Hievon lautet aber wieder-
iur die eine Art, nemlich die gelinden oder wei-
Sylben wohl (§. 105.) und also hat aus dem-
1 Grunde auch hiebey keine Ordnung statt.
er unterscheiden sich die Thöne unseres Mun-
wie alle andere, durch die Grade der Höhe
Tieffe (§. 101). Da nun die Thöne von ver-
ener Höhe oder Tieffe gleichwohlklingend seyn
06); so hat freylich, in dieser Absicht, eine
unte Abwechselung statt. Da ferner eine un-
veränder-

veränderte und einthönige Sprache dem Zuhörer allezeit einen Ekel erwecket; so müssen auch in einer jeden Rede die Thöne in Ansehung der Höhe und Tieffe abgewechselt werden. So bald aber in dieser Abwechselung eine ähnliche Bestimmung und Ordnung ist; so wird es ein Gesang: wie bekannt ist. Demnach kan eine ungesungene Rede, darauf wir hier nur allein gehen, auch, in dieser Absicht, keine bestimmte Eintheilung und Ordnung im Zusammenhange der Thöne haben. Die verschiedene Stärke giebt einen neuen Unterscheid der Thöne (§. 102). Da nun die Absicht der Rede verlangt, daß man überhaupt nicht stärker, nicht leiser spreche, als die Menge der Zuhörer und der Umfang des Orts es haben will, und daß man hiebey nicht anders abwechsele, als nach dem verschiedenen Zustande, womit man die Sachen und Gedanken, der Absicht nach, vorträgt; da dieses noch keine vollkommen bestimmte und ununterbrochene Ordnung giebt; da man dennoch hievon, des Wohlklangs halber, nicht abgehen, und die Folge nicht auf eine andere Art bestimmen und einrichten könnte, wenn solches auch angienge (§. 103): so findet auch hier keine gewisse Ordnung Platz. Die Sylben unterscheiden sich auch durch die Länge und Kürze oder durch die Quantität (§. 102); und in dieser Absicht ist auch ein Thon nicht wohl- oder übelklingender, weil er kürzer oder länger ist (§. 106). Bestimmen nun gleich die Gedanken einigermassen die Ordnung der Worte und Sylben, und haben die

mehresten Sylben in einer Sprache schon ihre gewisse Quantität: so läßt sich doch derselbe Gedanke auf mehr, wie eine Art, ausdrucken, ja der Gedanke selber kan oft, der Absicht ohne Schaden, mehr wie eine Form annehmen: daß es also nicht unmöglich ist, Wörter und Redensarten zu suchen, darinn die Quantität auf eine determinirte Art abwechselt, wie so viel tausend Exempel es beweisen. Endlich unterscheiden sich die Sylben durch den gleichen oder ungleichen Laut (§. 101); und können doch dabey gleich wohlklingend seyn: wie wir schon erinnert haben (§. 106). Also ist wiederum leicht zu begreiffen, daß hiebey eine bestimmte Ordnung seyn könne. Da wir nunmehro allen Unterscheid der Thöne in unserer Rede durchgegangen sind (§. 100. seqq); und gefunden haben, daß keine bestimmte Ordnung in ihrer Folge seyn könne, als im Absehen auf die Quantität und Reime: so siehet man, daß wir solches nicht ohne Grund zuvor behauptet haben.

§. 108.

Erstlich hat also eine bestimmte Ordnung, im Absehen auf den gleichen und ungleichen Laut der Sylben statt. Da durch lauter auf einander folgende gleiche Thöne ein Ekel entstehen würde; so müssen die verschiedenen Thöne mit den gleichlautenden abwechseln. Also läßt sich in dieser Absicht nichts weiter bestimmen, als wie die Sylben an gewissen Orten reimen, und wie die Reime abwechseln

sollen:

sollen: und dieses kan man **die Reimordnung** nennen. Zum andern hat eine Ordnung, im Absehen auf die Quantität, statt: und eine solche ununterbrochene Ordnung im Zusammenhange von Sylben, im Absehen auf die Quantität derselben, ist man schon längst gewohnt **das Sylbenmaaß** zu nennen. **Bey der Reimordnung ist noch der Unterscheid möglich, daß in den Reihen von Sylben, so auf einander reimen, entweder die Zahl derselben genau bestimmt werde, oder nicht:** Wie man aus dem gegebenen Begriffe ohne Schwierigkeit sehen kan. **Beym Sylbenmaasse aber muß die Zahl der Sylben allezeit determiniret seyn.** Denn sonst wären einige Sylben, deren Stelle nicht bestimmet wäre; und folglich hätte darinn keine durchgängige und ununterbrochene Ordnung statt, die doch erfodert wird.

§. 109.

Wenn eine beständige Reimordnung, oder ein durchgängiges Sylbenmaaß, oder endlich beydes zugleich in unserer Rede beobachtet wird; so nennet man diese Art zu reden **die gebundene Schreibart.** Ist sie aber weder nach einer gewissen Reimordnung, noch nach einem gewissen Sylbenmaaß durchgängig eingerichtet, so giebt es **die Prosa.** Wer das vorige mit Aufmerksamkeit gelesen hat, dem wird weder die Möglichkeit dieser Begriffe zweiffelhaft, noch sonst etwas dabey un-

verständ-

verständlich vorkommen. Man wird auch, ohne ferneren Beweis, sehen, daß die gegebene Erklärungen dem Gebrauche gemäß seyn, und diejenigen Merkmahle enthalten, wodurch ein jeder gewohnt ist, die Prosa von der gebundenen Rede zu unterscheiden.

§. 110.

Wir haben die gebundene Schreibart ganz allgemein erkläret, ohne unsere Absicht auf eine besondere Sprache zu richten. Daher lassen sich alle verschiedene Arten daraus herleiten. Erstlich ist es eine gebundene Schreibart, wenn eine gewisse Reimordnung darin herrschet: und diese Gattung theilet sich in zwo Arten ein, nachdem die Zahl der Sylben determiniret ist, oder nicht. Weiter ist es eine gebundene Schreibart, wenn sie nach einem gewissen Sylbenmaasse eingerichtet ist. Endlich ist es eine gebundene Schreibart, wenn sowohl Sylbenmaaß, als Reimordnung darinn anzutreffen ist. Alle diese verschiedene Gattungen findet man auch, in der That, bey verschiedenen Völkern. Unsere alte Deutschen, wie auch andere alte Völker, reimten nur bloß, ohne auf eine gewisse Zahl der Sylben in ihren Versen zu sehen. Die Franzosen reimen, und bestimmen die Zahl der Sylben. Die Verse der Griechen und Lateiner haben nur ein gewisses Sylbenmaaß, und keine Reime. Wir Deutschen beobachten in unserer gebundenen Schreibart gemeiniglich sowohl Sylbenmaaß, als Reimordnung zugleich.

gleich. Wenn man nun bey dieser Verschiedenheit urtheilen will, welche Gattung wohlklingender sey; so läßt sich solches aus unseren gegebenen Gründen leicht bestimmen. Ist der Wohlklang grösser oder geringer, nachdem mehr oder weniger Ordnung darinn zu bemerken ist (§. 98); ist die Ordnung grösser, wo mehr Regeln beobachtet werden; werden endlich mehr Regeln im Sylbenmaasse beobachtet, als bey der Reimordnung (§. 108): so siehet man leicht, daß **die Reimordnung den geringsten, das Sylbenmaaß schon einen grössern, beydes zusammen aber den grösten Wohlklang gebe.** Ich weiß also nicht, wie diejenigen ihr Urtheil beweisen wollen, welche die französischen Verse denen deutschen überhaupt, in Ansehung des Wohlklangs, vorziehen.

§. 111.

Ueberhaupt können sowohl historische wie dogmatische, sowohl erdichtete wie unerdichtete Sachen in ungebundener, auch in gebundener Rede geschrieben werden. Wir reden überhaupt von der Möglichkeit; Also dörffen die gegebenen Begriffe von der Prose und der gebundenen Schreibart nur mit dem Begrif des erdichteten und unerdichteten, der historischen und dogmatischen Sachen zusammen gehalten werden: so wird ein jeder gleich sehen, daß nirgend einiger Wiederspruch vorhanden sey. Und so viel tausend würckliche Exempel bestätigen solches. Wem ist unbekannt, daß wir sowohl historische als dogmatische Schriften nicht nur in

Prosa, sondern auch in Versen haben? Wer weiß nicht, daß wir sowohl Erdichtungen als wahre Geschichte in beyderley Schreibart vor uns haben? Wer muß also nicht von der Würklichkeit auf die Möglichkeit überhaupt schliessen? In ganz besonderen Fällen ist es wohl möglich, daß gewisse Redensarten und Sätze nicht in gewisse Arten von Verse gehen: Aber überhaupt kan alles in Verse gebracht werden, es mag seyn, von was vor Gattung es wolle.

§. 112.

Je freyer wir im Absehen auf dasjenige sind, was wir schreiben sollen; je leichter ist es in Verse zu bringen: je gebundener wir aber hierinn sind; je schwehrer ist es auch in gebundener Rede zu schreiben. Der Zwang, den die gebundene Schreibart mit sich führet, macht, daß man theils die Gedanken, theils die Ausdrücke oftmals verändern muß, ehe man einige Verse zuwege bringen kan: Wie solches aus den gegebenen Begriffen leicht zu begreiffen ist, und die Erfahrung einen jeden lehret, der es versuchet hat. Je freyer ich nun in dem bin, was ich zu sagen habe, je leichter geht eine solche vielfältige Veränderung an; je mehr ich aber hiebey eingeschränkt bin, je schwehrer wird solches auch: Wie man leicht zugeben wird. Demnach ist es freylich leichter oder schwehrer in Versen zu schreiben, nachdem man bey seiner Abhandlung weniger oder mehr gebunden ist. Was sonsten noch von der gebundenen Schreibart anzumerken ist, wird sich im folgenden füglicher beybringen lassen. Nun wollen wir vom Endzweck der Poesie einige Betrachtung anstellen.

III. Hauptstück.

Von dem Endzwecke der Poesie.

§. 113.

Daß der Poet bey Verfertigung eines Gedichts allezeit einen Endzweck haben müsse, daran wird wohl niemand zweiffeln. Denn soll ein vernünftiges Geschöpf allezeit weislich handeln; so muß es nichts ohne eine gewisse Absicht vornehmen: und diese allgemeine Regel menschlicher Handlungen wird auch wohl hier ihr Recht behalten. Wenn nun gleich diese Absichten, in verschiedenen Fällen vielerley seyn könnten; so lassen sie sich doch, durch die Absonderung des verschiedenen, unter eine allgemeine bringen. **Folglich giebt es denn freylich eine allgemeine Absicht der Poesie.** Und diese wollen wir uns jezo bemühen, zu untersuchen

§. 114.

Ueberhaupt nennet man **den Zweck** dasjenige, warum die würkende Ursache würket. Hier ist nun, wie der erste Anblick es zeiget, die würkende Ursache der Poet, und die Würkung, die Verfertigung eines Gedichts. Es frägt sich also: warum der Poet ein Gedicht verfertige, und was er sich dadurch vorseze, zu erreichen. Dieses können nun in besonderen Fällen und bey einem besonderen Gedichte auch ganz besondere Absichten seyn z. E. Geld

zu verdienen, Ehre zu erwerben, sich bey jemand beliebt zu machen, sich zu üben, u. s. f. Nach allen diesen Absichten aber fragen wir nicht. Wir richten hier, wie schon gesagt, unser Augenmerk nur bloß auf **den allgemeinen Endzweck**, der bey allen Dichtern und bey allen Gedichten kan und soll angetroffen werden. Welches ist dieser nun?

§. 115.

Wir sezen die allgemeine Regel zum Grunde, die in Beurtheilung einer jeden Absicht statt hat: **Daß man nemlich der Poesie denjenigen Endzweck sezen müsse, der einem Dichter und Gedichte am gemässesten ist.** Denn wie in allen Sachen, so müssen wir auch in Erwehlung einer Absicht aufs beste sehen. Nun wird aber die Güte eines jeden Zwecks daraus beurtheilet, ob er der würkenden Ursache und der Würkung gemäß sey. Da nun hier die würkende Ursache der Poet, und die Würkung die Verfertigung eines Gedichts ist (§. 114); so muß man freylich solchen Zweck wehlen, der sich vor einen Poeten am besten schickt.

§. 116.

Zuförderst haben wir hier die würkende Ursache, als einen Menschen zu betrachten; und als ein solcher muß er in allem nach dem Recht der Natur handeln, und hier gilt keine Ausnahme, was auch vor eine Betrachtung dazu komme. Soll nun also der allgemeine Endzweck der Dichtkunst dem Poeten

äß seyn (§. 115); **so muß derselbe nach ı Rechte der Natur eingerichtet seyn.** also muß er zur Beförderung der Vollkommen- und Glückseligkeit soviel beytragen, wie möglich das bessere dem schlechteren vorziehen, u. s. w.

§. 117.

Nach diesem haben wir die würkende Ursache auch insbesondere, als einen Poeten, zu betrach- Nun haben wir zwar den Begrif eines Dich- und eines Gedichts noch nicht ausgemacht. Es aber gewisse Sachen, die so offenbar und be- ıt sind, daß sie ein jeder annehmen wird, und wir also, als Gründe, brauchen können. Also) zuförderst niemand läugnen, daß ein Poet al-)urch Worte verrichte, und daß Gedichte Reden Schriften seyn. Soll nun der Zweck einem ten und Gedichte gemäß seyn (§. 115); und der Poet nichts als Worte, wodurch er selbigen ichen kan: so siehet man gleich, **daß es kein)er Endzweck seyn könne, als der durch orte zu erreichen ist.**

§. 118.

Weiter wird man mir leicht zugeben, daß an- Menschen der eigentliche Gegenstand des Poe- seyn, bey welchen er seinen Zweck zu erreichen)tet, und **daß Gedichte unter diejenigen den und Schriften gehören, so um an- er willen verfertiget werden.** Denn ver-

 richtet

richtet ein Poet alles durch Worte (§. 117): so kan er nichts ausrichten, als bey vernünftigen Geschöpfen, die sich der Sprache bedienen: und das können hier keine andere seyn, als Menschen. Will man nun nicht setzen, daß er ohne alle Absicht sein Gedicht verfertige: so thut ers entweder um sein selbst, oder um anderer willen. Es wird es aber niemand thun, daß es unmittelbahr in ihm selbst etwas würken soll, da er alle die Vorstellungen, die er dadurch in der menschlichen Seele hervorbringen will, schon zuvor haben muß. Und wenn auch jemand eine Poesie bloß zur Uebung verfertigte, so muß er sie doch so ausarbeiten, als wenn dieses nicht wäre. Ueberdas sind solche Gedichte hier so wenig in Betrachtung zu ziehen, wie in der Redekunst dergleichen Reden, so niemahls zum Vorschein kommen, und niemanden nuzen. Demnach muß man hier freylich sein Absehen auf andere Menschen richten.

§. 119.

Da nun die Absicht der Poesie durch Worte muß erreichet werden (§. 117), und zwar bey anderen Menschen (§. 118): so entsteht erst die Frage: was vor Absichten überhaupt in diesem Falle statt haben können. Da Worte nichts anders, als Zeichen der Gedanken sind; so können sie auch bey andern nichts erregen, als 1) die ausgedruckte Vorstellungen und Gedanken, und 2) alles, was durch diese Vorstellungen in der Seele kan gewürket werden. **Schriften also, die um anderer willen**

ver-

verfertiget werden, können keinen anderen Endzweck haben, als entweder bloß die ausgedruckte Vorstellungen mitzutheilen, oder auch die Seele hiedurch zu etwas zu determiniren.

§. 120.

Wozu kan aber die menschliche Seele durch erregte Vorstellungen determiniret werden? Wir unterscheiden bey ihr nicht mehr, als die beyden Hauptkräfte, die erkennende und wollende. Der einzige Hauptvorwurf der ersteren ist die Warheit. Es lassen sich also die möglichen Fälle leicht bestimmen. Man ist entweder willens, von der Warheit oder Falschheit einer Sache zu urtheilen, oder nicht. Ist man es willens; so ist man entweder im Stande, sich zu determiniren, oder nicht. Will und kan man sich nun determiniren; so wird es auch würklich geschehen: und so wird entweder das Urtheil von der Warheit, oder das Urtheil von der Falschheit eines Satzes entstehen. Das erste ist **der Beyfall;** das andere **die Versagung des Beyfals.** Ist man aber nicht vermögend sich zu einem von beyden zu determiniren, ob man gleich will; so bleibt man im **Zweiffel.** Diese drey Fälle erschöpfen also alles, wozu man die menschliche Seele, der erkennenden Kraft nach, bringen kan. Bey der wollenden Kraft sind wiederum drey ähnliche Fälle, wozu unsere Seele nur fähig ist. Denn entweder ich stelle mir etwas als gut vor, und **will**

es daher, oder ich verabscheue es, als was böses, oder ich bleibe in Ansehung desselben gleichgültig, so daß ich es weder verlange noch verabscheue. Hiebey ist zu unterscheiden ob solches alles nach deutlichen oder undeutlichen Vorstellungen geschehe. Jenes giebt die vernünftige, dieses die sinnliche Begierde. **Besagte Fälle enthalten demnach alles, wozu die menschliche Seele durch erregte Vorstellungen, und also auch durch Worte kan determiniret werden.** Meinet gleich jemand, beym ersten Anblick, man könnte die Seele noch zu vielem anderen bringen, was hierunter nicht begriffen ist; so wird man doch bey genauer Untersuchung finden, daß solches allezeit zu einem von diesen Fällen gehöre. Z. E. die Lust entsteht aus dem Urtheile, daß etwas schön und vollkommen sey; Aufmerksamkeit erfolget nicht anders, als aus dem Willen auf dies vielmehr zu merken, wie auf was anders, u. s. f.

§. 121.

Die Bestimmung der menschlichen Seele durch Worte nenne ich die **Ueberredung**, es mag solches auf die erkennende oder wollende Kraft derselben gehen. Auf solche Art begreift die Ueberredung alle angeführte Fälle. Ich kan leicht vermuhten, daß diese Erklärung manchem sehr fremde und ungegründet vorkommen wird. Ich habe aber selbige mit gutem Bedacht so eingerichtet, und meine dem Worte keine andere Bedeutung zu geben, als die es in

der Redekunst und Poesie jederzeit gehabt hat, und auch billig haben soll. In der Logik nimmt man es in einem anderen Verstande, und deutet dadurch einen falschen Wahn von einer warhaften Ueberzeugung an: und man hat hiezu Grund, weil eine solche eingebildete Ueberführung von der warhaften muß unterschieden werden, und kein Wort hiezu geschickter ist. Wenn man aber dieselbe Bedeutung in die Redekunst hineinbringet; so geschiehet solches ohne Grund. Vom Aristoteles an, haben alle Rhetoren durch die Ueberredung den allgemeinen Endzweck aller Reden angezeiget. Folglich muß alles darunter enthalten seyn, was ein Redner sich in allen Fällen vorsetzen kan zu erreichen (§. 114). Wer weiß nun aber nicht, daß ein Redner seine Zuhörer bewegen soll ihm beyzupflichten, wenn er ihnen eine Sache als wahr oder falsch vorstellet? Wer wird es nicht zugeben, daß er sie in praktischen Dingen zum Entschluß bringen solle, etwas zu thun oder zu lassen? Wer kan es endlich läugnen, daß wenn ein gewisses Vorurtheil oder eine gewisse Begierde sich nicht gleich ausrotten und umkehren läßt, er sich zum wenigsten bemühen müsse, Zweifel und Gleichgültigkeit zu erregen? Hat aber dieses seine Richtigkeit; und kan kein Vernünftiger behaupten, daß ein Redner nur allezeit gemeine, einfältige und ungeübte Zuhörer habe: Wie kan man der Redekunst denn nichts als seichte und schwache Scheingründe zueignen, welche zwar einfältige und unfähige vergewissern können, aber kluge nicht im gering-

sten zu rühren vermögend sind? Dieses zeiget sattsahm, daß man den Begrif der Ueberredung nicht enger einschränken könne, als wir gethan haben. Ist nun durch Worte nichts möglich, als die Mittheilung der Gedanken und die Bestimmung der menschlichen Seele (§. 119); und begreiffet die Ueberredung alle Fälle der Bestimmung: so **können Schriften die um anderer willen verfertiget werden, keinen anderen Endzweck haben, als die Mittheilung, und die Ueberredung.**

§. 122.

Dieses sind die Absichten, welche überhaupt bey dergleichen Schrift statt haben. Es frägt sich also, welche von diesen Absichten der Poesie eigen sey. Nun wäre es gut, wenn man schon festgesetzet hätte, welches das eigentliche Werkzeug und Mittel sey, wodurch die Poesie ihre Absicht erreichen solle. Da dieses aber nicht ist; so können wir auch den Endzweck derselben nicht anders, als bedingungsweise in jedem Falle, ausmachen. Wir dörffen hiebey keine Meinungen in Betrachtung ziehen, als die beyden gewöhnlichsten, von der Erdichtung, und von der gebundenen Schreibart: Denn die übrigen fallen von selbsten weg, wie man im folgenden sehen wird. Wir wollen also zuerst setzen: Erdichtungen und Fabeln seyn das wesentliche und eigentliche Mittel der Poesie. Welche Absicht kommt ihr in diesem Falle zu.

§. 123.

Man muß der Poesie denjenigen Endzweck setzen, der einem Dichter am gemässesten ist (§. 115). Soll er diesem am gemässesten seyn; so muß er durch dasjenige, was derselbe braucht seine Absicht zu erreichen, am allerfüglichsten können erreichet werden. Ist nun die Erdichtung dieses; so muß es derjenige Endzweck seyn, der besser dadurch, als auf eine andere Art, kan erlanget werden. Dieses hält zweyerley in sich: 1) **daß der gesetzte Endzweck durch die Erdichtung erreichet werden könne, 2) daß er dadurch besser, wie auf eine andere Art, könne erreichet werden.** Da wir also die Absichten haben, so hier in Betrachtung kommen: so müssen wir erstlich die Fähigkeit der Erdichtung dagegen halten, und sehen, wie weit sich selbige erstrecke, und was dadurch könne ausgerichtet werden.

§. 124.

Alle Erdichtungen sind entweder Dichtungsbilder oder Fabeln (§. 77); und diese letztere theilen sich in erzehlende und dramatische Fabeln ein (§. 81). **Ein Dichtungsbild kan nun erstlich bedeutend oder hieroglyphisch seyn.** Denn es stellet eine Sache vor, die alles, woraus sie besteht, zugleich hat, und dieses ist zwar was erdichtetes (§. 77); folglich aus zugleich bestehenden Theilen, nach eigenem Gefallen, zusammen gesetzet (§. 75).

Kan

Kan man also ein solches Dichtungsbild aus solchen Theilen, und auf solche Art, zusammen setzen, daß es, wegen einiger Aehnlichkeit, eine andere Sache anzeiget; und bestehet hierinn die **hieroglyphische Bedeutung** (Wolf. Ps. emp. §. 151): so wird wohl niemand läugnen, daß ein Dichtungsbild könne bedeutend und hieroglyphisch seyn. Und wem sind die Dichtungsbilder unbekannt, wodurch man die Gerechtigkeit, die Hofnung, die Klugheit, ꝛc. vorzustellen gewohnt ist?

§. 125.

Ein Dichtungsbild kan weiter ein klares Exempel von einer gewissen Gattung abgeben. Eine besondere Sache, so zur Erkenntnis und Erläuterung einer ganzen Art oder Gattung dienet, nennet man ein **Exempel.** Da nun in einer jeden Erdichtung (§. 75), und folglich auch in einem Dichtungsbilde (§. 77) die Sache, als würklich, und also als ein besonderes Ding vorgestellet wird; da man, wie schon gesagt, ein solch Dichtungsbild nach eigenem Gefallen zusammen setzen kan: so kan es freylich so eingerichtet werden, daß es ein Exempel wovon abgiebt. Dieses zeigen auch die würklich erdichteten Charaktere unserer Moralisten. Wenn z. E. die Tadlerinnen einen Narcissus, eine Gassenfama, eine Geilartin u. s. f. abschildern, so sind dieses erdichtete Personen, die aber die ganze Beschaffenheit gewisser Laster an sich zeigen.

§. 126.

Eine erzehlende Fabel kan ebenfals bedeutend und hieroglyphisch seyn. Sie besteht in der Erzehlung einer erdichteten Begebenheit (§. 77. 81), und also auf einander folgender Veränderungen gewisser Subjekte (§. 76. 78), und zwar solcher, die nach Gefallen erdacht und zusammen gesetzt werden (§. 75). Ist es nun möglich, wie niemand läugnen wird, solche Subjekte zu wehlen, und ihnen solche Veränderungen und in solcher Ordnung zuzueignen, daß dadurch, wegen einer Aehnlichkeit, ganz andere Sachen angezeigt werden: so geht es auch an, daß solche Fabel bedeutend sey (§. 124): man mag solches nun hieroglyphisch, oder allegorisch, oder mystisch, oder parabolisch nennen. Wer hievon würkliche Beyspiele sehen will; der lese im Spektator die allegorische Träume vom Credit eines Volks, von den Wegen des Heyls und des Verderbens, das Gesicht des Mirza vom menschlichen Leben, die Geschichte vom Verdruß und Vergnügen, in den Tadlerinnen den bedeutenden Traum von der Lästerung, im Patrioten die Träume vom Fluß der Zeit, von den Wegen der Tugend und des Lasters u. s. f.

§. 127.

Eine erzehlende Fabel kan uns ein geschicktes Exempel liefern, wodurch eine Sache oder Warheit recht empfindlich gemacht

macht wird. Dieses kan auf eben die Art, wie von Dichtungsbildern (§. 125.) erwiesen werden; weil erzehlende Fabeln erdichtete (§. 77. 81.), und also einzele Begebenheiten vorstellen, und zwar selbige nach Gefallen einrichten (§. 75). Exempel hievon liegen auch am Tage. So stellen uns die Tadlerinnen in der Geschichte der Aemilia ein klares Exempel einer Heuchlerinn vor Augen: und in der aus dem Spektator übersetzten Geschichte der Amanda geben sie uns ein schönes Beyspiel der belohnten Beständigkeit im Unglück. In dem Patrioten lesen wir eine Geschichte von den alten Trogloditen, welche aus dem französischen übersetzet ist, und die Nothwendigkeit des gesellschaftlichen Lebens recht handgreiflich machet, indem sie uns zeigt, mit was vor unvermeidlichen Unordnungen und Unglücksfällen das Gegentheil verbunden ist. Die besten Heldengedichte geben ebenfals Beyspiele von dieser Sache ab.

§. 128.

Endlich kan man in erzehlenden Fabeln durch aufgeführte Personen eine Sache nach Gefallen ins Licht setzen und darthun lassen. Ich setze nemlich zwischen dramatische und erzehlende Fabeln keine mitlere Gattung, und also bleibt es eine erzehlende Fabel, obgleich darinn gewisse Personen und Individua redend eingeführet werden (§. 81). Kan ich nun, nach den schon oft angeführten Begriffen, meine Subjekte

und Personen nach Gefallen wehlen, und stehen ihre Handlungen und Reden in meiner Willkühr: so braucht dieser Satz keines ferneren Beweisses. Beyspiele hievon wird man sowohl in den schon angezogenen, als in anderen Schriften finden. So trift man gleich im III. Stücke der Tadlerinnen die Nachricht von einem Gespräche über die in der Kirche verübte Eitelkeiten. Im XVI. Stücke des II. Theils wird eine Unterredung des Herrn von Spötterbergs und des Herrn Wahrlieb erzehlet, so von der Religion handelt. In der Odyssee und Ilias des Homers, in dem Telemach, und andern dergleichen epischen Gedichten werden uns die mehresten Warheiten, Sittenlehren und Staatsmaximen, durch die Reden der aufgeführten Helden, beygebracht und eingeschärffet.

§. 129.

Von dramatischen Fabeln läßt sich dasselbe sagen. **Sie können 1) dienen, gewisse Sachen durch die redenden und handelnden Personen ausmachen zu lassen. Sie können 2) ein sichtbahres Beyspiel von gewissen Handlungen, Lebensarten u. s. f. abgeben. Sie können 3) auch bedeutend und allegorisch seyn.** Dieses alles kan aus den angezogenen Gründen, auf eben die Art, gezeiget werden. Das erste bestätigen auch so viele dramatische Hirtengedichte, die Todtengespräche des Lucians, des Herrn von Fontenelle, u. s. f. Das andere ist in den gewöhnli-

wöhnlichen Comödien und Trauerspielen das gewöhnlichste. Das dritte ist zwar nicht so gebräuchlich: aber dennoch finden wir auch hievon einige Beyspiele. Die Europa des Desmarets gehöret hieher. Er stellet uns darin den Francion und den Iber d. i. Frankreich und Spanien, als zween Liebhaber von der Europa, vor. Dieser wird durch seinen Stolz verhaßt: jener weiß sich im Gegentheil, auf besondere Art, einzuschmeicheln. Ob nun gleich beyder Wünsche auf die Europa gehen, so unterlassen sie doch nicht, auch bey geringeren Prinzessinnen ihr Heil zu versuchen. Francion ist auch hiebey glücklich, und erhält von der Austrasie drey Haarlocken d. i. die drey Oerter Clermont, Jametz und Stenay. Und auf solche Art fähret er durch das ganze Schauspiel, in einer beständigen Allegorie, fort. In zwey oder drey Stücken des Aristophanes finden wir auch schon dergleichen bedeutende und allegorische Vorstellungen.

§. 130.

Dieses sind diejenige Fälle, worauf sich alle Erbauung gründen muß, welche durch Erdichtungen möglich ist: und nun wird man leichter begreifen, daß sie sich sowohl auf die blosse Mittheilung, als auf die Ueberredung überhaupt erstrecken. Am ersten wird wohl niemand zweiffeln. Ist es überhaupt möglich, daß durch Allegorien und hieroglyphische Figuren, durch wohleingerichtete Exempel, und durch Gespräche und Unterredungen, alle Gedanken

danken und Vorstellungen erregt und mitgetheilet werden können; und hat alles dieses in Erdichtungen statt (§. 124. seqq.) **so kan freylich die Mittheilung durch Erdichtungen verrichtet werden.**

§. 131.

Die Möglichkeit überredender Erdichtungen ist auch nicht schwehr einzusehen. Alle Ueberredung besteht darinn, daß die menschliche Seele, entweder der erkennenden oder der wollenden Kraft nach, determiniret werde (§. 121). Was nun erstlich die erkennende Kraft anlanget, so können wir nicht anders, als entweder zum Beyfall, oder zur Versagung des Beyfalls, oder endlich zum Zweifel gebracht werden (§. 120). Der Beyfall oder das Urtheil von der Warheit einer Sache entstehet in uns durch hinlängliche Begriffe und Beweisgründe. Das Gegentheil oder das Urtheil von der Falschheit entspringt ebenfals aus zureichenden Begriffen und Gründen: der ganze Unterscheid kommt darauf an, daß man hier Gründe von der Falschheit und dort Gründe von der Warheit des Satzes nöthig hat. Der Zweiffel endlich entstehet, wenn die Gründe von beyden Theilen, nemlich von der Warheit und Falschheit derselben Sache sich die Wage halten, und uns gleich stark zu seyn scheinen, oder wenn gar keine von beyden Seiten vorhanden sind. Dieses letztere darf ich nur aus des Herrn Wolfs II. Theil der natürlichen Theologie, und zwar dem Capitel von der Atheisterey,

anführen: und das erstere muß allen bekannt seyn, welche auch nur seine deutsche Logik gelesen haben. Um also durch Erdichtungen die erkennende Kraft der menschlichen Seele bestimmen und überreden zu können, dazu wird weiter nichts erfodert, als daß man dadurch sowohl zulängliche Begriffe, als Gründe zu erkennen geben könne. Wer wolte ihnen aber dieses absprechen? Kan man nicht Dichtungsbilder (§. 124), und sowohl erzehlende (§. 126), als dramatische Fabeln bedeutend und hieroglyphisch einrichten (§. 129)? Und lassen sich auf diese Art nicht sowohl Begriffe als Säße deutlich vorstellen (Wolf. Ps. emp. §. 155. seqq.)? Können nicht weiter alle diese Arten der Erdichtung so eingerichtet werden, daß sie besondere Exempel abgeben, so uns eine gewisse Sache, so zu sagen, anzuschauen geben (§. 125. 127. 129)? Und braucht man nicht dieses Mittel selbst in Wissenschaften, um die abstractesten Begriffe klärer zu machen? Giebt man nicht zuweilen in der Philosophie und Mathematik selber die allgemeinsten und schärfsten Beweise, durch hiezu erdichtete besondere Fälle und Exempel? Kan man endlich nicht sowohl in erzehlenden als dramatischen Fabeln Persohnen aufführen, und ihnen Reden und Schreiben, nach Gefallen, andichten (§. 128. seqq.)? Und kan man hiedurch nicht eine Sache aufs allerdeutlichste erklären und beweisen lassen? **Man kan also Erdichtungen, mit keinem Grunde, das Vermögen absprechen, die Seele, der erkennenden Kraft nach, zu überreden.**

§. 132.

Bey Lenkung der wollenden Kraft sind, wie bekannt, zweyerley zu unterscheiden, nemlich die Leydenschaften oder die sinnliche, und dann die vernünftige Begierde. Bey der vernünftigen Begierde sind alle mögliche Fälle: das Wollen, das Nichtwollen, und die Gleichgültigkeit (§. 120). Zum Wollen und Nichtwollen gehöret nichts, als deutliche Vorstellungen vom Guten und Bösen einer Handlung: und die Gleichgültigkeit entstehet aus dem gänzlichen Mangel oder der gleichen Stärke beyderseitiger Bewegungsgründe: wie solches Herr Wolf in seiner Psychologie satsahm erwiesen hat. Um also durch Erdichtungen den Willen zu lenken, darf man nur die erkennende Kraft, und zwar insonderheit den Verstand vergewissern, und zum Beyfall bringen können, daß eine Handlung gut oder böse sey. Da nun dieses unstreitig geschehen kan (§. 131): so kan man auch Erdichtungen die Lenkung des vernünftigen Willens nicht absprechen. Viele empfinden einen Wiederstand dieses zu glauben; weil sie sich einbilden, man könne dadurch nur undeutliche Vorstellungen erwecken. Wer aber die Gründe des vorhergehenden Absazes ansiehet, wird finden, daß sie sowohl auf deutliche als undeutliche Vorstellungen gehen. Und es läßt sich solches auch insbesondere von den Bewegungsgründen leicht einsehen. Zur Deutlichkeit überhaupt gehöret nur, daß man das verschiedene darinn würklich unterschei-

und sich nach einander vorstelle. Nun ist es
r unmöglich zu behaupten, daß man sich nicht
e die Vollkommenheiten und Unvollkommenhei-
, so aus einer Handlung erwachsen, die guten
r üblen Folgen, nach einander, und also die Gü-
der Schädlichkeit derselben deutlich vorstellen und
sehen können; wenn man mit Vergnügen und
merksamkeit einen Dichter lieset, der uns dieses
s in hieroglyphischen Bildern, in deutlichen
empeln, oder durch aufgeführte Personen, ver-
idlich nach einander vorstellet, und so zu sagen
einer Würkung zur andern führet, oder wenn
n in einem guten Schauspiele die Handlungen
Personen und den Erfolg davon selber mit Au-
siehet. Man muß dieses zugeben, oder man
ß die Menschen hier blind, taub und unverstän-
machen. **So kan man denn auch, durch
dichtungen, die Seele, im Absehen auf
vernünftige Begierde, überreden.**

§. 133.

Daß es möglich sey, Affekten dadurch zu er-
en, daran wird wohl niemand zweiffeln. Denn
rinn bestehen die Affekten? In einem hohen
ade der sinnlichen Begierde und des sinnlichen
scheues. Und was gehöret dazu, solche Triebe
erregen? Ein lebhafter Anblick vieler und unent-
elter Bewegungsgründe. Häufige und schleuni-
e Vorstellungen, die zwar verwirrt, aber doch
hickt sind, uns das Gute oder Böse einer Sache

empfind-

empfindlich zu machen. Warum solten nun diese in Erdichtungen und Fabeln nicht Plaz finden? Kan man ihnen deutliche Bewegungsgründe nicht absprechen: wie solten sie zur Erregung undeutlicher Vorstellungen untüchtig seyn? Wie leicht ist es durch allegorische Geschichte und Bilder die Einbildungskraft in Bewegung zu bringen? Wie leicht ist es, solche Beyspiele und Begebenheiten zu erdenken, deren Erzehlung oder Anschauen uns rühren muß? Z. E. eine Person so liebenswürdig vorzustellen, das die ihr drohenden und betreffenden Unglücksfälle Furcht und Mitleiden in uns erregen? Und kan man nicht die aufgeführte Personen so beweglich sprechen lassen, wie man will? **Man kan demnach freylich auch die Leydenschaften der Leser oder Zuhörer durch Erdichtungen erregen.**

§. 134.

Alles dieses kan auch sowohl durch fremde, als durch die eigne Erfahrung eines jeden bestätiget werden. So ist bekannt, daß Orpheus, Amphion und andere die wildesten und rohesten Creaturen größtentheils durch ihre Fabeln unterrichtet und zum gesellschaftlichen Leben gebracht haben. So weiß man, was Aesop zuweilen in Samos und anderwerts durch seine Fabeln ausgerichtet. Stesichorus, der lyrische Poet, überredete die Hymerenser durch die bekannte Fabel, die wir in Horazens X. Epist. des I. Buchs lesen: Ceruus equo pugna melior &c. In den Geschichtbüchern des Livius und Florus fin-

det man, daß Menenius Agrippa, bey den Römern, den unbändigen Pöbel, durch dergleichen Fabel, besänftiget und einen Aufruhr gedämpft habe. Die Schrift lehret uns, daß der Prophet Nathan einen grossen König durch eine Fabel bewegt habe, seine Sünde zu bereuen. Wir wissen daß grosse Männer und Kirchenväter die Geschichte des Virgils von der Dido nicht ohne Thränen haben lesen können. Wir wissen, was zuweilen dramatische Schauspiele in Griechenland, und was einige Comödien des Moliers in Frankreich für unerwartete Würkungen gehabt haben. Und ein jeder, der auf sich selber Acht zu haben gewohnt ist, wird sich mancher Erdichtungen erinnern, welche ihn auf einige gute Gedanken gebracht, und unterrichtet haben, welche einen guten Vorsaz in ihm, bey ruhiger Seelen, erweckt haben, welche ihm Thränen in die Augen gebracht, die ihn aufgemuntert, zärtlich, mitleidig gemacht, seine Ehrliebe erregt, Schaam, Furcht, Hofnung erweckt, oder sonst einen Trieb in ihm angeflammt, oder gedämpft haben.

§. 135.

Wir haben gesehen, daß die blosse Mittheilung durch Erdichtungen und Fabeln könne erreicht werden (§. 130). Wir haben auch gesehen, daß die erkennende Kraft der menschlichen Seele (§. 131), daß der vernünftige Wille (§. 132), daß endlich auch Leydenschaften und die sinnliche Begierde da-

durch könne erregt und bestimmt werden (§. 133). Dieses sind aber alle Fälle der Ueberredung (§. 120. seqq). **Es ist demnach klar, daß Erdichtungen sich sowohl auf die blosse Mittheilung, als auf die Ueberredung erstrecken.** Auf diese Art wissen wir, was durch Erdichtungen möglich ist. Dieses ist aber noch nicht genug, um die Absicht der Erdichtung festzusetzen. Man muß auch wissen, in was vor Fällen man füglicher auf diese, wie auf eine andere Art, zum Zweck kommen könne (§. 123). Dieses wollen wir nun auch, mit wenigen, untersuchen.

§. 136.

Erstlich setze ich zum Grunde, daß billig niemand ohne Ursache und vergeblich seine Gedanken wovon eröfnen solle, und nicht anders reden und schreiben müsse, als wenn er im Stande ist, etwas neues zu entdecken, oder etwas altes und bekanntes gründlicher und ausführlicher, oder doch leichter und begreiflicher vorzutragen. Man muß also doch gewissermassen allezeit etwas neues liefern, und den Leser unterrichten oder belehren. Von überredenden Schriften ist es ebenfals klar, daß sich billig niemand daran machen solle, als wenn er durch dergleichen vernünftige und dem Naturrecht gemässe Ursachen dazu verbunden ist. Dieses ist so allgemein, daß es sowohl von Erdichtungen, als von anderen Schriften gelten muß. Wenn man nun aber in der That Ursache hat von gewissen Sachen zu handeln;

so hindert uns entweder nichts, sowohl die Absicht zu unterrichten oder zu überreden, als unsere Gedanken und Gründe selbst ganz frey zu entdecken, oder wir haben einen zulänglichen Grund, solches zu vermeiden. Beyde Fälle sind möglich, und kommen täglich vor. Es giebt allezeit einige, welche die Warheit aufrichtig lieben, welche Vermögen besitzen sie zu unterscheiden und zu beurtheilen, und auch keinen erforderlichen Fleiß und Mühe spahren. Wer diese unterrichten und überzeugen will, hat keine Ursache, seine Absichten und Gedanken zu verstecken. Man siehet hieraus nicht allein, daß der erste Fall möglich ist; es erhellet auch zugleich, daß in demselben keine Erdichtungen nöthig sind. Der andere Fall ist ebenfals nicht ungewöhnlich. Man hat zuweilen von Sachen zu handeln, welche überhaupt oder doch denenjenigen, vor die man redet oder schreibet, unangenehm und verdrießlich sind. Wer verlangt z. E. etwas vom Tode zu hören? Wer will sich gern zeigen lassen, wie auslachenswürdig oder wie straf bar er sey? Wie viel Lust haben Unstudierte gemeiniglich philosophischen, obgleich höchstnöthigen Materien nachzudenken? Es kan zuweilen gefährlich seyn, von gewissen Sachen seine Gedanken zu eröfnen. Wer darf z. E. einem aufrührerischen Volke die Gottlosigkeit seines Verfahrens frey unter die Augen stellen? Wer darf seinem Prinzen ins Gesicht sagen, daß er übel regiere? Wer darf die schlechte Beschaffenheit der Landesgesetze oder andere Mängel der Regierungsform auf decken, wenn

die

die Grösten des Landes ihren Vortheil dabey finden? Zuweilen können auch Stand, Alter, Geschlecht u. s. f. des Redners und Scribenten, oder die Gewohnheiten, Vorurtheile und andere Umstände der Zuhörer und Leser der Sache entgegen seyn. Also hat auch der letztere Fall statt, und man hat zuweilen zulängliche Ursachen sowohl die Absicht, als seine Gedanken selber nicht frey zu entdecken. Und hier geben die Erdichtungen das beste Mittel ab, den Zweck zu erreichen, und jemanden auch wieder sein Wissen und Willen zu unterrichten und zu lenken. Eine schöne oder ausserordentliche Maske zieht unsere Aufmerksamkeit an sich, und macht, daß wir oft Personen näher treten und sie sprechen, die wir doch ohne dieselbe geflohen hätten.

§. 137.

Um aber diese Sache begreiflicher zu machen, müssen wir unsere Meinung mehr bestimmen, und etwas ausführlicher anzeigen. Wir haben die Fälle namhaft gemacht, die sich uns zuweilen in den Weg legen. Nun muß man aber in dergleichen verdrüßlichen und gefährlichen Umständen, oder von dergleichen verhaßten Dingen, entweder mündlich oder schriftlich seine Gedanken an den Tag legen. Beym mündlichen Vortrage ist es zuweilen nicht unmöglich, durch einen geschickten Anfang der Rede, den Verdacht, den Verdruß, die Vorurtheile der Zuhörer, und andere dergleichen Hindernisse zu heben. Und wenn dieses geschehen kan, so ist man

noch nicht gezwungen, zu Erdichtungen seine Zuflucht zu nehmen. Denn die Hindernisse können ohne dieselbe aus dem Wege geräumet werden, und sobald dieses geschehen ist, so hat die offenbare Belehrung und Ueberredung statt. Folglich sind hier noch nicht zulängliche Ursachen, den freyen Vortrag gänzlich zu vermeiden: man hat nur Ursache, seine Zuhörer gehörig vorzubereiten. Cicero giebt uns hievon ein unverbesserliches Exempel, in seiner Rede de lege agraria ans Volk. Er findet sich verpflichtet, wieder den Rullus und seine landsverderbliche Anschläge zu reden. Er spricht davon im Raht, und zwar frey, weil ihm nichts erhebliches entgegen steht. Allein seine Wiedersacher fodern ihn vors Volk. Hier findet er schon mehr Hindernisse. Er hat Zuhörer, die von der Gegenparthey schon eingenommen sind, und die natürlicherweise mehr Vertrauen zu den Zunftmeistern, als zu den Bürgermeistern hatten. Seine Beredsamkeit weiß alle diese Schwierigkeiten zu überwinden. Er suchet zuförderst das Volk zu gewinnen, allen Verdacht auf seinen Gegner zu lenken, und sich Liebe, Vertrauen und Aufmerksamkeit zu erwerben. Er giebt ihnen hernach das nöthige Licht: und wer weiß nicht, daß er seine Absicht erreichet und gesieget hat? Nun kommen aber auch Fälle vor, da ein Redner solche Hindernisse findet, die sich auch durch den künstlichsten Eingang nicht heben lassen, oder da dergleichen Vorbereitung gar nicht statt hat. Und in diesen Fällen sind also unhintertreibliche Ursachen, so der

freyen Abhandlung entgegen stehen. Denn wären sie zu heben, so müste solches vor der Abhandlung selbst, und also im Eingange geschehen. Da nun hier, wie gesagt, entweder kein Eingang statt hat, oder doch dadurch die Hindernisse nicht können aus dem Wege geräumet werden: so kan solches freylich auf keine Weise geschehen. Und hier sind die Erdichtungen unentbehrlich. Menenius Agrippa und Nathan zeigen uns dieses durch ihr Beyspiel. Jener soll gegen ein aufgebrachtes und rasendes Volk, dieser gegen seinen König reden, und zwar von verhaßten Dingen. Denn was ist dem Menschen unangenehmer, als Verweise, Aufrückung, Tadel? Und wem ist solches unerträglicher, als Gewaltigen und Unverständigen? Man siehet aber, daß beyde ihre Zuflucht zu Fabeln nehmen. Beym schriftlichen Vortrage sind Erdichtungen fast allezeit nöthig, wenn man von Sachen zu handeln hat, die gefährlich sind, die den Lesern unangenehm vorkommen, oder wieder welche sie auf irgend eine Art eingenommen sind. Hat ein Redner einmahl seine Zuhörer vor sich, so müssen sie ihm in den mehresten Fällen stand halten; und es geht also zuweilen an, selbige durch geschickte Vorstellungen zu gewinnen. Diesen Vortheil hat ein Scribent niemahls. Erstlich steht es einem jeden frey, sich eine Schrift anzuschaffen, oder nicht: und wenn man sich auch durch einen falschen Titel oder andere dergleichen Kunststücke hat verleiten lassen, das Buch in die Hände zu nehmen, so kan man noch allezeit dasselbe bey Seite legen.

gen. Was ist demnach hier vor ein sicherer Mittel, als daß man dichtet, und den Leser unvermerkt zu unterrichten und zu überreden sucht, indem man ihm eine ganz andere Sache vorträgt. Die Verständigsten haben dieses auch allezeit beobachtet. Um theils das Auslachenswürdige, theils das Abscheuliche menschlicher Handlungen aufzudecken und bekannt zu machen, haben unsere heutigen Sittenlehrer sich unter gewisse erdichtete Charaktere und Personen versteckt, und ihre Blätter wöchentlich, nach Art der Zeitungen, herausgegeben, um sowohl in Gelehrten als Ungelehrten, in Mannspersonen und Frauenzimmer eine Neugierde zu erregen. Haben sie Sachen abzuhandeln, deren Anblick die wenigsten vertragen können, so nehmen sie von neuen ihre Zuflucht zu angenehmen Erdichtungen: wie die Todesbetrachtung des Herrn Gottscheds in den Tadlerinnen, ein unverbesserliches Beyspiel hievon giebt. Herr Fontenelle hat bey seinem Buche von mehr als einer Welt, dieselbe Regel beobachtet. Um die grossen Weltkörper, ihre Beschaffenheit und Verknüpfung bekümmern sich die wenigsten Gelehrten, geschweige noch andere. Und doch ist nichts, was uns nachdrücklicher treiben kan, die Grösse der Weisheit, Güte und Gewalt Gottes zu verehren, als die Erkenntnis und Betrachtung der Menge, Grösse und Ordnung seiner Werke. Was ist also billiger, als diese Gedanken gemeiner zu machen? Und was könnte Herr von Fontenelle vor ein geschickter Mittel hiezu wehlen, als ein erdichtetes Gespräch

mit

mit einem munteren Frauenzimmer, dergleichen Schriften zumahl in seinem Lande von jedermann begierig gelesen werden? Platons Gespräche, Xenophons Cyropedie, des Morus Utopia, Bacons Atlantis, die Historie der Severamben, die Lebensgeschichte des Don Quixot, der Brief des Herrn Rich. Steele an den Pabst vom Zustande der englischen Kirche, und so viele andere dergleichen Gedichte sind als Beyspiele anzusehen, welche diese Sache erläutern und bestätigen.

§. 138.

Daß in besagten Fällen Erdichtungen nothwendig und unentbehrlich sind, ist leicht zu zeigen. Es sind nemlich hier allezeit solche Hindernisse, welche die offenbahre Belehrung und Ueberredung verbiethen; und diese Schwierigkeiten sind, wie wir gesehen haben, unüberwindlich (§. 136. seqq). Eine freye und unverdeckte Abhandlung hat also durchaus nicht statt. Findet man sich aber dennoch verpflichtet, andere von gewissen Sachen zu unterrichten oder zu überreden: so ist kein ander Mittel übrig, seiner Pflicht eine Genüge zu leisten, als eine andere und angenehmere Sache vorzutragen, und selbige so einzurichten, daß dadurch der Leser oder Zuhörer unvermerkt die nöthigen Vorstellungen von jener Sache erlange. Dieses, was man nur so zu sagen zum Schein vorträgt, muß entweder was dogmatisches oder was historisches seyn. Dogmatisch kan es nicht seyn: Denn man mag allgemeine Lehrsäze

und Warheiten ausdrucken, wie man will, so kan man doch dadurch nicht eine ganz andere Sache, nach Gefallen, zu verstehen geben, es sey denn daß solches abgeredet ist. Folglich muß es denn was historisches seyn. Dieses können nun entweder würkliche oder erdichtete Beschreibungen und Geschichte seyn. Daß würkliche Sachen und Begebenheiten hiezu fast niemahls gebraucht werden können, läßt sich zwar hier, aus Mangel der Gründe, nicht deutlich beweisen. Die es aber selber versucht haben, werden daran nicht zweiffeln. Wo trift man wohl wahre und würkliche Sachen und Begebenheiten, die eine gewisse Bedeutung anzunehmen, ein geschicktes Beyspiel abzugeben, u. s. f. geschickt sind, oder wenn sie auch nicht ganz ungeschickt sind, doch im Absehen auf unseren Endzweck keinen Mangel oder Ueberfluß gewisser Umstände haben solten? Und sind sie nicht im ersten Falle ganz unbrauchbahr, und müssen sie nicht im lezteren Falle durch Zusätze und Veränderungen zu Erdichtungen und Fabeln gemacht werden, ehe man sie anwenden kan? **Demnach siehet man nun, daß die unvermerkte Belehrung und Ueberredung nicht wohl anders geschehen könne, als durch geschickte und anmuthige Erdichtungen.**

§. 139.

Wir haben oben nicht allein bewiesen, daß es möglich sey, durch alle Arten der Erdichtungen zu unterrichten und zu überreden, sondern auch gezeigt, auf

auf wie vielerley Art dieses geschehen könne (§. 124. biß 134). Hiebey hat nun allezeit eine vernünftige Wahl statt, davon wir aber, Weitläuftigkeit halber, nicht handeln wollen. Wir erinnern nur kürzlich, was ein jeder gleich wahrnehmen kan; daß nemlich die Allegorie oder die hieroglyphische Bedeutung dieses eigen habe, daß man die Sache so sehr oder so wenig verstecken, so nah oder so ferne, und so zu sagen in den Gesichtspunkt stellen kan, in den man will; daß wohleingerichtete Exempel die Sache sehr begreiflich machen, und zugleich ihre Möglichkeit zeigen; und daß man durch aufgeführte Personen insonderheit eine Sache so gründlich abhandeln könne, wie man will.

§. 140.

Nunmehr ist es leicht, den Endzweck festzusetzen. Wir haben gesehen, daß, wenn man die Erdichtung als das einzige und wesentliche Mittel der Poesie setzet, man ihr keinen anderen Endzweck zueignen könne, als der dadurch kan erreicht werden, und zwar füglicher, wie auf eine andere Art (§. 123). Nun haben wir weiter gesehen, daß man durch Erdichtungen sowohl seine Gedanken mittheilen und belehren, als auch überreden könne (§. 135). Wir haben endlich auch gezeiget, daß beydes nicht füglicher, als durch Erdichtungen erreicht werden könne, wenn solches unvermerkt geschehen soll (§. 136. 137. 138). Wir können also mit Grunde sagen: **Besteht eine Poesie in Erdichtungen; so**

kan man der Dichtkunst keinen anderen ndzweck zueignen, als die unvermerkte elehrung und Ueberredung.

§. 141.

Man wird vielleicht nicht zufrieden seyn, daß r der Belustigung der Leser oder Zuhörer nicht mit ehreren gedacht haben. Wir schliessen selbige aber swegen nicht aus. Vielmehr, da es niemand ignen wird, haben wir es ohne Beweiß zum runde gesetzt, daß man sich in allen diesen Fällen cher Erdichtungen bedienen müsse, die angenehm d die Neugierde zu reizen fähig sind. Daß wir er, ausser dem Vergnügen, keinen weiteren Nu- suchen solten, verbiethet uns das Recht der Na- , welchem der Endzweck gemäß seyn soll(§. 116). lacht gleich ein unschuldiges Vergnügen einen Theil serer Glückseeligkeit aus; so kan man doch, nach n Iure Naturae perfectiuo, bey der blossen Be- tigung nicht stehen bleiben, wenn man dabey grös- e Vortheile zu erlangen fähig ist. Glaubt man o, daß wir hier verbunden sind, den Endzweck : Poesie in seiner Vollkommenheit darzustellen, wird man unser Verfahren nicht tadlen.

§. 142.

Wir haben, bey obiger Untersuchung von der sicht in besagtem Falle, blosse Erdichtungen zum runde gesetzt: wie ein jeder wird gemerkt haben. un können die Erdichtungen, wie wir oben gesehen

haben,

haben, sowohl wahrscheinlich als unwahrscheinlich seyn. Und also entsteht die Frage, ob hier allezeit wahrscheinliche erfodert werden, oder nicht. Diejenigen, so Erdichtungen zum Hauptmerkmahl der Poesie machen, fodern gemeiniglich lauter wahrscheinliche, und schliessen also alle unwahrscheinliche Erdichtungen von der Dichtkunst aus: wie solches aus dem I. Abschnitte erhellet. Ich gestehe aber aufrichtig, daß ich keinen zulänglichen Grund von dieser Meinung zu finden im Stande bin. Ich liebe wahrscheinliche Erdichtungen, und weiß sie zu schätzen. Nichts ist mir unangenehmer, als wenn ich in einigen Gedichten Wiedersprüche und Ungereimtheiten antreffe. Wenn ich hergegen Aesopische Fabeln und einige andere dergleichen Hirngeburthen betrachte, so kan alle ihre Unwahrscheinlichkeit nicht verhindern, daß mir einige davon nicht solten unvergleichlich in ihrer Art scheinen. Ich finde auch, daß die grösten Kunstverständigen hierinn einerley Geschmak mit mir haben, ob sie gleich die Wahrscheinlichkeit, als eine allgemeine und unverlezliche Regel der Poesie angeben. Ja die schon angeführten Beyspiele zeigen klärlich, daß man durch dergleichen Fabeln viel gutes zuweilen ausgerichtet, und ein ganzes Volk bewegt habe. Ich bin daher immer der Meinung gewesen, daß die Wahrscheinlichkeit zwar hochzuschätzen sey, daß man aber deswegen alle unwahrscheinliche Fabeln nicht verwerffen könne. Es kommt nur darauf an, daß einer jeden Gattung ihr gewisser Ort angezeigt, und daß die

Fälle bestimmet werden, wenn man wahrscheinlich dichten müsse, und wenn dieses nicht nöthig sey. Wir wollen hievon kürzlich unsere Gedanken an den Tag legen.

§. 143.

Da ein jeder seiner Absicht gemäß handlen muß; so ist man überhaupt verbunden, die Wahrscheinlichkeit zu beobachten, wo solches nöthig ist, den vorgesezten Zweck desto füglicher zu erreichen. Wo man aber auch ohne dieselbe zum Zweck gelangen kan, da wird es auch ohne Zweifel erlaubt seyn, unwahrscheinlich zu dichten. Man hat hier allezeit die Absicht, auf eine unvermerkte Art zu unterrichten, und zu überreden (§. 140): und dieses geschiehet durch Erdichtungen auf dreyerley Art: insoweit sie Muster und Exempel von Sachen abgeben, insoweit sie Reden und Gespräche gewisser Personen enthalten, und insoweit sie bedeutend oder allegorisch sind (§. 124. seqq). Was nun die exemplarischen Erdichtungen anlanget, so solten sie billig allezeit so beschaffen seyn, daß man sie vor wahr und würklich halten könne. Denn ein Exempel, es mag nur bloß den Verstand zu belehren oder auch den Willen zu lenken haben, wird allezeit mehr Vertrauen finden und einen tiefferen Eindruck machen, wenn man nicht einsiehet, daß es eine blosse Hirngeburth sey. Folglich sollen sie freylich wahrscheinlich seyn (§. 82). Die Reden und Gespräche, so gewissen Personen angedichtet werden, müssen eben-

falls

fals als wahr und würklich können angenommen werden, wenn sie der Absicht gemäß seyn sollen. Man legt solche Worte und Reden deswegen anderen in den Mund, weil man einen zureichenden Grund hat, solches nicht selber zu sagen (§. 136. seqq). Diese Vorsicht aber wird unnüz, und das Mittel ungeschickt, wenn die Gespräche nicht vor würklich können angenommen werden. Denn sobald der Leser merkt, daß er eine Erdichtung vor sich hat; sobald weiß er auch, daß nicht die aufgeführte Personen, sondern der Verfasser redet. Und sodann ist es eben soviel, als wenn man solches alles, in seinem eigenen Namen, frey heraussagte. Sollen sie also vor wahre und würkliche Gespräche können angenommen und gehalten werden: so müssen sie wahrscheinlich seyn (§.82). **In exemplarischen Erdichtungen also und in angedichteten Reden und Gesprächen kan man, mit Grunde, allezeit Wahrscheinlichkeit fodern.**

§. 144.

Bedeutende und allegorische Erdichtungen können wahrscheinlich, auch unwahrscheinlich seyn. Entweder man giebt vor, eine würkliche Sache und Begebenheit zu erzehlen, oder man verspricht nur, eine artige Erdichtung zu liefern. Giebt man es selber vor nichts wahres aus, so nimmt der Zuhörer und Leser es auch nicht vor wahr und würklich an, es mag solches gleich nicht den geringsten scheinbahren Wiederspruch oder Ungrund enthalten. Dem-

nach siehet man deutlich, daß hier alle Wahrschein- lichkeit unnüz sey, und also ohne Grund erfodert werde (§. 82). Giebt man aber die Sache vor wahr aus, so muß sie auch wahrscheinlich seyn. Denn ist sie unwahrscheinlich, und kan sie also der Leser oder Zuhörer nicht vor was würkliches annehmen; so muß er nothwendig merken, daß man ihn hintergehen will. Und hier handelt man also wieder seinen Zweck: und es ist in der That eben soviel, als wenn man alles ohne Decke frey heraussagte. Ich seze aber hiebey zum Grunde, daß keins von beyden ohne Ursache geschehe, und daß man die Sache weder vor wahr, noch vor erdichtet ausgebe, wenn die Absicht das Gegentheil erfodert. **Bedeutende Erdichtungen müssen demnach wahrscheinlich seyn, wenn sie würkliche Geschichte vorstellen sollen; wenn aber dieses nicht ist, so können sie auch unwahrscheinlich seyn.**

§. 145.

Ich muß noch einigen Gedanken begegnen, die manchem hiebey einfallen werden. Die Poesieverständigen suchen nemlich auf verschiedene Art allen diesen Erdichtungen, die wir vor unwahrscheinlich halten, einen Plaz unter den wahrscheinlichen zu verschaffen. Herr Gottsched unterscheidet bloß in dieser Absicht die Wahrscheinlichkeit in eine unbedingte und bedingte oder hypothetische. Hypothetischwahrscheinlich nennet er eine Erdichtung, die als-

dann

dann erst vom Wiederspruch und Ungrunde frey zu seyn scheinet, wenn man gewisse Sachen voraussezet, die offenbar falsch und unwahrscheinlich sind. Und auf diese Art nennet er dann thierische und andere dergleichen Fabeln hypothetischwahrscheinlich. Wer aber nach Begriffen zu urtheilen gewohnt ist, siehet leicht, daß diese hypothetische Wahrscheinlichkeit ein Unding sey. Denn ist das erdichtete nur wahrscheinlich, insoweit der Leser oder Zuhörer es vor wahr und würklich annehmen kan (§. 82); und kan er unmöglich vor wahr halten, was solche Sachen zum Grunde sezt, deren Falschheit ihm sogleich in die Augen leuchtet: Wie kan man denn hieraus eine Art der Wahrscheinlichkeit machen? Einige Franzosen suchen die Wahrscheinlichkeit dieser Fabeln auf eine andere Art zu behaupten. Man muß nemlich darinn von Bäumen, Thieren u. s. f. auf gewisse Weise nicht anders reden, als es ihre Natur und die gewöhnliche Meinung davon erfodert. Man kan z. E. eine Eiche nicht kleiner machen, wie einen Pomeranzen- oder Feigenbaum, man kan dem Löwen nicht Schwäche und Furchtsahmkeit, dem Fuchs nicht Dumheit, dem Lamme nicht Stärke oder Tapferkeit zueignen. Dieserwegen eignen sie dergleichen Fabeln eine Wahrscheinlichkeit zu: und wenn einige ja zugeben, daß die vorgestellte Sachen an sich unwahrscheinlich sind, so eignen sie ihnen doch Wahrscheinlichkeit zu, insoweit sie Zeichen und Bilder abgeben. Die Sache, so man hiebey zum Grunde sezet, hat ihre Richtigkeit. Will ich daß

der Leser die Bedeutung der Fabel von selbsten einsehe, so muß ich Zeichen und Bilder wehlen, die hiezu geschickt sind, und mich dabey nach seiner Erkenntnis die er davon hat, und nach seiner Meinung richten. Und so muß ich freylich den Löwen zum Bilde der Stärke, und Tapferkeit, den Fuchs zum Bilde der Verschlagenheit, das Lamm zum Bilde der Schwäche und Unschuld nehmen. Wie kan man aber hieraus die Wahrscheinlichkeit der Fabel folgern? In der Fabel des Aesop vom Wolfe und Schafe ist dieses alles beobachtet: Wie wird es aber hiedurch wahrscheinlich, daß beyde Vernunft besizen und reden? Und was kan man sich dabey gedenken, wenn man sagt: die Fabel ist wahrscheinlich, insoweit sie bedeutend ist, ob sie gleich an sich unwahrscheinlich ist? Zulezt hat auch Herr Breitinger in seiner critischen Dichtkunst, und zwar in dem Capitel von Aesopischen Fabeln, die Wahrscheinlichkeit dieser Art Erdichtungen mit vielen Worten zu behaupten gesucht, und zugleich alle diejenige in die Zahl frostiger Köpfe gesezt, die sich etwa unterstehen solten, anders zu denken. Ich kan mich nicht entschliessen, seine Gründe hier anzuführen, und zu beantworten, und dieses aus mehr, wie einer Ursache. Erstlich würde mir solches gar zu viel Plaz wegnehmen. Hernach habe ich vor Herr Breitingern allzu viel Hochachtung, als daß ich Gedanken und Urtheile, die ihm so wenig Ehre bringen können, in ihrer völligen Schwäche darstellen solte. Und endlich darf ich nicht befürchten, daß dadurch

der

und

... nis

... Fam

... lich w

§. 9

..., ob etw

... so kan

... eine gewisse

... Urtheile vo

nen Erkenntnis der Leser abhangen (§. cit.) so hat man Grund hiebey lauter verständige Leser zum Grunde zu sezen. Denn sonsten könnte fast nichts so ungereimt seyn, daß es nicht im Absehen auf einfältige Leute und Kinder, so von aller Erfahrung und allgemeinem Erkenntnis entblösset sind, wahrscheinlich zu nennen wäre. Wie kan man sich nun vorstellen, daß verständige Leser es glauben können, daß Thiere, Pflanzen und leblose Dinge vernünftig handlen und sprechen solten? Entweder sie müssen solches von den Thieren, Bäumen, u. s. f. verstehen, die sie aus eigner Erfahrung kennen, oder sie müssen selbige in entfernte Länder, oder endlich in die vorige Zeiten versezen, entweder sie müssen es als was natürliches oder als was übernatürliches betrachten. Im ersten Falle wiederspricht solches ihrer eignen täglichen Erfahrung augenscheinlich: wie können sie also selbiges vor würklich annehmen (§. 84)? Vom entfernten Ländern ist keine Erzählung von dieser Art bekannt, die einigen Glauben finden könte. Hingegen wissen alle, daß der Mensch das einzige sichtbare Geschöpf des Erdbodens sey, welches mit Vernunft und Sprache begabet ist, und daß hierinn der gröste und fürnehmste Unterscheid und Vorzug der Menschen vor allen übrigen Creaturen bestehe. Folglich kan solches auch in diesem Falle nicht vor würklich passiren (§. cit.). Werden endlich diese Fablen in die vorige Zeiten versezet; so stehet ihnen das schon besagte ebenfals entgegen, wenn es natürlich zugehen soll. Und als was übernatür-

liches

liches ist es noch viel weniger anzunehmen. Was vor ein vernünftiger Mensch könnte sich wohl vorstellen, daß Gott die Ordnung der Natur aufgehoben, und ein Wunder verrichtet habe, damit z. E. der Wolf das Schaf unbilligerweise beschuldigen und zerreissen könnte (§. 88)? Demnach siehet man deutlich, daß man diese Gattung von Fabeln mit keinem Grunde wahrscheinlich nennen könne. Ausser diesem, sind einige geneigt, diese Arten unwahrscheinlicher Erdichtungen gar zu verwerffen, oder doch von der Dichtkunst auszuschliessen. Ein wenig Nachdenken aber zeigt uns bald, daß solche Meinungen nicht viel Grund haben. Jedermann weiß, daß die Aesopische Fabeln von leblosen Sachen, Pflanzen und Thieren zuweilen mit gutem Erfolg gebraucht werden können; und dennoch sind sie unwahrscheinlich. Auch in anderen allegorischen Erdichtungen trift man oft Unwahrscheinlichkeiten an, die dennoch die gute Würkung derselben nicht hindern. Ja wer es versucht hat, wird wissen, daß man zuweilen gezwungen sey, solche Sachen zu wehlen, die am geschicktesten sind, die vorhabenden Dinge anzuzeigen, die aber dabey unwahrscheinlich sind. Man hat auch kein ander Mittel, dergleichen Dingen einige Wahrscheinlichkeit zuzuziehen, als daß man sie in Träumen vorstellet. Denn man muß das erdichtete entweder vor seine eigene, oder vor eine fremde Erfahrung ausgeben. Giebt man es vor eine fremde Erfahrung aus; so lehnt man zwar dadurch allen Verdacht von sich ab; aber die

ache an sich wird doch auf diese Art nicht wahr-
einlich. Giebt man es aber vor seine eigene Er-
hrung aus; so muß man entweder vorgeben, daß
an sie wachend gehabt hat, oder man muß
ien Traum daraus machen. Im ersten Falle
het ein jeder, daß eine unwahrscheinliche Sache
ezeit unwahrscheinlich bleibe. Im lezteren Falle
er kan sie wahrscheinlich werden, weil wir gar
hl träumen können, was unwahrscheinlich ist.
ieses ist also freylich das einzige Mittel: und die-
hat auch nur selten statt. Denn wenn man in
sen Fällen allezeit träumen wolte; so würden eben
rch diesen allzu öfteren Gebrauch alle poetische
äume endlich ihre Wahrscheinlichkeit verliehren.
leiben demnach noch allezeit unwahrscheinliche Er-
htungen übrig; und ist ihnen ihr gewisser Nuzen
ht abzusprechen: Was hat man vor Grund selbi-
zu verwerffen? Und will man sie nicht gänzlich
werffen, sondern nur von der Poesie ausschliessen;
was vor einer Disciplin will man sie denn rech-
ı? Es ist nicht genug, daß man so urtheilet;
n muß auch Grund geben, und zeigen, daß sol-
s, mit einer gründlichen und systematischen Ab-
ndlung der Philologischen Wissenschaften, beste-
ı könne.

§. 146.

Bißher haben wir uns zu zeigen bemüht, was
: ein Endzweck der Poesie zu sezen sey, fals sie in
dichtungen besteht. Nun müssen wir, nach der

uns gemachten Regel (§. 122), auch sehen, was sie vor eine Absicht haben könne, wenn nichts als die gebundene Schreibart dazu erfodert wird. Hiebey müssen wir auf eben die Art verfahren. Soll man der Poesie keinen andern Endzweck sezen, als der einem Dichter am gemässesten ist (§. 115); muß er also durch das, so man ihm als Mittel zueignet, am allerfüglichsten können erreichet werden; und ist dieses hier die gebundene Schreibart: **so muß man in diesem Falle der Poesie keinen anderen Endzweck zueignen, als der durch die gebundene Schreibart, und zwar am füglichsten, kan erreicht werden.**

§. 147.

Der Begrif der gebundenen Rede schliesset nichts ein, als eine gewisse Ordnung der Thöne und Worte (§. 108. seqq). Es hindert also nichts, daß dadurch nicht alles geschehen könte, was durch Worte überhaupt möglich ist. Wir haben auch oben (§. 111.) schon angemerket, daß Verse überhaupt nicht untüchtig seyn, alle Arten von Vorstellungen auszudrucken. **Ueberhaupt ist also die gebundene Schreibart weder zur Mittheilung, noch zur Ueberredung ungeschickt** (§. 121). Da aber diese Absichten sowohl der gebundenen, als ungebundenen Rede, und überhaupt allen Gattungen von Schriften gemein sind; so kan man solche nicht zum besonderen Endzweck der Verse machen. Wenn meine Absicht weiter nicht be-

stimmet ist, als daß ich von gewissen Sachen reden oder überreden soll, so habe ich noch keinen Grund in Versen zu schreiben. Denn siehet man nicht auf das, was geschieht, sondern auf das, so geschehen soll; so ist es gewis, daß man allezeit solle weislich lich handeln, und nichts ohne zureichenden Grund vornehmen. Kan man nun besagte Absicht eben so gut, ja viel leichter und füglicher in Prosa, als in Versen, erreichen: wozu solte man sich ohne Noth den Zwang der Reime und des Sylbenmaasses aufbürden, um sich selber zu hindern, oder doch mit viel grösserer Mühe seine Absicht zu erreichen? Wir haben auch (§. 146.) schon bewiesen, daß nicht alles das die Absicht in diesem Falle abgebe, was überhaupt durch Verse möglich ist, sondern nur das, so dadurch füglicher, wie auf eine andere Art, kan erreicht werden. Lasset uns also sehen, was die gebundene Schreibart insbesondere könne ausrichten.

§. 148.

Erstlich kan die Belustigung der Ohren am füglichsten durch die gebundene Schreibart erreichet werden. Denn sie beobachtet durchgehens eine gewisse Reimordnung, ein gewisses Sylbenmaaß (§. 109); und also hat sie allezeit eine merkliche Ordnung im Zusammenhange der Thöne (§. 108). Ist sie also wohlklingend (§. 98); so dienet sie freylich zur Belustigung der Ohren (§. 93). Ist weiter unsere Rede allezeit

prosaisch

prosaisch oder gebunden, hat in Prosa keine dergleichen durchgängige Ordnung statt (§. 107. 109); findet hergegen die Gelindigkeit und der übrige Wohlklang einzeler Thöne, der in Prosa möglich ist, auch in Versen Plaz: so siehet man leicht, daß der gröste Grad des Wohlklangs den Versen eigen sey, und daß also das Gehör nicht besser und mehr durch unsere Rede könne belustiget werden, als wenn selbige in gebundener Schreibart abgefasset ist. Wir nennen mit gutem Bedacht die Belustigung der Ohren insbesondere; damit man dieses nicht zu weit ausdehne. Es ist nemlich wohl zu merken, daß man durch die Rede auf mehr, wie eine Art die Leser und Zuhörer belustigen könne. Man kan von Sachen sprechen, die an sich angenehm sind: Die Gedanken, so man davon hat und ausdruckt, können auch ihre Anmuth haben: und endlich können auch die Worte und Thöne wohlklingend seyn und das Gehör belustigen. Die ersten Gattungen des Vergnügens haben sowohl in allen ungebundenen Reden und Schriften, als in Versen statt: Der gröste Wohlklang aber ist der gebundenen Schreibart eigen. Man kan also nicht schliessen: Wo Vergnügen zu erwecken ist, da geben Verse ein geschicktes Mittel ab. Das aber läßt sich sicher folgern, daß Verse das füglichste Mittel abgeben, wenn die Absicht erfodert, die Ohren der Leser so sehr zu belustigen, wie möglich ist.

§. 149.

Weiter sind Verse dem Gedächtnisse sehr behülflich, eine Sache sowohl leichter zu fassen, als zu behalten. Die ununterbrochene Ordnung aller Thöne und Wörter, daraus sie bestehen (§. 109), macht, daß man selbige leicht faßt, und ihren Zusammenhang sehr deutlich empfindet (§. 98). Ist nun aus der Psychologie bekannt, daß nichts leichter in dem Gedächtnis hafte, als was man deutlich empfindet; so siehet man auch, daß in Versen die Thöne und Wörter, sammt ihrer Folge, leichter zu fassen und zu behalten sind, wie in Prosa. Da man weiter gewohnt ist, mit diesen Thönen und Wörtern, die dadurch ausgedruckte Vorstellungen und Begriffe zu verknüpfen; da diese also, nach den Regeln, die unsere Einbildungskraft und Gedächtnis beobachten, zugleich haften, zugleich hervorgebracht und erkannt werden müssen: so erhellet deutlich, daß sich die Sachen und Gedanken selber leichter fassen und behalten lassen, wenn sie in Versen vorgetragen werden. Die Erfahrung bestätiget solches auch täglich. Man lernet und behält Verse allezeit leichter auswendig, als etwas ungebundenes. Da man aber auch die Gedächtnistabellen, und andere dergleichen Hülfsmittel hat, die man zuweilen mit Nuzen anwenden kan, dem Gedächtnisse behülflich zu seyn; so hat hiebey allezeit eine kluge Wahl statt. Ohne weitläufig hievon zu han-

der Warheit viel Abbruch geschehe. Ich werde also einen anderen Weg wehlen, dabey Herr Breitinger Vortheil hat, die Warheit nichts verliehrt, und der viel kürzer ist d. i. ich werde mich bemühen, das Gegentheil mit wenigem zu beweisen. Da ich einmahl vor allemahl (§. 92.) gezeigt habe, daß meine Begriffe von der Wahrscheinlichkeit dem Gebrauche vollkommen gemäß sind: so habe ich das Recht, selbige hiebey zu brauchen. Herr Breitinger redet von denjenigen Aesopischen Fabeln, darinn man Thieren, Pflanzen, und leblosen Dingen Vernunft und Rede zueignet. Wir haben also nach den gegebenen Begriffen zu untersuchen, ob dieser Art Fabeln überhaupt, mit Grunde, können wahrscheinlich genennet werden, oder nicht. Man kan eine Erdichtung oder Fabel nicht wahrscheinlich nennen, als insoweit sie so beschaffen ist, daß der Leser oder Zuhörer das erdichtete vor würklich annehmen könne (§. 82). Nun nimmt zwar keiner vor würklich an, als was ihm von allem Wiederspruche und Ungrunde frey zu seyn scheinet (§. 83. seqq): aber wenn dieses in besonderen Fällen und von besonderen Sachen soll gesagt werden, so sind mehrentheis die Urtheile davon sehr verschieden, und daher kommt zuweilen dieselbe Sache einigen wahrscheinlich vor, die andere vor unwahrscheinlich halten (§. 90). Wenn man also in diesen Fällen fragt, ob etwas überhaupt wahrscheinlich zu nennen sey, so kan solches nicht ausgemacht werden, ohne eine gewisse Art Leser zu setzen: und da die besagten Urtheile vom verschiede-

nen Erkenntnis der Leser abhangen (§. cit.) so hat man Grund hiebey lauter verständige Leser zum Grunde zu sezen. Denn sonsten könnte fast nichts so ungereimt seyn, daß es nicht im Absehen auf einfältige Leute und Kinder, so von aller Erfahrung und allgemeinem Erkenntnis entblösset sind, wahrscheinlich zu nennen wäre. Wie kan man sich nun vorstellen, daß verständige Leser es glauben können, daß Thiere, Pflanzen und leblose Dinge vernünftig handlen und sprechen solten? Entweder sie müssen solches von den Thieren, Bäumen, u. s. f. verstehen, die sie aus eigner Erfahrung kennen, oder sie müssen selbige in entfernte Länder, oder endlich in die vorige Zeiten versezen, entweder sie müssen es als was natürliches oder als was übernatürliches betrachten. Im ersten Falle wiederspricht solches ihrer eignen täglichen Erfahrung augenscheinlich: wie können sie also selbiges vor würklich annehmen (§. 84)? Vom entfernten Ländern ist keine Erzählung von dieser Art bekannt, die einigen Glauben finden könte. Hingegen wissen alle, daß der Mensch das einzige sichtbare Geschöpf des Erdbodens sey, welches mit Vernunft und Sprache begabet ist, und daß hierinn der gröste und fürnehmste Unterscheid und Vorzug der Menschen vor allen übrigen Creaturen bestehe. Folglich kan solches auch in diesem Falle nicht vor würklich passiren (§. cit.). Werden endlich diese Fablen in die vorige Zeiten versezet; so stehet ihnen das schon besagte ebenfals entgegen, wenn es natürlich zugehen soll. Und als was übernatür-

liches

liches ist es noch viel weniger anzunehmen. Was vor ein vernünftiger Mensch könnte sich wohl vorstellen, daß Gott die Ordnung der Natur aufgehoben, und ein Wunder verrichtet habe, damit z. E. der Wolf das Schaf unbilligerweise beschuldigen und zerreissen könnte (§. 88)? Demnach siehet man deutlich, daß man diese Gattung von Fabeln mit keinem Grunde wahrscheinlich nennen könne. Ausser diesem, sind einige geneigt, diese Arten unwahrscheinlicher Erdichtungen gar zu verwerffen, oder doch von der Dichtkunst auszuschliessen. Ein wenig Nachdenken aber zeigt uns bald, daß solche Meinungen nicht viel Grund haben. Jedermann weiß, daß die Aesopische Fabeln von leblosen Sachen, Pflanzen und Thieren zuweilen mit gutem Erfolg gebraucht werden können; und dennoch sind sie unwahrscheinlich. Auch in anderen allegorischen Erdichtungen trift man oft Unwahrscheinlichkeiten an, die dennoch die gute Würkung derselben nicht hindern. Ja wer es versucht hat, wird wissen, daß man zuweilen gezwungen sey, solche Sachen zu wehlen, die am geschicktesten sind, die vorhabenden Dinge anzuzeigen, die aber dabey unwahrscheinlich sind. Man hat auch kein ander Mittel, dergleichen Dingen einige Wahrscheinlichkeit zuzuziehen, als daß man sie in Träumen vorstellet. Denn man muß das erdichtete entweder vor seine eigene, oder vor eine fremde Erfahrung ausgeben. Giebt man es vor eine fremde Erfahrung aus; so lehnt man zwar dadurch allen Verdacht von sich ab; aber die

Sache an sich wird doch auf diese Art nicht wahrscheinlich. Giebt man es aber vor seine eigene Erfahrung aus; so muß man entweder vorgeben, daß man sie wachend gehabt hat, oder man muß einen Traum daraus machen. Im ersten Falle siehet ein jeder, daß eine unwahrscheinliche Sache allezeit unwahrscheinlich bleibe. Im lezteren Falle aber kan sie wahrscheinlich werden, weil wir gar wohl träumen können, was unwahrscheinlich ist. Dieses ist also freylich das einzige Mittel: und dieses hat auch nur selten statt. Denn wenn man in diesen Fällen allezeit träumen wolte; so würden eben durch diesen allzu öfteren Gebrauch alle poetische Träume endlich ihre Wahrscheinlichkeit verliehren. Bleiben demnach noch allezeit unwahrscheinliche Erdichtungen übrig; und ist ihnen ihr gewisser Nuzen nicht abzusprechen: Was hat man vor Grund selbige zu verwerffen? Und will man sie nicht gänzlich verwerffen, sondern nur von der Poesie ausschliessen; zu was vor einer Disciplin will man sie denn rechnen? Es ist nicht genug, daß man so urtheilet; man muß auch Grund geben, und zeigen, daß solches, mit einer gründlichen und systematischen Abhandlung der Philologischen Wissenschaften, bestehen könne.

§. 146.

Bißher haben wir uns zu zeigen bemüht, was vor ein Endzweck der Poesie zu sezen sey, fals sie in Erdichtungen besteht. Nun müssen wir, nach der

uns gemachten Regel (§. 122), auch sehen, was sie vor eine Absicht haben könne, wenn nichts als die gebundene Schreibart dazu erfodert wird. Hiebey müssen wir auf eben die Art verfahren. Soll man der Poesie keinen andern Endzweck sezen, als der einem Dichter am gemässesten ist (§. 115); muß er also durch das, so man ihm als Mittel zueignet, am allerfüglichsten können erreichet werden; und ist dieses hier die gebundene Schreibart: **so muß man in diesem Falle der Poesie keinen anderen Endzweck zueignen, als der durch die gebundene Schreibart, und zwar am füglichsten, kan erreicht werden.**

§. 147.

Der Begrif der gebundenen Rede schliesset nichts ein, als eine gewisse Ordnung der Thöne und Worte (§. 108. seqq). Es hindert also nichts, daß dadurch nicht alles geschehen könte, was durch Worte überhaupt möglich ist. Wir haben auch oben (§. 111.) schon angemerket, daß Verse überhaupt nicht untüchtig seyn, alle Arten von Vorstellungen auszudrucken. **Ueberhaupt ist also die gebundene Schreibart weder zur Mittheilung, noch zur Ueberredung ungeschickt** (§. 121). Da aber diese Absichten sowohl der gebundenen, als ungebundenen Rede, und überhaupt allen Gattungen von Schriften gemein sind; so kan man solche nicht zum besonderen Endzweck der Verse machen. Wenn meine Absicht weiter nicht be-

stimmet

stimmet ist, als daß ich von gewissen Sachen reden oder überreden soll, so habe ich noch keinen Grund in Versen zu schreiben. Denn siehet man nicht auf das, was geschieht, sondern auf das, so geschehen soll; so ist es gewis, daß man allezeit solle weislich lich handeln, und nichts ohne zureichenden Grund vornehmen. Kan man nun besagte Absicht eben so gut, ja viel leichter und füglicher in Prosa, als in Versen, erreichen: wozu solte man sich ohne Noth den Zwang der Reime und des Sylbenmaasses aufbürden, um sich selber zu hindern, oder doch mit viel grösserer Mühe seine Absicht zu erreichen? Wir haben auch (§. 146.) schon bewiesen, daß nicht alles das die Absicht in diesem Falle abgebe, was überhaupt durch Verse möglich ist, sondern nur das, so dadurch füglicher, wie auf eine andere Art, kan erreicht werden. Lasset uns also sehen, was die gebundene Schreibart insbesondere könne ausrichten.

§. 148.

Erstlich kan die Belustigung der Ohren am füglichsten durch die gebundene Schreibart erreichet werden. Denn sie beobachtet durchgehens eine gewisse Reimordnung, ein gewisses Sylbenmaaß (§. 109); und also hat sie allezeit eine merkliche Ordnung im Zusammenhange der Thöne (§. 108). Ist sie also wohlklingend (§. 98); so dienet sie freylich zur Belustigung der Ohren (§. 93). Ist weiter unsere Rede allezeit

prosaisch

prosaisch oder gebunden, hat in Prosa keine dergleichen durchgängige Ordnung statt (§. 107. 109); findet hergegen die Gelindigkeit und der übrige Wohlklang einzeler Thöne, der in Prosa möglich ist, auch in Versen Plaz: so siehet man leicht, daß der gröste Grad des Wohlklangs den Versen eigen sey, und daß also das Gehör nicht besser und mehr durch unsere Rede könne belustiget werden, als wenn selbige in gebundener Schreibart abgefasset ist. Wir nennen mit gutem Bedacht die Belustigung der Ohren insbesondere; damit man dieses nicht zu weit ausdehne. Es ist nemlich wohl zu merken, daß man durch die Rede auf mehr, wie eine Art die Leser und Zuhörer belustigen könne. Man kan von Sachen sprechen, die an sich angenehm sind: Die Gedanken, so man davon hat und ausdruckt, können auch ihre Anmuth haben: und endlich können auch die Worte und Thöne wohlklingend seyn und das Gehör belustigen. Die ersten Gattungen des Vergnügens haben sowohl in allen ungebundenen Reden und Schriften, als in Versen statt: Der gröste Wohlklang aber ist der gebundenen Schreibart eigen. Man kan also nicht schliessen: Wo Vergnügen zu erwecken ist, da geben Verse ein geschicktes Mittel ab. Das aber läßt sich sicher folgern, daß Verse das füglichste Mittel abgeben, wenn die Absicht erfodert, die Ohren der Leser so sehr zu belustigen, wie möglich ist.

§. 149.

§. 149.

Weiter sind Verse dem Gedächtnisse sehr behülflich, eine Sache sowohl leichter zu fassen, als zu behalten. Die ununterbrochene Ordnung aller Thöne und Wörter, daraus sie bestehen (§. 109), macht, daß man selbige leicht faßt, und ihren Zusammenhang sehr deutlich empfindet (§. 98). Ist nun aus der Psychologie bekannt, daß nichts leichter in dem Gedächtnis hafte, als was man deutlich empfindet; so siehet man auch, daß in Versen die Thöne und Wörter, sammt ihrer Folge, leichter zu fassen und zu behalten sind, wie in Presa. Da man weiter gewohnt ist, mit diesen Thönen und Wörtern, die dadurch ausgedruckte Vorstellungen und Begriffe zu verknüpfen; da diese also, nach den Regeln, die unsere Einbildungskraft und Gedächtnis beobachten, zugleich haften, zugleich hervorgebracht und erkannt werden müssen: so erhellet deutlich, daß sich die Sachen und Gedanken selber leichter fassen und behalten lassen, wenn sie in Versen vorgetragen werden. Die Erfahrung bestätiget solches auch täglich. Man lernet und behält Verse allezeit leichter auswendig, als etwas ungebundenes. Da man aber auch die Gedächtnistabellen, und andere dergleichen Hülfsmittel hat, die man zuweilen mit Nuzen anwenden kan, dem Gedächtnisse behülflich zu seyn; so hat hiebey allezeit eine kluge Wahl statt. Ohne weitläuftig hievon zu handeln

deln, so siehet man leicht, daß Gedächtnisverse vorzuziehen seyn, bey kurzen Säzen und Sprüchen, bey Sachen, die keinen rechten Zusammenhang haben, die sich nicht füglich unter gewisse Classen und Glieder bringen lassen, und in anderen dergleichen Fällen, wo uns die übrigen Hülfsmittel verlassen. **In diesen Fällen ist also die gebundene Schreibart das beste Mittel, dem Gedächtnisse zu helffen.**

§. 150.

Und dieses sind auch die Absichten, so man der gebundenen Rede, und also auch der Poesie in diesem Falle zueignen kan. Denn soll das hier der Endzweck seyn, was durch Verse am füglichsten kan ausgerichtet werden (§. 146); und kan die Belustigung der Ohren, und die Erleichterung des Gedächtnisses, in besagten Fällen, am füglichsten dadurch befördert und erreichet werden (§. 148. 149): so sind dieses freylich die Absichten, so hiehergehören. Ich sehe auch nicht, was man mehreres dadurch ausrichten könne. Man trift nichts bey Versen an, als eine ununterbrochene Ordnung der Thöne und Wörter; und bey den Worten ist auch nichts zu betrachten, als die Thöne an sich selbst, und die dadurch ausgedruckte Gedanken. Die Ordnung der Thöne an sich selbst dienet zu nichts, als die Thöne und ihre Folge desto leichter zu fassen, und hiedurch zu belustigen;

und

und insoweit hiedurch zu gleicher Zeit die Gedanken desto leichter gefaßt werden, dienet es vors Gedächtnis. **Macht also die gebundene Schreibart etwas zur Poesie; so kan man der Dichtkunst keinem andern Endzweck sezen, als die Ohren zu belustigen, und dem Gedächtnisse in einigen Fällen behülflich zu seyn.** Und soviel vom Endzwecke der Dichtkunst.



IV. Hauptstück.

Von einigen Gattungen der Schreibart, die man der Poesie, oder doch den Versen zuzueignen pflegt.

§. 151.

Wir haben im I. Abschnitte gesehen, daß man gewohnt sey, der gebundenen Rede gewisse Gattungen der Schreibart, vor der Prosa, zuzueignen, und daß dieses Vorurtheil nicht nur zu einem besonderen Begriffe der Poesie Gelegenheit gegeben, sondern auch in alle übrige Begriffe seinen Einfluß habe. Dieses wollen wir uns also, mit wenigem, zu untersuchen bemühen. Ueberhaupt versteht man durch **die Schreibart** nichts anders, als eine gewisse Art zu reden oder zu schreiben. Diese kan auf mancherley Art unterschieden seyn. Wer da redet, hat immer gewisse Sachen, wovon er redet. Von diesen Sachen leget er gewisse Gedanken an den Tag. Und diese seine Gedanken von der vorhabenden Sache leget er, vermittelst gewisser Thöne seines Mundes, an den Tag. Nun sind aber die Sachen, wovon man redet, nicht allezeit einerley: und bey den Thönen des Mundes und den Worten, wie auch bey den dadurch ausgedrukten Gedanken findet sich mancherley Unterscheid. Daher kommts, daß sich die Schreibart in so vielerley Gattungen unterscheiden läßt. Wer nun eine jede Schreibart ge-

schickt und am rechten Orte anwenden will; muß allezeit bedenken, warum er schreibe oder rede. Denn was hievon den Grund in sich hält, das giebt ihm die Absicht zu erkennen (§. 114): und dieser muß man hier, wie in allen andern Fällen, gemäß handlen. Wir wollen hier also die allgemeine Regel festsezen: **Die Schreibart muß allezeit der Absicht des redenden gemäß seyn.**

§. 152.

Nichts ist gewöhnlicher, als die Urtheile: dieser schreibt lebhaft, jener nicht. Was kan man aber hiedurch verstehen? Ein jeder siehet leicht, daß man hiebey sein Absehen bloß auf die Gedanken richten müsse. Aber welche Art zu denken ist dieses? Wenn man auf den Gebrauch Achtung giebt, so wird man finden, daß man nur dem Verstande oder der erkennenden Kraft eine Lebhaftigkeit beylege, und zwar nicht der Vernunft, auch nicht der Urtheilskraft, sondern nur eigentlich der ersten Würkung des Verstandes, welche uns zu Vorstellungen und Begriffen der Sachen hilft. Weiter eignet man den sinnlichen Empfindungen vor sich keine Lebhaftigkeit zu: denn ich sage niemahls, daß ich etwas lebhaft gehöret, gefühlt, geschmeckt oder gesehen habe. Der Einbildungskraft aber und der Scharfsinnigkeit leget man oft eine Lebhaftigkeit bey. Man muß also selbige in der Art sich Sachen vorzustellen suchen, und zwar in so etwas, das die Einbildungskraft und Scharfsinnigkeit dazu beyträgt. Die

Ein-

Einbildungskraft macht, daß uns bey Gelegenheit einer Vorstellung viele andere einfallen. Die Scharfsinnigkeit macht, daß wir bey den vorgestellten Sachen leicht und geschwinde sehr vieles warnehmen. Also überkommen wir hiedurch, in kurzer Zeit, sehr viele Vorstellungen von einer Sache, und alle diese Vorstellungen sind unterschieden, nachdem sie weniger oder mehr Klarheit haben, nachdem man sich derselben weniger oder mehr bewußt ist. Wenn man nun auf den Gebrauch siehet, ohne sich an die Unbeständigkeit im Reden zu kehren; so wird man finden, daß diese Häufung schleuniger und klarer Vorstellungen von einer Sache dasjenige sey, warum man den Gedanken eine Lebhaftigkeit zueignet. Man **stellet sich also etwas lebhaft vor**, wenn man sich davon in kurzer Zeit sehr vieles vorstellet, und sich alles dessen sehr klar bewust ist: und die Grade der Lebhaftigkeit unterscheiden sich theils durch die Vielheit, theils durch die Geschwindigkeit, und theils durch die verschiedene Klarheit der Vorstellungen. Der geschickte Ausdruck solcher lebhaften Vorstellungen giebt nun **die lebhafte Schreibart.** Ich sage mit Bedacht, der Ausdruck müsse **geschickt** d. i. so beschaffen seyn, daß die Lebhaftigkeit der Gedanken auch in den Worten könne erkannt werden. Denn von allen Gattungen der Schreibart, die sich auf die Gedanken beziehen, ist dieses zu merken, daß der Ausdruck allezeit ein Spiegel von derjenigen Art zu denken, wovon sie den Namen führt, seyn müsse. Die vie-

le verschiedene Vorstellungen sind auch im Ausdrucke leicht zu bemerken. Die Geschwindigkeit und schleunige Folge derselben läßt sich im mündlichen Vortrage ohne Mühe wahrnehmen: soll sie aber auch im schriftlichen Ausdrucke empfindlich werden, so müssen alle Säße kurzgefaßt seyn, und einer, so zu sagen, nach dem anderen verlangen, so daß der Leser nicht könne stehen bleiben. Die Klarheit giebt sich theils durch die Fertigkeit sie an den Tag zu legen, und theils durch den Ausdruck solcher Umstände zu erkennen, welche zeigen, daß man die Sache gleichsahm vor den Augen habe. Man siehet hieraus leicht, wie die lebhafte Schreibart beschaffen sey. Man wird auch ohne Mühe begreiffen, warum etwas zuweilen beym mündlichen Vortrage eine Lebhaftigkeit zu haben scheine, die man darinn beym Durchlesen nicht findet; und warum hergegen etwas in der That lebhaft geschrieben seyn, und durch den mündlichen Vortrag alle Lebhaftigkeit verliehren könne.

§. 153.

Wer den gegebenen Begrif von der lebhaften Schreibart ansiehet, wird sogleich zugeben, daß der Leser oder Zuhörer dadurch häuffige und schleunige Vorstellungen von einer Sache überkomme. Die geschickte Beywörter und ausgedruckte Umstände, so von der Klarheit der Vorstellungen des Redners zeugen, bringen ihnen die Sache auch, so zu sagen, vors Gesicht. Da auch die Seele durch die häuffigen und schleunigen Vorstellungen so beschäf-

tiget wird, daß zu fremden Einfällen kein Raum übrig bleibt; so kan die Aufmerksamkeit dabey nicht wohl vergehen: und diese macht ebenfals, daß sie sich der obigen Vorstellungen sehr klar bewußt seyn. Folglich siehet man, daß die lebhafte Schreibart auch lebhafte Vorstellungen im Leser oder Zuhörer würken könne (§. 152). Soll man nun allezeit seiner Absicht gemäß reden und schreiben (§. 151): so muß man sich nur alsdann der lebhaften Schreibart bedienen, wenn die Absicht erfodert, daß der andere sich sehr vieles sehr schleunig und so zu sagen auf einmahl vorstelle, oder wenn lebhafte Vorstellungen zu erregen sind. Nun will man dem anderen nur entweder gewisse Vorstellungen beybringen, oder man trachtet seinen Verstand, oder seine vernünftige oder sinnliche Begierde zu gewinnen (§. 119. seqq.):) und bey allen diesen Absichten hat man nöthig, die Aufmerksamkeit des anderen bald hier bald dorthin zu lenken. Man wird also lebhaft reden und schreiben müssen, wenn man Gemüthsbewegungen erregen will; wenn man verlangt, daß alle gegebene Beweise oder Bewegungsgründe zusammen und mit vereinter Kraft den Verstand oder den Willen bestürmen sollen; wenn der andere alle angegebene Theile und Merkmahle von einer Sache, in Gedanken, verbinden, und sich auf die Art ein vollkommenes Bild davon formiren soll; wenn man die Aufmerksamkeit des anderen von einer Sache abziehen, und auf eine andere bringen, und ihn hiemit ganz beschäftigen will, u. s. f. Dieses aber

ist hiebey zu merken, daß wo man auf Deutlichkeit geht, die Merkmahle, Gründe und Motiven nicht ehe können gehäuft und lebhaft vorgetragen werden, als biß der Leser oder Zuhörer selbige vorher erkannt und ihre Richtigkeit eingesehen hat. Denn die lebhafte Schreibart ist an sich der Deutlichkeit nicht sehr zuträglich; weil bey den häuffigen und schleunigen Vorstellungen, so sie dadurch überkommen, vieles so zu sagen in einander fallen und also verwirrt werden muß, wenn es ihnen nicht schon alles geläufig ist. Man siehet aus diesem allen, wenn und wie man die lebhafte Schreibart anzuwenden habe, und wenn hergegen eine langsahme und nicht lebhafte Schreibart vorzuziehen sey. Man wird solches auch durch die Exempel der besten Redner bestätiget finden. Dieses muß ich noch, wegen der Unbeständigkeit im Reden, erinnern, daß man die muntere Schreibart von der lebhaften, davon wir reden, wohl zu unterscheiden habe. Jene zeugt nur bloß von einem aufgeräumten Gemüthe, und soll, ausser einer grossen Betrübnis, allezeit gebraucht werden. Und eben so muß man das schläfrige und matte in der Schreibart dem lebhaften nicht entgegen sezen. Nicht lebhaft schreiben ist, wie wir gesehen haben, sehr oft der Absicht gemäß und vernünftig: aber schläfrig schreiben, und den Leser ganz und gar nicht beschäftigen, ist allezeit ein Fehler.

§. 154.

Erstlich wird nun ein jeder leicht sehen, daß

daß die Verse nicht mehr Recht auf die lebhafte Schreibart haben, wie die Prosa. Wo besagte Absichten und Fälle vorkommen, da hat die lebhafte Schreibart statt; und alle diese Fälle können vorkommen, wo man gewisse Gedanken mitzutheilen und zu überreden hat (§. 153). Da nun weder die Prosa noch die gebundene Rede allein hieran gebunden ist; so hat auch eine nicht mehr Foderung an die Lebhaftigkeit, wie die andere. Man siehet dieses auch noch deutlicher, wenn man auf die besondere Absichten der gebundenen Schreibart sein Absehen richtet. Man kan nemlich Verse nicht anders der Absicht gemäß anwenden, als entweder zur Belustigung der Ohren, oder dem Gedächtnisse behülflich zu seyn (§. 148. seqq). In blossen Gedächtnisversen hat die lebhafte Schreibart gar nicht statt: Denn sie dienen eigentlich weder zur Mittheilung noch zur Ueberredung, sondern nur dazu, daß man die schon erkannte Begriffe und Sätze desto leichter fassen und behalten könne (§. 149); und also können alle die Fälle darinn nicht vorkommen, die eine Lebhaftigkeit in der Schreibart erfodern (§. 153). In den übrigen Fällen schreibt man bloß deswegen in Versen, damit dadurch das Gehör der Zuhörer möge belustiget werden. Nun siehet ein jeder, daß hiedurch im übrigen die Absicht der Rede oder Schrift nicht im geringsten verändert werde. Soll man nun allezeit die Schreibart nach der Absicht einrichten (§. 151); so kan auch in der Schreibart weiter nichts verändert werden, und man muß im

übrigen eben so schreiben, wie man würde geschrieben haben, wenn man es auch nicht in Versen vorgetragen hätte. Folglich kan man vernünftiger Weise weder lebhaft schreiben, wo solches in Prosa nicht geschehen wäre, noch einen grösseren Grad der Lebhaftigkeit anwenden.

§. 155.

Man kan auch die lebhafte Schreibart der Poesie nicht mehr zueignen, als andern Schriften, die nicht zur Poesie gehören. Nach dem gemeinen Begrif macht die gebundene Schreibart etwas zu einer Poesie. Kan man nun der gebundenen Rede die Lebhaftigkeit nicht mehr zueignen, als der Prosa (§. 154): so ist solches in diesem Falle ausgemacht. Nimmt man die Erdichtungen, als das rechte Merkmahl einer Poesie, an, so hat man hier allezeit die unvermerkte Belehrung und Ueberredung zum Endzweck (§. 140): und die übrige Schriften behalten also die freye Mittheilung und Ueberredung zur Absicht. Da nun besagte Fälle, darinn die lebhafte Schreibart soll und muß gebraucht werden (§. 153), allenthalben vorkommen müssen, wo man Gedanken zu erregen oder zu überreden hat, es mag solches frey oder verdeckt geschehen: so ist auch hier, in diesem Stücke, unter Poesien und anderen Schriften kein Unterscheid. Man mag endlich annehmen, welchen Begrif von der Dichtkunst man will; so werden allezeit gewisse Gattungen von Schriften überbleiben, die man niemahls

niemahls zur Poesie gerechnet hat z. E. ungebundene Briefe, Reden, Predigten, u. s. w. darinn alle besagte Fälle auf eben die Art, und eben so häufig vorkommen können. Also sehe ich nicht, wie man der Poesie die Lebhaftigkeit überhaupt zueigenen, oder nur einen höheren Grad derselben, mit dem geringsten Grunde, behaupten könne.

§. 156.

Das sinnreiche in der Schreibart entstehet bloß aus dem Wize, der in den Gedanken stecket. Der Wiz ist eine besondere Art der Scharfsinnigkeit, die auf die leichte Warnehmung der Aehnlichkeit in den Sachen geht. Wenn nun die **Gedanken** von einem besonderen Wize zeugen, wenn sie uns verborgene und unvermuthete Aehnlichkeiten ganz klar entdecken, so nennet man sie **sinnreich**: und der geschickte Ausdruck solcher sinnreichen Gedanken giebt **die sinnreiche Schreibart.** Man siehet leicht, daß Gleichnisse, Bilder, Metaphoren, Säze und Gegensäze, Anspielungen und dergleichen hieher gehören. Man siehet auch leicht, daß die Aehnlichkeit der Sachen und Ideen, in allen diesen Fällen, nicht offenbahr, alltäglich und bekannt, sondern etwas entfernt, neu und unvermuthet seyn müsse, und daß solche Aehnlichkeit sich dennoch leicht, geschwind und so zu sagen in einem Blicke zeige. Denn sonst wären die ausgedruckte Gedanken nicht Kinder eines besonderen Wizes: wie doch erfodert wird. Wer dieses alles weitläuftiger ausgeführt lesen will, der

sehe nach, was der englische Spektator im I. Theile, in 5 Stücken, hievon sehr angenehm und gründlich schreibet. Wir folgen diesen Begriffen desto lieber, weil wir sie dem Gebrauche sowohl, als der gesunden Vernunft gemäß befinden, und weil man dadurch im Stande ist, den wahren Glanz sinnreicher Gedanken von dem unächten Flittergolde ungesunder Einfälle sehr leicht zu unterscheiden.

§. 157.

Da die sinnreiche Schreibart dem Leser oder Zuhörer nicht nur den besonderen Wiz des Verfassers zeigt, sondern ihm auch Gelegenheit giebt, etwas neues und unvermuthetes einzusehen und zu lernen (§. 156); und ihm alsowohl seine eigene, als eines anderen Vollkommenheit anzuschauen giebt: so dienet selbige zur Belustigung. Und diese Belustigung muß allezeit mit einiger Verwunderung verknüpft seyn; weil die Aehnlichkeit neu und unvermuhtet ist. Höret man nun gern, und mit einer besonderen Achtsamkeit, was man mit Vergnügen höret, und noch mehr, was man mit einer angenehmen Verwunderung höret: so dienet die sinnreiche Schreibart auch zu Erweckung und Erhaltung der Aufmerksamkeit. Sie hat aber nur eigentlich statt, wenn ruhige Betrachtungen angestellet werden, und wenn die Seele ohne Unruhe und heftige Bewegung ist. Denn wenn unser Gemüth entweder im heftigen Affekte steht, oder sonsten nur durch häufige und schleunige Vorstellungen beschäftiget ist; so hat man nicht Zeit,

Gleich-

Gleichnissen und Aehnlichkeiten nachzujagen, ohne sich zu stöhren und seiner Absicht zuwieder zu handlen.

§. 158.

Diesemnach hat die sinnreiche Schreibart statt, wo die Absicht zuweilen ruhige Vorstellungen erfodert, und dabey dann und wann so etwas einzustreuen befiehlt, was den Leser oder Zuhörer belustigen und erwecken kan. Wer kan nun aber behaupten, daß solches mehr in Versen, wie in Prosa Platz finde? Wozu verfaßt man etwas in Versen, als entweder dem Gedächtnisse zu helffen, oder die Ohren dadurch zu belustigen (§. 148.) seqq.)? Wer giebt nicht zu, daß die sinnreiche Schreibart, in blossen Gedächtnisversen fast gar nicht statt finde? Wer siehet nicht, daß in den übrigen Fällen eine Schrift bloß zur Belustigung des Gehörs in Versen geschrieben, und also dadurch im übrigen der Endzweck der Schrift nicht im geringsten verändert werde? Kan man nun nichts in der Schreibart setzen, wozu in der Absicht kein Grund vorhanden ist (§. 151): wie kan man behaupten, daß dieselbe Sache sinnreicher in Versen, müsse geschrieben werden, wie es in Prosa geschehen wäre? **Es geschieht also ohne Grund, wenn man das sinnreiche der gebundenen mehr, wie der ungebundenen Rede zueignet.** Und haben besagte Fälle sowohl in Briefen, Reden, Predigten und anderen dergleichen Schriften, die niemand zur Poesie rechnet, als in poetischen Stücken statt,

man

man mag annehmen, welchen Begrif man will: **so hat man eben so wenig Grund, die sinnreiche Schreibart der Poesie besonders zuzueignen.**

§. 159.

Unsere Seele ist entweder im Zustande heftiger Affekten, oder sie ist in Ruhe. Da sich nun die Vorstellungen der Seele nach dieser verschiedenen Gemüthsbeschaffenheit richten; so ist leicht zu begreiffen, daß die Schreibart sich ebenfals in dieser Absicht unterscheiden müsse (§. 151). Den Ausdruck pathetischer d. i. solcher Vorstellungen, die von einer sehr heftigen Gemüthsbewegung zeugen, ist man gewohnt, **die pathetische Schreibart** zu nennen: Werden hergegen Vorstellungen ausgedruckt, die aus einer ruhigen Seele kommen, so giebt dieses **die ruhige Schreibart.** Ist die pathetische Schreibart auch lebhaft, so wird sie **feurig.** Einige Affekten nemlich sind nichts weniger wie geschwätzig. Wer z. E. von einem unvermuhteten Schrecken überfallen wird, wer sich der Schwermuht überliefert, wird solches nicht leicht durch einen Strohm von Worten anzeigen; wenn gleich die Seele mit häufigen und schnellen Vorstellungen angefüllet ist. Und also kan die pathetische Schreibart zuweilen lebhaft, auch nicht lebhaft seyn (§. 152). Im ersten Falle nenne ich sie feurig, im letzteren bleibt sie nur bloß pathetisch. Ich weiß wohl, daß man zuweilen der Schreibart ein Feuer

zueigne, wenn sie nur lebhaft, oder wohl gar nur munter ist, und von einem aufgeräumten Gemüthe zeuget. Wo man aber auf deutliche und determinirte Begriffe gehet, kan man unmöglich der Unbeständigkeit im Reden einen Plaß vergönnen. So bald man nun von dieser Unbeständigkeit und Verwirrung abgeht, wird man finden, daß die Verbindung der Lebhaftigkeit mit dem pathetischen dasjenige sey, was man gewöhnlichermassen feurig nennet. So nennet es ein jeder feurig, wenn der Herr Abt Mosheim in seinen heiligen Reden pag. 1206. und 1207. spricht: „Wie meinet ihr, müsse das Herz beschaffen seyn, wenn eine Unordnung „unseres Lebens nach der andern vor unser Angesicht „trit, und nach ihrer völligen Häßlichkeit sich dar„stellet; wenn diejenigen, die wir durch unsere „Ungerechtigkeit, durch unsern Geiz, durch un„sre Unbarmherzigkeit, durch unsre Nachläßigkeit, „durch unsern Hochmuth, durch unsre Rachgier ge„kränket, beleidiget, betrübet haben, sich gleichsahm „in der Ferne zeigen u. s. w.„ Aber wer wird nicht gestehen müssen, daß hier alles von der gerührten Seele des Redners zeuge, und dabey, nach unserem Begriffe lebhaft ausgedruckt sey? So wird ein jeder die Art zu reden feurig nennen, womit derselbe Redner p. 78. und 79. die schleunige Veränderung Pauli vorstellet. Aber wer siehet auch nicht, daß er hier besonders lebhaft schreibe, und daß er sich den damahligen Zustand Pauli so klar vorstelle, daß er alles, was in demselben vorgegangen, selber

einiger-

einigermassen in seiner Seelen fühlet, und daß hiedurch seine Gedanken auch pathetisch werden? Die Rede der Dido beym Virgil, die Catilinarischen, wie auch andere Reden des Cicero können dasselbige in vielen Stellen beweisen.

§. 160.

Der Gebrauch dieser Schreibarten ist überhaupt nicht schwehr zu bestimmen. Die pathetische und feurige dienet die Leydenschaften und Gemüthsbewegungen an den Tag zu legen; wie ihr Begrif gleich zeiget. Da auch der geschickte Ausdruck einer heftigen Leydenschaft des Redners nicht selten vermögend ist, die Leser oder Zuhörer ebenfals in Bewegung zu bringen, wie die Erfahrung lehret: so dienet sie auch oft zur Erregung der Affekten. Bey der ruhigen Schreibart hat das Gegentheil statt (§. 159). Soll nun die Schreibart allezeit der Absicht des Redners oder Scribenten gemäß seyn (§. 151): so finden auch besagte Gattungen des Styls nur in besagten Fällen statt. Pathetisch und feurig kan man nicht anders schreiben, als wenn heftige Affekten auszudrucken oder in anderen zu erregen sind: Die ruhige hergegen hat allenthalben statt, wo weder eine Leydenschaft auszudrucken, noch zu erwecken ist. Wir haben hier nur eigentlich von der feurigen zu reden. Nun sind Affekten sowohl auszudrucken, als zu erregen in allen Schriften, worinn man sich die Ueberredung anderer vorsezet: Wie aus demjenigen deutlich erhellet, was wir oben von dieser

Sache gesagt haben. Diese Absicht aber hat sowohl in gebundenen, als prosaischen, sowohl in poetischen (es sey nach welchem Begrif es wolle) als in solchen Schriften statt, die niemand zur Poesie rechnet z.E. in Reden und Predigten. **Demnach ist klar, daß die feurige Schreibart nicht weniger der ungebundenen, als gebundenen Rede zugehöre, und das die Poesien eben so wenig ihr Eigenthum daraus machen können, als andre Schriften.** Will man dieses weitläuftiger und von jedem Falle insbesondere bewiesen haben, so kan solches auf eben die Art geschehen, wie wir bey der lebhaften und sinnreichen Schreibart gethan haben.

§. 161.

Weiter richtet sich auch die Art zu denken nach den Sitten. So denket ein übelgesitteter und niederträchtiger Mensch, ausser der Verstellung, ordentlich niederträchtig: eine wohlgesittete Seele hat ordentlich anständige Gedanken: eine recht hohe und edle Seele wird auch, bey Gelegenheit, edelmüthige Gedanken hervorbringen. Die **Gedanken** werden nemlich **edel, anständig, niederträchtig,** genennet, insoweit sie von dergleichen Gemüthe zeugen. Die **Worte**, wodurch man seine Gedanken ausdruckt, sind auch entweder **anständig** oder **niederträchtig**, nachdem sie entweder unter verständigen und wohlgesitteten Leuten, oder nur unter pöbelhaften und übelgesitteten im Schwange und ge-

bräuchlich

bräuchich sind. Wenn Gedanken und Ausdrücke anständig sind, so giebt dieses die **anständige Schreibart**: Sind aber die Gedanken, oder auch nur die Worte unanständig, so ist auch die Schreibart **unanständig** oder **niederträchtig**: Endlich giebt der anständige Ausdruck edelmüthiger Gedanken, die **edle Schreibart**. Nun wird ein jeder gleich zugeben, daß man allenthalben, wo Sitten zu zeigen sind, niemahls niederträchtig, sondern allezeit anständig schreiben solle. Die edle Schreibart hergegen hat nicht anders statt, als wo die Umstände uns Gelegenheit geben, unser triumphierendes Gewissen, unsere ausserordentliche Liebe zum Vaterlande, einen unbeweglichen und gesetzten Muth u. s. f. zu zeigen: wie der gegebene Begrif ebenfals zeiget.

§. 162.

In allen Fällen muß die Schreibart **den Sachen gemäß seyn** d. i. sie muß hohe Sachen als hohe und niedrige Sachen als niedrige vorstellen. Man eignet nemlich den Sachen, wovon man redet, gewisse Grade der Hoheit zu. Da aber hier die Sachen nicht anders in Betrachtung kommen, als insoweit davon gewisse Gedanken ausgedruckt werden; da dieses allezeit in einer gewissen Absicht geschiehet; da solches endlich allezeit dieser Absicht gemäß geschehen muß (§. 151): so kan man hier die Sachen nicht hoch oder niedrig nennen, als insoweit sie, der Absicht nach, so oder so sollen vorgestellet

werden.

werden. Und so sind es **hohe Sachen**, welche unserer Absicht nach, als etwas wichtiges, grosses, ausnehmendes vorzustellen sind; und **niedrige**, die wir unserer Absicht nach, nicht als etwas hohes und ungemeines zu betrachten haben. Z. E. habe ich einen König, als König, zu beschreiben, so muß ich ihn freylich über alle übrige Menschen erheben: habe ich ihn aber zu betrachten, insoweit er ein blosser Mensch ist, so kan ich ihm keine grössere Vorzüge zueignen, als einem jeden anderen zukommen würden. Eine mitlere Gattung von Sachen finde ich nicht vor rathsam zu sezen; weil man die Grenzen davon nicht wohl unterscheiden kan. Soll nun die Schreibart allezeit der Absicht des redenden gemäß seyn (§. 151); soll sie also hohe Sachen als etwas hohes und ungemeines, niedrige aber als etwas gemeines und gewöhnliches darstellen: so ist nach den gegebenen Begriffen nicht zu läugnen, daß die Schreibart allezeit den Sachen gemäß, und so zu sagen, angemessen seyn müsse. Ferner wird mir ein jeder leicht zugeben, daß es niemals eine erlaubte Absicht abgebe, falsche und ungegründete Gedanken dem Leser oder Zuhörer, als wahre vorzutragen, und daß also die Gedanken allezeit ihre Richtigkeit haben müssen. Wenn nun die Gedanken richtig und dabey den Sachen gemäß sind, so wird insoweit **die Schreibart natürlich** genennet; im Gegenfall wird sie **unnatürlich**: wie der Gebrauch im Reden zeiget. Ist nun, nach dem vorigen, die Richtigkeit der Gedanken und die Gleichförmig-

 keit

keit derselben mit den Sachen allezeit nothwendig in der Schreibart: so folget, **daß man allezeit müsse natürlich schreiben.**

§. 163.

Wenn wir uns gewisse Sachen, als etwas grosses und wichtiges vorstellen, so werden dieses in soweit **hohe Begriffe und Gedanken** genennet; und im Gegenfall heissen sie **niedrig.** Den Ausdruck nennet man ebenfals **niedrig,** oder **hoch und prächtig,** nachdem er aus Worten besteht, die entweder nur vor schlecht und gemein gehaltene Dinge oder solche Sachen bedeuten, die der Meinung der Leute nach groß, wichtig, ungemein sind. Werden nun hohe Gedanken prächtig ausgedruckt, so giebt dieses **die hohe, erhabene** oder **prächtige Schreibart:** Aus dem niedrigen Ausdrucke niedriger Gedanken aber entsteht die **niedrige Schreibart.** Wir sezen wiederum nicht, mit den übrigen Kunstlehrern, eine mitlere Gattung der Schreibart, und dieses aus dem schon angeführten Grunde, weil man ihr keine Grenzen sezen kan, die leicht und sicher zu erkennen und zu unterscheiden sind. Ist nun die hohe Schreibart unnatürlich, oder sind darinn die Gedanken oder die Ausdrücke nicht in der That, sondern nur dem Scheine nach hoch und erhaben; so bekommt sie den Namen einer **hochtrabenden Schreibart.**

§. 164.

Die niedrige Schreibart hat nur bey niedrigen, die prächtige hergegen hat nur bey hohen Sachen statt. Dieses ist aus dem vorigen leicht zu zeigen. Die Schreibart soll allezeit der Absicht des redenden gemäß seyn (§. 151). Soll sie der Absicht gemäß seyn, so müssen dadurch niedrige Sachen, als etwas gewöhnliches und gemeines, hohe Sachen hergegen, als etwas grosses und ausnehmendes, dem Leser oder Zuhörer vorgestellet werden (§. 162). Folglich müssen von hohen Sachen hohe Gedanken ausgedruckt werden, und da dieses besser durch hohe und prächtige Worte, als durch niedrige Ausdrücke geschehen kan, so müssen auch die Worte erhaben seyn (§. 163). Und eben so müssen bey niedrigen Sachen sowohl Gedanken als Worte niedrig seyn. Demnach muß freylich die Schreibart bey niedrigen Sachen niedrig, bey hohen Sachen hergegen hoch und prächtig seyn (§. cit).

§. 165.

Die hochtrabende Schreibart aber ist nirgend anzuwenden, und als tadelhaft zu verwerffen. Sie ist nemlich hochtrabend entweder, weil sie unnatürlich ist, oder weil sie nur eine falsche und scheinbahre Hoheit hat (§. 163). Soll man nun niemahls unnatürlich schreiben (§. 162): so gilt dieses auch von der unnatürlich-hohen Schreib-

art. Sind weiter die Sachen entweder hoch oder niedrig (§. 162); soll man von hohen Sachen würklich hoch, von niedrigen würklich niedrig schreiben (§. 164): so ist auch die scheinbahr-hohe Schreibart nirgend anzuwenden. Und folglich ist die hochtrabende Schreibart überhaupt, als verwerflich und tadelhaft, anzusehen.

§. 166.

Ich sehe schon zum voraus, daß einige die gegebene Erklärung von der erhabenen Schreibart vor unzulänglich halten werden. Man ist nemlich gewohnt, ungleich mehr Merkmahle darinn anzugeben. Man erfodert, ausser den angegebenen beyden Kennzeichen, hohe Sachen; man verlangt anständige Gedanken und Ausdrücke; man sezet in dem Thone der Worte was prächtiges; man fodert endlich, daß sich dabey ein ausserordentlich-hohes und edles Gemüth zeige: Und alles dieses macht man, nebst den unsrigen, zu Kennzeichen und zu Theilen des Begrifs. Wir haben aber dieses alles aus der Erklärung ausgeschlossen; weil wir einiges hievon vor ungegründet, einiges aber vor überflüßig halten. Im Thone kan ich nichts niedriges, nichts prächtiges und hohes suchen. Sagt man gleich, ein prächtiger Thon habe einen grösseren Schall, er fülle mehr das Ohr u. s. f. so kan man sich doch hievon keinen Begrif machen, und es bleiben also leere Worte. Daß sowohl Gedanken, als Ausdrücke anständig seyn sollen, kan bewiesen werden, ohne

es

es in die Erklärung zu bringen: ja es muß nicht hereingebracht werden, weil solches der erhabenen mit allen übrigen Gattungen der Schreibart gemein ist (§. 161). Daß sie nur bey hohen Sachen statt habe, fliesset aus der Erklärung (§. 164); und also ist es in derselben vor überflüßig zu halten. Die edle Schreibart endlich unterscheiden wir, mit gutem Bedacht, von der erhabenen. Die erhabene und prächtige Schreibart ist allenthalben anzuwenden, wo uns hohe Sachen vorkommen, wir mögen dabey Gelegenheit haben, unser edles Gemüth zu zeigen oder nicht (§. 164). Die edle Schreibart hergegen kan man brauchen, so oft die Umstände erlauben, eine edelmüthige Seele an den Tag zu legen, wir mögen sonst von hohen oder von niedrigen Sachen zu reden haben (§. 161). Der Gebrauch bestätiget dieses auch zur Genüge. So ist z. E. in der Rede des Valerius Poplicola, und im Eingange der vierten Catilinarischen Rede des Cicero, die Schreibart mehr edel, als prächtig; in den Gedichten des Herrn Pietsch hergegen ist vieles prächtig, aber deswegen nicht edel. Wenn man unsere wenige Anmerkungen und Begriffe von diesen Gattungen der Schreibart in Acht genommen; kan man mit vielem Nuzen nachlesen, was der gelehrte Herr Werenfels in seiner Dissertation de meteoris weitläuftiger hievon schreibet.

§. 167.

Wir haben gesehen, daß die prächtige nur

bey hohen, die niedrige Schreibart nur bey niedrigen Sachen müsse gebraucht werden (§. 164). Nun sind weder die Verse noch die Prosa allein an niedrige oder an hohe Sachen gebunden. Wer wolte läugnen, daß man nicht sowohl grosse und ungemeine Thaten, als schlechte und gemeine Dinge in Versen beschreiben könne? Wem sind nicht von beyden unzehliche würkliche Exempel bekannt? Und wer muß nicht dasselbe auch von der ungebundenen Rede zugeben? Wer siehet also nicht, **daß man die erhabene Schreibart, oder nur einen höhern Grad derselben der gebundenen vor der ungebundenen Rede, ohne Grund, zueigne?** Und eben dieses findet man auch im Absehen auf die Poesien. Hat man in einigen Gedichten grosse und wichtige Sachen, ungemeine Zufälle und Heldenthaten zum Vorwurffe, so erkennen andere wiederum gemeine, alltägliche und geringe Sachen und Handlungen vor ihren Gegenstand: man mag wählen, welchen Begrif von der Poesie man will. Und in den Schriften, die niemand zur Poesie rechnet, in Reden, Briefen und dergleichen hat man ebenfals bald von hohen und wichtigen, bald von gemeinen Sachen zu reden. **Demnach kan man auch der Poesie keine erhabenere Schreibart zueignen, wie anderen Schriften.** Wo dieselbe Absicht vorhanden ist, da muß in diesem Absehen die Schreibart einerley seyn, die Schrift mag im übrigen in Prosa oder in Versen seyn, sie mag nach einem gewissen Begrif zur Poesie gehören oder nicht.

§. 168.

§. 168.

Man theilet die Schreibart, im Absehen auf die Gedanken, noch in viel mehr Gattungen ein. Wir übergehen aber selbige mit Stillschweigen; weil sie zu unserer Absicht nicht dienen. Von den so genannten Zierrathen der Schreibart d. i. von den Tropen und Figuren müssen wir noch etwas gedenken; weil man selbige insonderheit der gebundenen und poetischen Schreibart zuzueignen gewohnt ist. Der Begrif von dieser oder jener Sache, den wir mit einem Worte verknüpfen, macht desselben **Bedeutung** aus. Wenn man nun ein Wort brauchet, diejenige Sache anzudeuten, welche anzudeuten es angenommen und bestimmt ist, so ist hier der Verstand oder Bedeutung **eigentlich**. Den uneigentlichen oder verblühmten Verstand sezet man dieser eigentlichen Bedeutung entgegen: und in diesem verblühmten Verstande der Worte und Redensarten sezet man das Wesen der Tropen. **Es ist also nur ein Tropus, wenn man die Worte braucht, etwas ganz anders anzudeuten, als was sie anzuzeigen bestimmt sind.** Hierinn kommen auch alle Red- und Poesieverständige mit uns überein. Sie sagen alle, daß in einer Tropischen Redensart die eigentliche Bedeutung verändert werden müsse.

§. 169.

Es sind nicht mehr, wie zween Fälle, da man mit Grunde tropisch reden kan,

 1) wenn

1) wenn ein eigentlich Wort mangelt, 2) wenn der eigentliche Ausdruck unzulänglich, oder der uneigentliche doch zu unserer Absicht geschickter ist. Denn entweder es ist ein eigentlicher Ausdruck vorhanden, oder nicht. Ist er nicht vorhanden, so kan die Sache nicht ausgedruckt werden, es sey denn daß man ein neues Wort mache, oder ein schon bekanntes nehme um diese Sache anzudeuten, ob es gleich eigentlich etwas anders anzeiget. Da es nun nicht allezeit rathsahm, auch nicht möglich ist, ein geschicktes neues Wort zu erfinden: so siehet man leicht, daß dieser Fall uns oft verbinden könne, ein Wort in uneigentlichem Verstande zu nehmen, und also tropisch zu reden (§. 168). Und diese Nothwendigkeit hat in allen Sprachen unzehlichen Wörtern eine andere Bedeutung gegeben. Mangelt es aber nicht an einem eigentlichen Ausdrucke; wie kan man dennoch zuweilen einen verblühmten anwenden? Man soll allezeit seiner Absicht gemäß handeln und schreiben (§. 151). Nun ist entweder der eigentliche Ausdruck nicht so geschickt zur Absicht, wie der verblühmte, oder er ist eben so geschickt, wo nicht besser. Da es also im lezten Fall thöricht wäre, das schlechtere Mittel dem besseren vorzuziehen; so wird man leicht zugeben, daß man das verblühmte dem eigentlichen nicht vorziehen könne, als wenn es zur Absicht geschickter ist. Der verblühmte Ausdruk kan nemlich auf vielerley Art geschickter seyn, nachdem er angenehmer oder nachdrücklicher, höher oder niedriger ist, nach-

dem

dem er zur Verhüllung dienet, wenns nöthig ist u. s. f. Auf dieses leztere haben die Lehrer der Wolredenheit unfehlbar gesehen, wenn sie in der Erklärung der Tropen nicht nur fodern, daß die eigentliche Bedeutung in der That geändert werde, sondern auch, daß solches, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, cum virtute geschehe. Und überhaupt ist auch Cicero, sammt vielen neueren, hierinn mit uns einig, daß entweder die Nothwendigkeit und der Mangel der Worte, oder die Vollkommenheit der Rede die Ursachen seyn, warum man tropisch reden könne und solle.

§. 170.

Man theilet die Tropen gemeiniglich in vier Hauptgattungen ein, nemlich die Metapher, Metonymie, Synechdoche und Ironie. Diese theilet man wieder in viele Fälle, und giebt ihnen besondere Namen. Ja einige Kunstlehrer der vorigen Zeiten rechnen noch hieher neue Namen, zierliche Beywörter, Erklärungen, Beschreibungen, emphatische Wörter, Umschreibungen, Räzel, Sprüchwörter, Fabeln, Parabeln, u. s. f. Diese leztere Arten zu reden nun hat man schon seit einiger Zeit aus der Zahl der Tropen ausgeschlossen: weswegen ich davon weiter nichts gedenken darf. Ueber die gewöhnliche Eintheilung der vier benannten Gattungen aber fähret man noch immer fort steif zu halten. Indessen kan ich mich auch nicht überreden, es hierinn mit den Rhetoren zu halten. Mich deucht,

man könne vernünftigerweise nicht mehr Tropen se-zen, als die Metaphor, und die drey übrigen Gat-tungen scheinen mir eben soviel Grund zu haben, als die schon verworffenen Arten. Ich will beyläufig meine Gedanken hievon entdecken, und selbige, in sofern sich solches hier thun läßt, kürzlich zu beweisen suchen. Ein Tropus besteht darinn, daß man einem Ausdrucke eine von seiner eigentlichen verschiedene Bedeutung gebe (§. 168). Nun denke man nach, wie dieses mit Grunde geschehen könne. Die Worte sind hier nicht anders zu betrachten, als Zeichen, dadurch wir unsere Gedanken anderen anzeigen. Nun wird zu einer jeden Vorstellung durch Zeichen, und also auch hier erfodert, daß die Bedeutung, die man ihnen beylegt, dem anderen entweder schon bekannt sey, oder doch sogleich bey der Vorstellung selber bekannt werde. Folglich muß auch die uneigentliche Bedeutung, so man einem Worte beylegt, dem Leser entweder schon bekannt seyn, oder doch sogleich in die Augen fallen. Ein jeder wird zugeben, daß man hier nur denjenigen Fall betrachten müsse, da man zuallererst eine Redensart uneigentlich anwendet. Denn sonst können auch ohne Grund und durch Fehler beygelegte Bedeutungen, durch die Gewohnheit, verständlich werden: wie solches leicht zu begreiffen ist, und man hernach in Exempeln sehen wird. Soll der Leser nun den verblühmten Ausdruck, den er zum ersten mahle lieset, verstehen: so muß er aus den Worten sogleich, ohne Erklärung, nicht allein sehen, daß

hier nicht die gewöhnliche Bedeutung statt habe, sondern auch zugleich erkennen, was man anders dadurch andeute. Soll er einsehen, daß die eigentliche Bedeutung nicht statt habe; so muß der Ausdruck von so etwas gebraucht werden, dem das eigentlich dadurch bedeutete nicht zukommt, und dieses muß aus der Verbindung der Worte klar seyn. Wenn ich z. E. den Verstand nach der gewöhnlichen Metaphor vom Auge benennen will, so kan ich ihn nicht bloß das Auge, sondern ich muß ihn das Auge des Gemüths nennen. Soll aber der Leser auch gleich von selbsten einsehen, was man durch diesen Ausdruck bey dieser Sache andeute; und ist hier, wie ein jeder sieht, nichts, woraus er solches schliessen kan, als die eigentliche Bedeutung des Worts, und die Sache, von welcher es jezo uneigentlich genommen wird: so kan ihm auch nichts hiezu behülflich seyn, als die Betrachtung und Vergleichung der sonst eigentlich und der jezo uneigentlich bedeuteten Sache. Nun hat die dadurch eigentlich bedeutete Sache mit der jezo uneigentlich angedeuteten Sache einige Aehnlichkeit, oder nicht. Ist gar keine Aehnlichkeit vorhanden, worauf man siehet; so ist durchaus nicht zu begreiffen, auf was Art er hier erkennen soll, worauf der Ausdruck bey dieser Sache gehe. Ist aber eine Aehnlichkeit vorhanden, und siehet er diese ein; so kan er freylich leicht warnehmen, was dieser Ausdruck bey dieser Sache anzeigen soll. So siehet man in dem gegebenen Exempel gleich, daß durch das Auge des Gemüths

müths nichts könne angezeigt werden, als ein solches Vermögen der Seele, wodurch sie die Sachen erkennet und unterscheidet. Alles dieses zeigt also, daß keine andere Tropen, mit Grunde, können gesezet werden, als die Metaphor, und ihre Fortsezung durch ganze Säze, die Allegorie: als welche von allen angegebenen Gattungen sich nur allein auf die Aehnlichkeit gründen. Um dieses noch mehr zu bestätigen, wollen wir alle Fälle der übrigen angegebenen Gattungen, wiewohl nur kürzlich, durchgehen.

§. 171.

Ausser der Metaphor sezet man erstlich die Metonymie: und diese erkläret man, daß sie ein Tropus sey, nach welchem die Ursache vors Verursachte, das Subjekt vors Adjunkt, oder umgekehrt das Verursachte vor die Ursache, oder das Adjunkt vors Subjekt gesezet wird. Die Ursache (so erklären sich die Rhetoren weiter) sezet man vors Verursachte, wenn man 1) den Erfinder vors Erfundene, 2) den Scribenten vor seine Schriften, 3) das Instrument vor das dadurch gemachte, 4) die Materie vor den daraus bestehenden Körper, und 5) endlich den Endzweck vor das sezet, was dazu dienen soll. Hergegen das Verursachte sezet man vor die Ursache, wenn man 1) das gewürkte statt des würkenden, und 2) das so aus der Materie besteht, statt der Materie selber nennet. Das Subjekt sezet man vors Adjunkt, wenn man 1) das Behält-

Behältnis oder den Ort vor das enthaltene oder darinn verrichtete, 2) den Besizer vors Eigenthum, und 3) den König oder Feldherrn vor seine Armee sezet. Endlich nimmt man das Adjunkt vors Subjekt, wenn 1) die Tugend oder das Laster statt der Tugendhaften oder Lasterhaften, 2) das Zeichen statt des bezeichneten, und endlich 3) die Zeit statt dem nennet, was darinn vorgehet. Dieses sind die Begriffe, so man von der Metonymie und allen ihren Arten hat. Und eben diese in allen Fällen angegebene Dependenz oder Verwandschaft zwoer Sachen siehet man als den Grund an, warum man immer eine statt der anderen nennen und doch verstanden werden könne. Aber wer die Sache ohne Vorurtheil und mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet, wird leicht warnehmen, wie wenig solches gegründet sey. Denn hätte dieses alles seine Richtigkeit, wäre in allen angeführten Fällen die besagte Verbindung der Sachen der Grund, wodurch es verständlich werde: so müste solches nothwendig allgemein seyn; und man müste keine wiedrige Beyspiele anführen können. Um aber hievon das Gegentheil klärlich einzusehen, so nehme man sich die Mühe, und gehe in dieser Absicht alle obige Fälle mit Bedacht durch. Würde wohl jemand meinen Sinn errathen, wenn ich Leibnizen statt der Lehre von der vorherbestimmten Harmonie, Geriken statt der Luftpumpe u. s. f. nennete? Sie sind indessen doch die Erfinder davon. Würde man mich verstehen, wenn ich die Bauleute vor ein von ihnen auf-

aufgeführtes Gebäude, wenn ich den Mich. Angelo oder den Raphael vor ein von ihnen verfertigtes Gemählde u. s. f. sezte? Wer wird aber läugnen, daß sie die würkende Ursache davon sind? Wer weiß nicht, daß Erde die Materie eines Berges sey? Wer weiß nicht, daß der Tisch das Werk des Tischlers, eine marmorne Bildsäule das Werk des Steinmezen sey? Wer weiß nicht daß das Wahlfeld der Ort des Sieges, die Frucht das Behältnis des Kerns, der Baum das Subjekt, die Frucht das Adjunkt u. s. f. sey? Werde ich aber deswegen verständlich reden, wenn ich den Tisch oder die Statue nenne, wo ich den Namen ihres Urhebers sezen solte, wenn ich überhaupt die Erde nenne, wo ich vom Berge zu rede habe u. s. f.? Siehet man also nicht deutlich, daß diese ganze Lehre auf sehr seichten Grunde ruhe? Erhellet hieraus nicht, daß alle Redensarten, so nach besagten Regeln gemacht werden, an sich unverständlich seyn?

§. 172.

Allein, wird man mir einwenden, warum verstehen wir denn alle Redensarten, welche man gemeiniglich als Beyspiele zur Erläuterung, in allen besagten Fällen, anzuführen gewohnt ist. Dieses ist nicht so schwehr zu beantworten, wie es dem ersten Anblike nach scheinen möchte. Erstlich sind die mehresten Redensarten, so man hie als Exempel anführet, in der That eigentliche Ausdrücke, und man eignet ihnen ohne Grund einen verblühm-

ten Verstand zu. Wenn ich z. E. die Wache nenne, und meine dadurch die Leute, so auf der Wache sind; so sagt man, es werde hier der Endzweck vor das gesezt, was dazu dienet. Wenn ich die Stadt vor die Einwohner derselben, das Rathhauß vor die Rathsherren, das Dorf vor die Bauren nehme; so meinet man, daß hier das Behältnis das darinn enthaltene andeute. Wenn ich die Schrift eine Hand, die Sprache eine Zunge, die Schreibart den Styl nenne; so macht man daraus eine Metonymie, und meinet, man seze das Instrument vor das, was dadurch zuwege gebracht wird. Aber wer weiß nicht, daß ein Wort oftmahls mehr wie eine Sache eigentlich bedeute, und daß hergegen oft mehr wie ein eigentlicher Ausdruk vor eine und dieselbe Sache vorhanden sey? Und wer kan mit Grunde läugnen, daß die Wache nicht nur die Handlung selbst, sondern auch die Leute, ja auch den Ort, so dazu bestimmt ist, und zwar eigentlich bedeute, und daß die Stadt, das Dorf, die Kirche u. s. f. nicht nur eigentlich genommen werde, um die Mauren und Gebäude, sondern auch die darinn befindliche Gesellschaft und Gemeine anzuzeigen? Wer kan läugnen, daß ich sowohl eigentlich rede, wenn ich in besagten Fällen die Wörter Hand, Zunge, Styl brauche, als wenn ich davor Schrift, Sprache, Schreibart seze? Es ist dieses offenbahr, wenn man sich nur an die gegebenen und von allen angenommenen Begriffe vom eigentlichen und uneigentlichen Verstande der Worte (§. 168.)

hält. Wenn man zuweilen durch Gold und Silber Geld, durch den Stahl den Degen, durchs Eysen die Pflugschaare versteht; so soll hier uneigentlich geredet, und die Materie vor den daraus bestehenden Körper gesezet werden. Aber was zwingt uns hier einen uneigentlichen Verstand zu suchen, da der eigentliche offenbahr ist? Wo man eine Sache nicht weiter zu betrachten hat, als insoweit ihr dieses oder jenes zukommt; da kan man ihr ja auch den Namen hievon im eigentlichen Verstande beylegen. Nennet man den Tod blaß, das Alter grau, u. s. f. so stellet man sich den Tod, das Alter unter dem Bilde eines Todten, eines Alten vor: und so braucht man hieraus nichts uneigentliches zu erzwingen. Sage ich: Christus ist unser Heyl, unsere Gerechtigkeit u. s. f. so denke ich sowohl beym Subjekte als Predicate nichts, als was ihre eigentliche Bedeutung ausmacht, ich drücke nur ihre Verhältnis nicht mühsahm aus, weil es bekannt genug ist. Indessen behauptet man, daß man hier das gewürkte vor die würkende Ursache seze. Sage ich: Alexander hat den Darius überwunden, der König von Preussen hat den Prinzen von Lothringen geschlagen; u. s. f. so rede ich, wenn ich andern glauben soll, tropisch, und denke an die Trouppen, indem ich den Heerführer nenne. Gebe ich aber auf meine Gedanken acht, so stelle ich mir würklich den König und Feldherrn, nebst dem Beyseyn der Armee und den übrigen Umständen vor, im Ausdrucke aber lasse ich alles übrige aus, weil es den andern schon bekannt

ist: und also müste ich hier ehe eine Ellipsin, als einen Tropum sezen. Spreche ich: Die Boßheit oder der Neid vergiftet alles; so soll ich hier das Laster vor die Lasterhaften sezen. Ich bin mir aber gar zu wohl bewust, daß ich mir die Boßheit und den Neid selber als das verstelle, wodurch die Vergiftung geschiehet. Und warum solte man auch nicht den abstrakten selbständigen Namen eigentlich brauchen können, wenn man gleich die Sache betrachtet, insoweit sie in einem gewissen Subjekte vorhanden ist? Muß es endlich durchaus verblühmt seyn, muß ich die Zeit vor das vorgegangene sezen, wenn ich die Zeiten böß, armseelig, u. s. w. nenne? Ist es denn etwa auch verblühmt, wenn ich von gegenwärtiger, vergangener oder künftiger Zeit rede? Ich benenne hier auch die Zeiten von den Sachen, worauf sie sich beziehen. Doch wir wollen nicht mehr hievon anführen. Es erhellet hieraus schon zur Genüge, daß die mehresten Redensarten, so gemeiniglich zur Metonymie gerechnet werden, nichts uneigentliches enthalten, und also eben deswegen nicht unverständlich seyn.

§. 173.

Bey dem allen ist nicht zu läugnen, daß einige Redensarten überbleiben, bey welchen man in der That etwas anders gedenket, als was sie sonsten eigentlich bedeuten z. E. wenn man den Scribenten vor seine Schriften sezet. Aber bey allen diesen Redensarten wird man auch finden, daß sie an sich un-

verständlich sind, und zum erstenmahle nicht anders, als von ohngefehr, endlich aber wegen der eingeführten Gewohnheit verstanden werden. So sage man Leuten, die besagte Art zu reden nicht kennen, daß man z. E. täglich im Wolf, im Busch, im Müller u. s. f. lese; so wird man finden, daß sie den besonderen Nahmen bald vor den Ort, bald vor den Titel eines Buchs, bald vor das Buch nehmen werden. Und man seze sich selber in diesen Zustand, und stelle sich vor, so etwas zum erstenmahle zu hören; so wird man leicht merken, daß kein Grund vorhanden sey, warum man eins vielmehr, wie das andere dadurch verstehen solte: Daraus ist demnach klar, daß dieses an sich nicht verständlich sey. Wir verstehen es aber jezo, weil man es längst unter die Tropen gesezet und zu einer Schönheit gemacht hat, weil es daher überhaupt gebräuchlich, und uns selber zur Gewohnheit geworden ist.

§. 174.

Bey der Synechdoche findet man es eben so. Nach der gemeinen Erklärung ist selbige ein Tropus, da man das Ganze vors Theil, oder das Theil vors Ganze sezet. Und hieher rechnet man, wenn 1) das Geschlecht vor die Art, oder diese vor ein darunter begriffenes einzeles Ding, oder 2) ein besonderes Ding oder die Art vors Geschlecht, wenn 3) das Glied oder Theil vors Genze, 4) das Ganze vor ein Theil gesezet wird. Endlich rechnet man es 5) hieher, wenn etwas vergrössert oder verkleinert wird. Wer wolte

nun

nun behaupten, daß die angegebene Verhältnis der Theile und des Ganzen, der besonderen Dinge und der Arten und Geschlechter einen zulänglichen Grund geben, warum man eins mit dem anderen verwechseln könne, ohne unverständlich zu werden? Saget jemanden, Mevius habe sich eine schöne Stube erbauet, oder einen Laubgang angelegt, und verstehet darunter, wo ihr könnet, ein ganzes Gebäude, oder einen ganzen Garten: meinet ihr wohl, daß der andere dieses errathen solte? Oder leget dem ganzen Garten oder dem ganzen Gebäude bey, was ihr nur bloß von einer Terrasse oder von einem Zimmer von einer Treppe u. s. f. verstehen und sagen sollet: wird es weniger unverständlich seyn? Wird jemand euren Sinn errathen, wenn ihr, nur statt der Mohren, alle Menschen schwarz nennet? Oder wenn ihr nur den Hottentotten, an statt des ganzen menschlichen Geschlechts, Vernunft zueignet u. s. f?

§. 175.

Man versteht indessen die mehresten besonderen Redensarten, welche man zur Synechdoche rechnet: und dieses ist wiederum leicht zu begreiffen, weil solches in der That eigentliche Ausdrücke sind. Von der hiehergerechneten Hyperbole und Litote ist solches ganz handgreiflich. Wo wird die Bedeutung geändert, wenn ich eine Sache, der Absicht gemäß, grösser oder kleiner und geringer vorstelle, wie sie in der That ist? Wenn man hieraus Tropen machen will, so kommt es mir eben so vor, als

wenn man einem Portrait eine hieroglyphische Bedeutung zueignen wolte, weil es, nach verschiedenen Absichten, sehr groß oder sehr klein gemahlt ist. Von der Benennung des Geschlechts, statt der Art oder eines besonderen Dinges, ist die Sache auch leicht auszumachen. Der Begrif des Geschlechts passet auf alle darunter begriffene Arten und einzele Dinge, ob sie gleich sonst noch ihre eigene Bestimmungen haben. Nun hat man entweder auf den besonderen Unterscheid der vorhabenden Art u. s. f. zu sehen, oder nicht. Hat man eine Sache bloß zu betrachten, insoweit sie zu einer gewissen Gattung gehöret, ohne auf den besonderen Unterscheid zu sehen: so kan man ihr auch den Namen des Geschlechts im eigentlichen Verstande beylegen, wenn nur bekannt ist, wovon man redet. Z. E. ich bin aufm Lande gewesen, und komme den Augenblick in die Stadt. Im Gegenfall aber hat dieses nicht statt, ohne unverständlich zu werden: wie die gegebene Exempel (§. 174.) zeigen. Die Verwechselung der Theile und des Ganzen kan man ebenfals ohne Mühe eigentlich erklären. Was nemlich dem Theile begegnet, begegnet insoweit auch dem Ganzen: und daher kan man so etwas sowohl dem Theile, als dem Ganzen beylegen, so oft man nicht auf den besonderen Unterscheid von beyden zu sehen hat. Und so ist es einerley, ob ich sage: ich bin betrübt oder meine Seele ist betrübt, das Hauß ist ausgebessert oder diese und jene Theile sind ausgebessert. Hat man aber genau zu unterscheiden, was dem

Ganzen oder dem Theile zukommt; so muß man nothwendig unverständlich werden. Den Namen einer Art oder wohl gar eines besonderen Dinges vors ganze Geschlecht zu sezen wird niemand leicht vor verständlich und untadelhaft halten, der nur weiß, wie einzele Dinge, Arten und Geschlechter von einander unterschieden sind. Geschiehet es ja zuweilen so daß man aus dem übrigen mit genauer Noth schliessen kan, was der Urheber haben wolle; so kan man solches, des Sylbenmaasses und anderer dergleichen Ursachen halber, entschuldigen: Aber eben deswegen weil es einer Entschuldigung bedarf, bleibt es doch ein Fehler. Ist ein besonderer Name, wie z. E. Mecaenas, mit der Zeit auf eine ganze Art gezogen worden; so ist hier nichts uneigentliches: wie ein jeder von selbsten sieht, wenn er nur nach Begriffen urtheilet.

§. 176.

Bey der Ironie wird die Bedeutung niemals geändert; und also gehöret sie ebenfals nicht unter die Tropen. Sage ich z. E. zu meinem Freunde, der sein Wort nicht gehalten hat: Das ist wahr, sie sind ein Mann von Parole, oder: ich bin ihnen doch verbunden, daß sie ihr Versprechen so richtig erfüllet haben: so ist dieses eine ironische Redensart. Aber wo ist hier der verblühmte Verstand? Ich verknüpfe würklich die Begriffe damit, die ihre eigentliche Bedeutung ausmachen; ich meine aber solches nicht im Ernste, und habe die Absicht, dem

anderen seine Nachläßigkeit auf diese Art zu verweisen. Der andere verknüpft ebenfals keine andere Gedanken damit: da er sich aber gleich erinnert, daß er sein Versprechen nicht gehalten habe, so siehet er freylich wohl, daß er solches nicht im Ernste aufnehmen könne. Und so ist es in allen übrigen Fällen, wenn man nur Aufmerksamkeit und Fähigkeit genug besizet, die verschiedenen Würkungen der Seele zu unterscheiden. Und noch deutlicher erhellet dieses, wenn der andere nicht gleich weiß, worauf man ziele: als wenn in dem gegebenen Beyspiele mein Freund sich nicht gleich erinnert, von was vor einem Versprechen ich rede. Denn so weiß er noch nicht, ob er diese Anrede im Ernste aufzunehmen habe, oder nicht: und es entstehen also noch nicht alle die Gedanken in ihm, die man zu erwecken suchet. Aber verknüpft er deswegen noch keine oder zum wenigsten nur diejenigen Gedanken nicht mit meinen Worten, die ihre eigentliche Bedeutung ausmachen? Fraget er nicht, was es vor ein Versprechen sey, vor dessen Erfüllung ich mich ihm verbünden erkenne? Zeigt aber diese Frage nicht deutlich genug an, daß er meine Worte in ihrem eigentlichen Verstande nehme?

§. 177.

Wir haben alles dieses nur kürzlich berühret; weil wir sonst hievon einen Traktat hätten schreiben müssen. Wer also der Sache selber weiter nachdenken wird, kan zwar noch viele Fälle und Redensarten finden,

die

die auf eine ganz besondere Art müssen ausgewickelt und erkläret werden. Eine richtige Kenntnis der Sache und eine aufmerksame Beobachtung unserer Seele wird uns aber allenthalben aushelfen, und zeigen, daß entweder ein eigentlicher Verstand in solchen Redensarten stecke, oder daß die blosse Gewohnheit ihnen ihre natürliche Dunkelheit benehme. Man merke nur kürzlich, daß 1) eine Erklärung oder der Gebrauch eine jede Redensart eigentlich mache, daß 2) ein Ausdruck deswegen nicht verblühmt werde, weil er neben der eigentlich bedeuteten Sache auch an etwas anders zu denken Gelegenheit giebt, daß 3) ein Wort deswegen nicht verblühmt heissen könne, wenn wir solches aus Nachläßigkeit, Zerstreuung und anderen dergleichen Ursachen da sezen, wo wir sonst, bey mehrerer Achtsamkeit, ein anderes gebraucht hätten, daß es 4) eben so wenig verblühmt sey, wenn man unbestimmt spricht, es mag solches mit Bedacht, oder aus Unachtsamkeit geschehen, daß es 5) nicht uneigentlich sey, wenn wir bey ganz bekannten Dingen nur etwas und das hauptsächlichste von unseren Gedanken ausdrücken, und dem Zuhörer das Vergnügen überlassen, aufs übrige gleichsahm von selber zu kommen, u. s. f. Alles dieses wird niemand läugnen, der nur die Begriffe des eigentlichen und uneigentlichen überhaupt recht verstanden hat. Es kan auch diese ganze Sache durch die Bilder erläutert werden, insoweit selbige eben so wie die Worte zu Zeichen der Sachen dienen. Soll hier die hieroglyphische Be-

deutung derselben sogleich von selbsten in die Augen fallen; so muß zwischen der Figur, ihren Theilen und der Verbindung derselben, und zwischen der innern Beschaffenheit der bedeuteten Sache eine Aehnlichkeit seyn, die leicht zu bemerken ist. Ist aber dergleichen Aehnlichkeit nicht vorhanden; so kan man die Absicht des Urhebers nicht einsehen, es sey denn daß er selbige selber bekannt, und die Zeit sie gemein macht. Wenn z. E. ein Fremder die vorgestelten Thaten Ludwigs des vierzehnten, in der grossen Gallerie, zu Versailles, zum erstenmahl erblicket, so wird er zwar vieles der Aehnlichkeit wegen sogleich einsehen, aber vieles wird ihm, ohne Erklärung eines andern, allezeit unverständlich bleiben. Dieses kommt den Bildern zu, insoweit sie Zeichen der Sachen abgeben, und also insoweit sie mit den Worten unter ein Geschlecht gehören. Also muß dasselbe nothwendig auch bey der Vorstellung durch Worte statt haben. Soll der andere sogleich eine gewisse Bedeutung der Worte, die ihm nicht bekannt ist, von selbsten, ohne Erklärung, einsehen: so muß sich selbige auf eine Aehnlichkeit gründen, die leicht zu bemerken ist. Doch genug hievon.

§. 178.

Wir haben oben (§. 169.) aus dem gewöhnlichen Begrif der Tropen bewiesen, daß sie nicht anders können gebraucht werden, als in Ermangelung eigentlichen Ausdrücke und wenn sie zur Absicht geschickter sind. Es mag also jemand unsere übrige

Gedan-

Gedanken billigen, oder nicht, so kan er doch dieses nicht läugnen. Sind nun dieses so allgemeine Fälle, daß sie in allen Reden und Schriften vorkommen können und müssen, wo man nicht alle Worte erkläret; so müssen selbige sowohl in Versen, als in Prosa, sowohl in Poesien als anderwerts vorkommen. Vielleicht aber kommen die Tropen doch in Versen und Poesien häufiger vor, wie in ungebundenen und solchen Schriften, die zur Poesie nicht gehören. Wenn dieses wäre, so müste nothwendig in den verschiedenen Absichten dieser Schriften ein Grund hievon vorhanden seyn; weil man allezeit der Absicht gemäß schreiben muß (§. 151). Wo findet man aber diesen Grund? Warum kan man anders vernünftiger Weise in Versen schreiben, als entweder dem Gedächtnis behülflich zu seyn, oder die Ohren zu belustigen (§. 148. seqq)? Besteht das Wesen einer Poesie in Versen; was kan dieselbe vor andere Absichten haben, als eben dieselbe (§. 150)? Besteht sie in Erdichtungen; was kan man ihr vor einen andern Endzweck sezen, als die unvermerkte Belehrung und Ueberredung (§. 140)? Nimmt man endlich aus allen andern Begriffen, welchen man will; was kan sie vor eine andere Absicht haben, als die Mittheilung oder Ueberredung (§. 121)? Wo findet man nun etwas in allen diesen Absichten, was einen zureichenden Grund vom häufigern Gebrauche der Tropen abgeben könnte? Von Gedächtnisversen kan solches niemand auch nur mit dem geringsten Scheine behaupten. Von denjenigen

Schriften, die zur Belustigung des Gehörs in Versen abgefaßt werden, haben wir schon mehr wie einmahl gesehen, daß hiedurch im übrigen die Absicht der Schrift, und also auch die Schreibart (§. 151.) nicht im geringsten geändert werde. Die Mittheilung und Ueberredung derselben Sache erfodert, daß dem andern dieselbe Gedanken, dieselbe Begriffe, Gründe und Motiven beygebracht werden, es mag solches frey und offenbahr oder verdeckt und unvermerkt geschehen sollen: also ist auch hier zu einer veränderten Schreibart kein Grund verhanden. **Folglich geschiehet es denn freylich ohne Grund, wenn man der gebundenen Rede oder den Poesien die tropische Art zu reden mehr zueignet, als prosaischen und solchen Schriften, die zur Poesie nicht gerechnet werden.**

§. 179.

Nun kommen wir zu den Figuren. Diese erklären die mehresten, daß sie in der Abweichung von der gemeinen und gewöhnlichen Art zu reden bestehen. Einige sezen hinzu, daß diese ungewöhnliche und verbesserte Form der Säze sowohl bey eigentlicher als uneigentlicher Bedeutung statt habe: um sie von den Tropen zu unterscheiden. Wieder diese Erklärungen hat schon Fr. Robortellius eingewandt, daß die sogenannte Figuren im gemeinen Umgange und in den Reden der gemeinsten Leute anzutreffen seyn, und daß sie also nichts ungemeines

nichts

nichts ungewöhnliches in sich hätten, und noch weniger dadurch zu unterscheiden wären. Und obgleich Vossius diesen Einwurf einen Traum nennet, der Wachenden nicht gefallen kan, ob er sich gleich bemüht darauf zu antworten; so wird man doch finden, daß dieser Traum des Robortellius einen viel zu festen und unbeweglichen Grund habe, als daß er von den angeführten schwachen Gründen des sonst gelehrten Vossius das geringste zu befürchten hätte. Wir wollen uns hiebey nicht aufhalten. Aller Streit wegen einer Erklärung ist unnüz und läuft endlich auf ein Wortstreit hinaus, so lange man selbige nicht vollkommen versteht. Sie sezen die Figuren der natürlichen, gemeinen und gewöhnlichen Art zu reden entgegen. Wie nun alle dergleichen notiones priuatiuae ihr Licht von der entgegen gesezten bejahenden Idee entlehnen müssen: so kan man auch besagte Erklärung nicht verstehen, bevor man weiß, was sie natürlich, gemein und gewöhnlich nennen. Hierüber erklären sie sich nicht ausdrücklich: und wenn man ihre Reden und Ausdrücke, in dieser Absicht untersuchet, wird man fast allenthalben finden, daß sie es gemein, gewöhnlich nennen, wenn man ohne Frage, Ausruf u. s. f. kurz wenn man ohne Figuren redet. Nun seze man sich diese Begriffe auf. Man nenne es gewöhnlich, wenn man ohne Figuren redet; man nenne es figurirt, wenn man von der gewöhnlichen Art zu reden abweicht: wird hier nicht ein offenbarer Cirkel begangen? Ist es nicht eben so viel, als wenn man sagte:

Figuren sind Figuren? Und macht uns diese Erklärung wohl klüger, wie wir vorher gewesen? So lange man keine andere Erklärung hat; kan man zwar aus den gegebenen Exempeln klare Begriffe von den besonderen Arten der Figuren z. E. der Frage, dem Ausruffe, u. s. f. überkommen: aber von den Figuren überhaupt hat man gar keinen Begrif. Einige neuere Franzosen und Deutsche haben zwar gesucht, die Figuren auf eine andere Art zu erklären, die aber auch nicht Stich hält. Sie sagen, es sey die Sprache der Affekten, es seyn diejenige Arten zu reden, wodurch wir die heftigen Leydenschaften unseres Gemüths an den Tag legen. Nun ist es wahr, daß einige wenige Figuren nicht leicht ohne eine heftige Gemüthsbewegung gebraucht werden. So wird der Ausruf, die Sprach- und Personendichtung, die Apostrophe, u. s. f. fast allezeit aus einem gerührten Gemüthe herkommen. Aber sind dieses nur Figuren: wo bleiben die Beschreibung, Abschilderung, Zergliederung? Wo bleiben Antithesis, Ellipsis, Synonimia, Asyndeton, Polysindeton, Anaphora, Epiphora? Wo bleiben Occupatio, Confessio, Communicatio, Praeteritio? Alle diese Arten zu reden sezen sie selber unter die Figuren: aber alle diese Figuren können nicht allein im Affekte, sondern auch eben sowohl von einem ganz ruhigen Gemüthe gebraucht werden: wie niemand läugnen wird, der sie nur einigermaassen kennet. Wie kan man nun aber die Figuren überhaupt durch so etwas erklären, was nur den wenigsten Arten beständig zukommt,

kommt, und bey den übrigen eine blosse Zufälligkeit ist.

§. 180.

Worinn bestehen denn endlich die Figuren überhaupt? Es ist dieses so leicht nicht zu sagen. Man hat durch die Länge der Zeit diese Sache so verwirret, man hat so mancherley Arten zu reden hieher gerechnet, daß es auch dem geschicktesten schwehr fallen solte, eine allgemeine Erklärung zu geben, welche nüzlich und fruchtbahr wäre, und doch alle diese so sehr verschiedene Arten enthielte. Wir wollen hievon so viel anzeigen, als zu unserem Zwecke nöthig ist. Man hat die Figuren längst in Wort- und Sachfiguren unterschieden. Das allgemeinste, was man bey den Wortfiguren antrift, ist eine gewisse Wiederholung der Thöne und Ausdrücke: und diese ist auf vielerley Art unterschieden, nachdem es entweder nur Thöne oder Sylben, oder Wörter, oder endlich ganze Redensarten sind, die man wiederholet, nachdem sie entweder dem Klange oder der Bedeutung nach, einerley oder nur ähnlich sind, nachdem die Wiederholung in demselben oder im folgenden Satze, im Anfange oder Ende der Säze geschiehet u. s. f. Indessen bleiben noch einige übrig, so man hieher nicht zehlen kan. Die Ellipsis läßt im Ausdrucke etwas aus, so der andere leicht ersezen kan. Der Pleonasmus sezet mehr im Ausdrucke, als dem blossen Verstande nach, nöthig wäre. Asyndeton ist ein Mangel, wie Polysindeton eine Häufung

fung der Bindewörter. Diese haben also nichts gemein, als einen untadelichen Mangel oder Ueberfluß im Ausdruck. Die Sachfiguren unterscheiden die älteren in Erweiterungsfiguren und in Sachfiguren insbesondere. Zu den ersten rechnet man Gründe, Vernunftschlüsse, Beschreibungen und Abschilderungen, Eintheilungen, Gegensätze, Vergleichungen, Lehrsprüche, Erklärungen u. s. f. Die Sachfiguren endlich insbesondere haben dieses gemein, daß sie, neben dem Verhältnisse der Sachen, auch die Verhältnis des Gemüths dagegen an den Tag legen. Alle Sätze nemlich drucken die Verknüpfung oder Trennung oder überhaupt die Verhältnis der Sachen und Begriffe aus. Wenn man aber in seinen Sätzen die Verhältnis der Begriffe, auf solche Art, ausdruckt, daß unser Gemüthszustand, insoweit er sich darauf bezieht, daraus zugleich hervorleuchtet: so entstehen diese Figuren. Und diese können auf vielerley Art unterschieden seyn, nachdem wir, ausser dem Urtheile selbst, auch unsere Gewisheit oder zweiffelhaftes Gemüth, unsere Verwunderung, Sehnsucht, unsern Abscheu, unsere Leydenschaften u. s. f. zugleich an den Tag legen. Wenn man nun alle diese so verschiedene Sachen unter einen Namen der Figuren bringen wolte; so müste die Erklärung so allgemein werden, daß eine Figur und ein logischer Satz fast einerley seyn würde: wie ein jeder finden wird, der es untersuchet. Und man hat auch keinen Grund, dieses alles zu verbinden; weil fast ein jedes eine andere Absicht hat, und an einen andern

Ort

Ort hingehöret, wie das andere. Indessen darf man nicht das Kind mit dem Bade ausgiessen, und die ganze Lehre verwerffen. Ein jedes kan an seinem Orte mit Nuzen gebraucht werden. Einige von den Wortfiguren, deren wir zuerst gedacht, geben eine Art des Wohlklangs, die auch in der ungebundenen Rede statt hat. Die lezteren Wortfiguren geben untadeliche Arten zu reden ab, davon man an seinem Orte wo man nemlich vom Ausdrucke der Gedanken handelt, Grund geben muß. Die sogenannten Erweiterungsfiguren gehören alle zur Erklärung, Erläuterung und Bestätigung einer Sache: und wenn man am rechten Orte gelernet hat, was dieses alles auf sich habe, und wie und wo etwas beschrieben, erklärt, erläutert und bewiesen werden müsse; so enthalten sie, als Figuren betrachtet nichts neues, und sind als was unnüzes und überflüßiges anzusehen. Die Sachfiguren aber insbesondere sind diejenigen, die man meinem Bedünken nach allein Figuren zu nennen Grund hat. Sie geben eine besondere Gattung von Reden ab, und machen auf diese Art eine besondere und wichtige Lehre aus. Denn es ist viel daran gelegen, zu wissen, ob man nur bloß die Verhältnis der Sachen anzuzeigen habe, oder ob man auch zugleich einen gewissen Gemüthszustand an den Tag legen solle, und auf was vor Art dieses in jedem Falle am besten geschehen könne. Aber freylich müste man in dieser Absicht noch manches hinzusezen, und manches anders einrichten. Wenn man sich bemühen wird, die philologischen

Wissen-

Wissenschaften gründlicher, wie bißher, abzuhandeln, und sie in einen systematischen Zusammenhang zu bringen; so wird sich von selbsten zeigen, wozu ein jedes nüze, und wo es hingehöre: und alsdann hoffe ich wird man unsere Gedanken bestätiget finden.

§. 181.

Von dem Gebrauche der Figuren wollen wir nicht weitläuftig handlen. Wir wollen nur kürzlich anmerken, daß hiebey weder die gebundene Schreibart, noch die Poesie etwas vor anderen voraus habe: und hiebey wollen wir uns nach den gewöhnlichen Begriffen und Eintheilungen richten. Die Sachfiguren, die wir nur allein mit diesem Namen zu belegen vor gut befinden, können und sollen allenthalben gebraucht werden, wo man zu überreden hat. Denn ein jeder weiß aus der Erfahrung, daß man leichter glaube, wenn der Redner selbst überzeugt zu seyn scheinet, daß man ehe wankend werde, wenn man seinen eigenen Zweifel siehet, und daß der Eyfer, die Bewegung, der Affekt des Redners den Zuhörer in Bewegung bringe und anflamme, nicht anders als wenn ein Licht das andere anzündet. Haben nun sowohl prosaische als gebundene, sowohl poetische als andere Schriften oft die Absicht, andere zu überreden; so haben besagte Figuren in einem sowohl wie in dem anderen Falle statt (§. 151). Man kan auch einer Art Schriften nicht häufiger Sachfiguren zueignen, wie der anderen. Denn dieses gründet sich ebenfals in den besonderen Um-

ständen der Absicht: und in diesem Stücke ist wiederum kein Unterscheid bey diesen Schriften. Die so genannten Erweiterungsfiguren haben allenthalben statt, wo man Sachen zu beschreiben, zu erklären, zu erläutern und zu bekräftigen hat. Und dieses findet man nun wiederum sowohl bey prosaischen als gebundenen, so wohl bey poetischen als solchen Schriften, die niemand zur Dichtkunst rechnet: wie niemand läugnen kan, der nicht die grösten Ungereimtheiten zu verdauen im Stande ist. Also kan man auch diese weder in Versen noch in poetischen Schriften häufiger suchen, wie anderwerts. Die besagte Wortfiguren endlich erfodern nichts, als entweder eine Wiederholung gewisser Thöne und Worte, oder einen erlaubten Mangel oder Ueberfluß im Ausdrucke. Wer siehet also nicht gleich, daß sie allenthalben statt haben, wo Gedanken durch Worte auszudrucken sind, und daß hier unter besagten Schriften kein Unterscheid zu machen sey? Wenn man auf die Ausübung siehet, so findet man auch, daß alle besagte Arten von Figuren in allen genannten Arten von Schriften bey gleichen Umständen gleich häufig gebrauchet werden. **Was hat man also vor Grund, die Figuren weder der gebundenen Rede noch den Poesien mehr, wie den anderen Schriften, zuzueignen?**

§. 182.

Ueber alles dieses ist man noch gewohnt, eine verwegenere Schreibart, als eine Eigenschaft sowohl

der gebundenen Rede, als der Poesie anzugeben. Wo ich nicht irre, so geht diese Verwegenheit bloß auf den Gebrauch neuer Wörter und auf die Anwendung der Tropen und Figuren wie auch auf die erhabene und pathetische Schreibart. Erstlich nennet man jemand verwegen, im Absehen auf den Gebrauch neuer Wörter. Dieser aber hat seine vorgeschriebene Regeln. Entweder ich muß sie erklären, oder sie müssen sogleich ohne Erklärung können verstanden werden. Sollen sie unerklärt verstanden werden; so müssen sie nach der Analogie der Sprache und zwar aus solchen Worten zusammen gesezet werden, die sowohl dem Thone als der Bedeutung nach bekannt sind, und deren einfache Bedeutung zusammen genommen den gehörigen Verstand an die Hand giebet. Diese Regeln sind die Grenzen obiger Verwegenheit: und man kan selbige niemals überschreiten, ohne der Vernunft und der Absicht der Rede zuwider zu handeln. Wenn man aber in den gehörigen Schranken bleibt; so ist solches nicht nur in Versen und poetischen Schriften, sondern allenthalben erlaubt. Und so haben alle übrige Arten der Verwegenheit ihre gesezte Grenzen, die nicht zu überschreiten sind: im übrigen sind sie an keine gewisse Art von Schriften gebunden. Entweder es ist überhaupt erlaubt, bey den vorhabenden Sachen und Umständen so hizig zu reden, so erhabene Ausdrücke, Tropen, Figuren, Bilder u. s. f. zu brauchen, oder es ist nicht erlaubt. Wenn z. E. die Schrift von Gott saget, daß er auf den Wolken

sitze, von den Fittigen der Winde getragen werde, daß der Donner seine Gegenwart verkündige, daß die Flüsse sich zurück ziehen, das Meer fliehe, die Hügel zittern, die Berge wie Wachs zerschmelzen, daß Himmel und Erde ihn hören, und die ganze Natur vor dem Angesicht ihres Schöpfers bebe u. s. f: so sind diese Ausdrücke entweder erlaubt, oder nicht. Sind sie erlaubt, so muß man sie allenthalben anwenden können, wo man in derselben Absicht von Gott zu reden hat (§. 151). Da nun nach den oft erwehnten Gründen klar ist, daß die besondere Absichten der Verse und der Poesien nichts besonders in der Schreibart erfodern: so kan man ihnen wiederum, mit keinem Grunde, eine verwegenere Schreibart zueignen.



V. Hauptstück.

Von dem wahren und besten Begrif der Dichtkunst.

§. 183.

Wir haben uns bißher bemüht, das fürnehmste
ı dem, was hier in Betrachtung kommt, zu un-
uchen. Wir haben vom Endzwecke der Poesie
ıandelt. Wir haben auch dasjenige betrachtet,
s man zum Mittel derselben machet, und wodurch
n sie hauptsächlich zu unterscheiden sucht. Bey
:m diesen haben wir uns nicht viel mit den strei-
den Meinungen selbst aufgehalten. Vielmehr
ɔen wir uns bemüht, alles, soviel es sich hat thun
'en, durch deutliche Begriffe zu erklären, und
f feste Gründe zu sezen. Die Befestigung der
arheit ist das beste Mittel, Irrthümer zu wieder-
en und Vorurtheile zu entkräften. Nunmehro
es, nach den oben (§. 15. 74.) gemachten Re-
n, Zeit, zur Wahl eines Begrifs selber zu schrei-
. Lasset uns also die verschiedenen Begriffe durch-
ıen, und nach geschehener Prüfung einen davon
tsezen.

§. 184.

Wir wollen vom gemeinen Begriffe den An-
ıg machen. Man weiß aus dem I. Abschnitte
18. 61), daß nach demselben nichts weiter zu
einer

einer Poesie erfodert werde, als die gebundene Schreibart. Ist diese hier das einzige Merkmahl eines Gedichts; und dienet sie zu nichts, als entweder dem Gedächtnisse zu helffen, oder die Ohren zu belustigen (§. 148. seqq): Kan also auch eine Poesie in diesem Falle keine andere Absicht haben (§. 150): so theilen sich, nach diesem Begriffe, alle Gedichte ein in Gedächtnisverse und solche Schriften, die zur blossen Belustigung der Ohren in Versen abgefaßt sind; sie mögen sonst vortragen, was sie wollen.

§. 185.

Weiter siehet ein jeder gleich, daß nach diesem Begriffe kein Vorzug eines Poeten und Gedichts vor dem andern statt habe, als im Absehen auf die Güte und Regelmäßigkeit der Verse. Denn es wird, nach diesem Begriffe, etwas ein Gedicht genennet, insoweit es in Versen geschrieben ist. Besteht nun die gebundene Schreibart bloß in der Art des Wohlklangs, die aus der Reimordnung, oder aus dem Sylbenmaasse, oder aus beyden zugleich entstehet (§. 109); und hält dieses weiter nichts in sich, als eine durchgängige und ununterbrochene Ordnung der Thöne und Sylben, ohne im geringsten auf die Beschaffenheit der Sachen und Gedanken sich zu beziehen (§. 108): so ist klar, daß bey diesem Begriffe der Poesie der Vorzug der Gedanken nicht in Betrachtung komme,

und daß man die Güte und den Vorzug der Gedichte, insoweit sie Gedichte sind, nur bloß aus der Regelmäßigkeit der Verse beurtheilen müsse.

§. 186.

Wenn man diesen Begrif annimmt, so muß man zugeben, daß jemand überhaupt ein schlechter Scribent und doch ein guter Poet seyn könne. Wir haben nemlich gesehen, daß nach diesem Begriffe kein weiterer Vorzug eines Gedichts vor dem anderen statt habe, als im Absehen auf die Regelmäßigkeit der Verse (§. 185). Nun geht es gar wohl an, daß eine Schrift aus reinen, fliessenden und mit einem Worte aus regelmäßigen Versen bestehe, und doch als ein Brief, Rede u. s. f. betrachtet, wieder alle Regeln verstosse und keinen gesunden Gedanken enthalte: wie so viele würkliche Beyspiele zeigen. Folglich können freylich, nach diesem Begriffe, die schlechtesten Scribenten und Redner gute Poeten seyn.

§. 187.

Nach diesem gemeinen Begriffe kan die Poesie unmöglich diejenige Hochachtung behaupten, die man jederzeit davor bezeiget hat. Denn es wird hier nichts erfodert, als die gebundene Schreibart (§. 18. 61): und also ist sie, in diesem Verstande nichts anders, als die sogenannte Versmacherkunst: wie man augenscheinlich siehet. Diese ist nun bey den Deutschen und bey allen denje-

nigen,

nigen, so Reimordnung und Sylbenmaaß zugleich beobachten, unstreitig die vollkommenste (§. 110). Aber wenn man auch alles zusammen nimmt, was zur deutschen Verskunst gehöret; so ist es doch sehr wenig und geringschäzig: und ein mäßiger Geist kan darinn durch Uebung zu einer grossen Fertigkeit gelangen. Uebrigens sind die Fälle nicht so sehr häufig und wichtig, wo man die Verse mit mehr Nuzen anwenden kan, als die prosaische Schreibart, wenn man sich hiebey nicht durch die Gewohnheit bethören läßt (§. 148. seqq). Sind nun die erforderliche Fähigkeit und der Nuzen einer Kunst, die Gründe und das Maas ihrer Hochachtung; so könnte man freylich die Dichtkunst, in diesem Falle nicht so sehr hochschäzen: und die Alten hätten insonderheit ihre Ehrerbietung sehr unbillig verschwendet, da ihre Verse ungleich unvollkommener waren.

§. 188.

Endlich ist noch diese Schwierigkeit bey diesem Begriffe, **daß er mit einer gründlichen und systematischen Abhandlung der Philologie nicht wohl bestehen könne.** Wir müssen uns aber einen weitläuftigern Begrif von den Grenzen dieser Wissenschaft machen, als wir vielleicht bißher gehabt haben. Die Gewohnheit hat uns gleichsahm in ein Thal geführet, und dadurch unseren Gesichtskreis so eingeschränkt, daß wir nur einen geringen Theil übersehen können. Lasset uns aber deswegen nicht schliessen, daß das Land dieser Wissenschaft so klein

seyn, als es uns bißher geschienen. Lasset uns nur die Gewonheit verlassen, und eine richtige Vernunft zur Begleiterin annehmen. Diese wird uns in kurzer Zeit auf eine Höhe bringen, wo unsere Blicke weit über die vorige Grenzen gehen, und wir werden so dann nicht allein deutlich sehen, daß die schon bekannte Gegenden ganz anders beschaffen sind, sondern auch viele Theile und Länder entdecken, die wir nicht gekannt haben. Alle nur erdenkliche Arten von Reden und Schriften müssen sich nach den Gesezen der Philologie richten. Alles was durch die Sprache nur möglich ist, alles was durch Worte bey anderen kan gewürkt werden, das gehöret zu dieser Wissenschaft (§. 8). Nun haben wir gezeigt, daß alle solche Schriften entweder auf die blosse Mittheilung, oder auf die Ueberredung gehen (§. 121). Folglich sind alle Disciplinen Theile der Philologie, welche uns lehren, historische sowohl als dogmatische Sachen entweder bloß mittheilen, oder auch andere davon überreden. Diese praktische Theile aber erfodern eine sehr weitläuftige Theorie, wenn sie gründlich sollen abgehandelt werden. Wir brauchen allgemeine Grundsäze von der Ueberredung sowohl der erkennenden als wollenden Kraft. Wir brauchen Lehrsäze sowohl von der Vorstellung und Mittheilung überhaupt, als von dem Ausdrucke durch Worte insbesondere: und dieses leztere theilet sich in die allgemeine Sprachkunst, von der Natur und Beschaffenheit der Sprache und Worte überhaupt, und in die Kunst seine Gedanken in allen Fällen durch Worte geschickt auszudrucken. Zu

diesem

diesem allen finden wir zwar die ersten Gründe in der Philosophie: um es aber so auszuführen, wie es der Gebrauch und die Absicht der Philologie erfodert, wird, wo ich mich nicht betrüge, eine jede von diesen Materien einen besonderen und weitläuftigen Theil ausmachen. Nun lasset uns nach dieser Betrachtung einen Blick auf obigen gemeinen Begrif thun. Von der Natur und Beschaffenheit der gebundenen Schreibart wird nothwendig in demjenigen Theile müssen geredet werden, darinn man von den mancherley Arten seine Gedanken durch Worte auszudrucken handelt. Wenn und wie aber diese Schreibart anzuwenden ist, und was noch sonsten hiebey in besonderen mittheilenden und überredenden Schriften zu beobachten vorkömmt, das wird in den praktischen Theilen zerstreut ein jedes an seinem Orte vorkommen müssen. Also wird es freylich schwehr angehen, bey einer gründlichen Abhandlung der philologischen Wissenschaften, dieses alles zu verbinden, und einen besonderen Theil daraus zu machen. Und wenn auch diese Schwierigkeit zu heben wäre; so hat man eben so wenig Grund, von der gebundenen, als von einer jeden der übrigen Schreibarten eine besondere Wissenschaft zu machen: Denn ihr Gebrauch ist weder weitläuftiger noch wichtiger, wie vieler anderer Gattungen des Styls.

§. 189.

Viele haben diesen gemeinen Begrif zu verbessern gesucht, und der gebundenen Rede mehr Lebhaftigkeit, Feuer, Pracht, Zierlichkeit und Verwegenheit

heit zugeeignet, um dadurch die Poesie von der blossen Verskunst zu unterscheiden, und ihre einmahl erworbene Hochachtung zu behaupten (§. 67). Aber dieser Begrif ist ganz ungereimt und verwerflich. Erstlich kan man leicht sehen, daß er mit einer gründlichen Philologie gar nicht bestehen könne. Denn so bald man die kurz vorher gemachten Anmerkungen betrachtet, so kan man nicht läugnen, daß die Lehre von der Natur und Beschaffenheit aller dieser Schreibarten in diejenige Wissenschaft gehöre, die vom Ausdrucke der Gedanken handelt, daß hergegen der rechte Gebrauch derselben in besonderen Fällen in den praktischen Theilen zerstreut gelehret und bestimmet werden müsse, und daß sich also die philologischen Wissenschaften natürlicher Weise in die hiehergehörigen Materien und Regeln theilen müssen, wenn sie systematisch sollen abgehandelt werden. Wie will man dieses nun in eine Wissenschaft verbinden? Die Dichtkunst wird gewöhnlicher maassen zulezt und nach der Redekunst abgehandelt: und nach diesem Begriffe wäre solches ebenfals nothwendig. Es kan sowohl die gebundene Rede (§. 147. seqq.) als alle übrige hier genannte Schreibarten in allerhand Gattungen sowohl mittheilender, als überredender Schriften gebraucht werden (§. 151-182). Um nun alle Regeln hievon vor alle Fälle zu geben, würden freylich alle übrige sowohl theoretische als praktische Theile von beyder Art Schriften zum Grunde gesezet. Wolte man nun die Dichtkunst, nach diesem Begriffe, zulezt abhandlen; so müste man nothwendig alles hieher gehörige entweder

in den vorhergehenden Wissenschaften auslassen, oder man müste es sowohl dort wie hier, und also doppelt abhandeln. Dieses leztere wäre ungereimt und geschähe ohne allen Grund: Das erste aber geht unmöglich an. Wenn man auch die Lehre von der gebundenen Schreibart in den übrigen Wissenschaften weglassen, und biß hieher verspahren könnte; so geht doch dieses mit den übrigen Gattungen der Schreibart nicht an. Denn diese können und müssen, nach dem schon angezogenen vorigen Capitel, in allen Arten überredender Schriften angewendet werden: und also ist die Lehre davon in den vorhergehenden Theilen unentbehrlich, und die Redekunst sezet sie nothwendig zum Grunde. **Folglich reimt sich dieser verbesserte gemeine Begrif gar nicht mit einer systematischen Philologie.**

§. 190.

Aber auch ohne sein Absehen auf die Einrichtung der Philologie zu richten, hat dieser Begrif nicht den geringsten Grund, man mag ihn betrachten, auf welcher Seite man will. Entweder man gründet sich, mit einigen, auf eine nothwendige Verbindung der angegebenen Schreibarten mit der gebundenen Rede, und hält es vor einerley in Versen schreiben und lebhaft, feurig, erhaben u. s. f. schreiben; oder man ist, mit andern, etwas bescheidener, und giebt zwar Verse zu, die dieser Schreibarten nicht nöthig haben, rechnet aber nur solche Schriften zur Poesie, welche mit der gebundenen auch die übrige besagte Schreibarten

ten verknüpfen. Von der ersten Meinung kan aus dem vorigen Capitel (§. 151 - 182.) leicht geurtheilet werden. Wir haben uns daselbst bemüht, von allen den Schreibarten, die man hier zu nennen pflegt, deutliche Begriffe zu geben. Wir haben von jeder insbesondere gezeigt, daß sie nicht mehr der gebundenen als der ungebundenen Rede könne zugeeignet werden; und daß hier so wenig eine nothwendige Verknüpfung statt habe, daß vielmehr in einigen Fällen z. E. in blossen Gedächtnisversen, die mehresten dieser Schreibarten gar nicht Plaz finden. Wer siehet also nicht, daß dieses ein falscher Wahn sey, der zwar diene die Fehler einiger alten und neueren zu Schönheiten zu machen, aber sonst nicht den geringsten Grund vor sich habe? Vielleicht aber ist die andere Meinung vernünftiger. Laß es seyn, daß beydes nicht nothwendig zusammen gehöre. Laß es seyn, daß es gebundene Schriften gebe, die weder lebhaft noch feurig, weder sinnreich noch prächtig, weder zierlich noch verwegen geschrieben sind. Man findet doch auch Schriften, die besagte Schreibarten mit den Versen verbinden. Was hinderts denn, diese nur allein zur Poesie zu rechnen? So leicht und ungezwungen dieses manchem scheinet, so hat es doch eben so wenig Grund, wie das vorige. Ich will nicht einmahl fragen, wo man denn die übrige gebundene Schriften hinzurechnen habe: Ich will vielmehr zur Hauptsache schreiten. Indem man dieses behauptet, so stellet man sich entweder alle diese Schreibarten in derselben gebundenen Schrift zugleich neben einander

der

der vor, oder man muß doch annehmen, daß eine oder die andere Gattung mit den Versen durchgehends verbunden sey; weil sie sonst kein Merkmahl abgeben könnten. Hievon aber hat eins soviel Grund, wie das andere. Die benannten Schreibarten sind fast alle von der Beschaffenheit, daß sie nicht durchgehends in einer Rede oder Schrift statt haben. So kan ich nicht gleich lebhaft zu reden anfangen, und biß zum Ende damit anhalten: vielmehr muß ich warten, biß meine Leser oder Zuhörer mit den Gründen und Motiven erst bekannt sind, biß die Absicht erfodert, ihre Leydenschaften anzugreiffen, u. s. f. (§. 153). So kan ich nicht viel Wiz zeigen, und sinnreich schreiben, wo das Herz sprechen soll (§. 157). So muß ich in derselben Schrift bald ruhig, bald feurig schreiben, nachdem der Zweck es erfodert (§. 160). So muß sich in derselben Abhandlung die Schreibart mit dem Objekte zugleich erheben, und auch mit demselben zugleich senken (§. 164). Und so muß denn in derselben gebundenen Schrift fast allezeit die hohe mit der niedrigen, die feurige mit der ruhigen, und so die übrigen Schreibarten mit den gegenseitigen Gattungen abwechseln. Wie kan man denn hierinn ein sicheres Merkmahl der Poesie suchen? Würde nicht auf diese Art dieselbe Schrift nach einigen Theilen zur Dichtkunst gehören, nach anderen aber ausser ihrem Bezirk gehen? Stellet man sich aber alle diese Schreibarten zugleich neben einander in Versen vor; so ist solches schlechterdings unmöglich. Wie kan ich sinnreich seyn, wenn ich nicht den Verstand zu belehren, son-

dern

dern das Herz meiner Leser zu bestürmen habe (§. 157. 160)? Muß nicht hergegen das Feuer der Leydenschaften weichen, so bald sich der Wiz anfängt zu regen? Und streiten gleich die übrigen Gattungen nicht auf diese Art mit einander; so haben wir doch schon gesehen, daß fast keine in einer Schrift durchgängig statt habe, ohne mit der gegenseitigen abzuwechseln. Wie können sie denn alle zugleich ununterbrochen neben einander stehen? Da nun dieser verbesserte gemeine Begrif mit einer gründlichen Philologie ganz und gar nicht bestehen kan (§. 189), auch sonst, nach dem vorigen, nicht den geringsten Grund hat, man mag denselben betrachten, auf welcher Seite man will: so wird man mir leicht zugeben, **daß man ihn unmöglich beybehalten könne.**

§. 191.

Wir haben oben alles zum aristotelischen Begriffe gerechnet, was wahrscheinliche Erdichtungen zur Poesie erfodert, und wir haben auf den übrigen Unterscheid, den man noch dabey antrift, nicht gesehen; um eine allzuweitläuftige Eintheilung zu vermeiden. Hier müssen wir aber freylich des Aristoteles eigene Meinung von dem unterscheiden, was einer oder der andere seiner Nachfolger dazu gesezt oder geändert hat. Nach dem Aristoteles selbst ist eine Poesie eine wahrscheinliche Fabel, die angenehm und erbaulich ist (§. 33): und hiebey geht er nur fast allein auf die Vorstellung menschlicher Begebenheiten: wie seine Eintheilung der Poesien zeiget (§. 20). Er

bindet

bindet also die Poesie an Fabeln (§. 77), und zwar mehrentheils an menschliche Fabeln (§. 78): und so schliesset er sowohl Dichtungsbilder, als andere Gattungen von Fabeln aus. Ja er schränket die Poesie noch mehr ein. Denn indem er behauptet, daß die Nachahmung nur auf Handlungen gehe; indem er die Fabel erkläret, daß sie die Nachahmung einer Handlung sey (§. 25): so zeiget er, daß er keine andere Begebenheiten, als Handlungen hieher rechne. Und im VIII. Capitel seiner Poetik verwirft er alle Fabeln, die einen Lebenslauf oder überhaupt so etwas vorstellen, was nicht als eine einzige besondere Handlung kan angesehen werden. Wenn wir dieses alles zusammen nehmen; **so ist nach des Aristoteles Meinung eine Poesie eine solche Fabel, die eine einzige Handlung vorstellet, und die dabey wahrscheinlich, angenehm und erbaulich ist.**

§. 192.

Insoweit hier zum Grunde gesezet wird, daß Erdichtungen zur angenehmen Erbauung dienen sollen; insoweit hat dieser Begrif seinen guten Grund. Dieses erhellet zur Genüge aus dem III. Capitel, allwo wir nicht nur gezeiget haben, daß es möglich sey, durch Erdichtungen auf eine angenehme und unvermerkte Art zu erbauen, sondern auch bewiesen haben, daß die Poesie keine andere Absicht haben könne, fals sie selbige durch Erdichtungen erreichen soll.

§. 193.

Alle übrige Einschränkungen aber, die in diesem Begriffe vorkommen, sind ungegründet. Erstlich geschiehet es ohne Noth und ohne Grund, wenn man dieses bloß an wahrscheinliche Erdichtungen bindet. Denn wir haben solches nicht allein von Erdichtungen überhaupt bewiesen, ohne dabey auf die Wahrscheinlichkeit zu sehen, sondern auch (§. 142. seqq.) insbesondere gezeigt, daß die Wahrscheinlichkeit nicht allezeit erfodert werde. Und unzähliche würkliche Beyspiele bestätigen dieses. Weiter geschiehet es ohne Grund, wenn man solches nur an gewisse Arten menschlicher Fabeln bindet, und sowohl alle Dichtungsbilder, als viele Gattungen von Fabeln ausschliesset. Wir haben nemlich gesehen, daß man durch Erdichtungen erbauen könne, insoweit sie entweder bedeutend sind, oder Exempel, oder endlich Gespräche enthalten (§. 130. seqq). Wir haben aber auch gesehen, daß Dichtungsbilder bedeutend seyn (§. 124), auch zu Exempeln dienen können (§. 125); und daß alle besagte drey Fälle nicht nur bey dramatischen (§. 129), sondern auch bey erzehlenden Fabeln statt finden, sie mögen seyn, von was vor Gattung sie wollen (§. 126. seqq). Endlich hat man noch weniger Grund, obiges an solche Fabeln zu binden, so nur eine einzige besondere Handlung eines Menschen vorstellen. Dieses erhellet schon aus den allgemeinen Gründen, die wir nur den Augenblick angeführet haben. Weil man aber über dieses noch

noch allezeit steif hält, und sich auf die Gründe des Aristoteles zu stüzen gewohnt ist; so muß ich hievon insbesondere noch etwas weniges gedenken. Wenn Aristoteles diese Sache im VIII. Capitel zu beweisen suchet; so schliesset er ohngefehr folgender gestalt: Alle Fabeln ahmen Handlungen nach. Muß nun bey einer jeden Nachahmung das nachgeahmte allezeit eins seyn; so müssen auch in Fabeln die vorgestellte Handlungen allezeit ihre gehörige Einheit haben. Soll dieses seyn; so muß alles dabey in einander gegründet und unzertrenlich mit einander verknüpft seyn, so daß nichts davon könne versezt oder ausgelassen werden, ohne das ganze zu verändern oder umzustossen. Dieses aber trift man bey vielen verschiedenen zugleich vorgehenden oder auf einander folgenden Handlungen nicht an. Folglich muß man allezeit eine einzige besondere Handlung zur Nachahmung wehlen. Folglich sind alle Fabeln und Gedichte verwerflich, die dieses nicht beobachten, und z. E. Das ganze Leben, und also alle Begebenheiten, Zufälle und Thaten eines Menschen zum Vorwurf haben. Lasset uns sehen, ob dieser Beweis in allem seine Richtigkeit habe. Daß in einer besonderen Nachahmung, so wie in einer jeden Erdichtung, das vorgestellte allezeit eins seyn müsse; dieses kan man nicht läugnen. Wenn es aber weiter heißt, daß Fabeln nur Handlungen nachahmen; so ist hiebey vieles ungegründet. Man wird sich erinnern, daß Aristoteles durch die Nachahmung hier die wahrscheinliche Erdichtung verstehe. Indem er also die Fabel eine Nachahmung

nennet; so schliesset er hiemit alle diejenigen aus, die nicht wahrscheinlich sind. Da wir aber gezeigt haben, daß unwahrscheinliche Erdichtungen nicht nur möglich sind, sondern auch zuweilen eben so viel Frucht schaffen, wie wahrscheinliche; so siehet man deutlich, daß diese Einschränkung unnöthig und ungegründet sey. Indem er noch hinzusezet, daß die Fabel nur auf Handlungen gehe; so gründet er sich hiebey, wie ein jeder leicht einsiehet, auf dasjenige, was er an einem anderen Orte behauptet, daß nemlich alle Nachahmungen nur Handlungen nachahmen. Dieses aber ist falsch. Ein Mahler kan ja einen Garten, ein Gebäude, eine schöne Gegend, ein Thier u. s. f. erdichten, und nach der Wahrscheinlichkeit schildern. Ein Poet kan dasselbe durch Worte verrichten. Wer wolte aber das, so hier nachgeahmt und vorgestellet wird, unter die Handlungen zehlen? Der Begrif von der Einheit, welchen Aristoteles nach diesem zu erkennen giebt, ist nicht zu tadlen: und die neueren Philosophen erklären die Einheit eines Dinges ebenfals durch die Unzertrenlichkeit desjenigen, wodurch dasselbe bestimmet wird. Wenn er aber ferner behauptet, daß dergleichen Einheit nur bey der Vorstellung einer einzigen Handlung statt habe: so kan man dieses unmöglich annehmen. In besagtem Verstande ist alles eins zu nennen, was man sich unter einem Namen und unter einem Begriffe vorstellen kan: und also nicht nur eine einzige besondere Handlung und Begebenheit, sondern auch das ganze Leben eines Menschen, die ganze Historie eines Volks, oder ein Theil davon z. E.

die Zeit so die Reisen, die Gefangenschaft eines Menschen, oder einen langwierigen Krieg eines Volks u.s.f. begreift. Ja wenn man auch darauf insbesondere geht, daß nicht nur alles zusammen gehören müsse, um diese oder jene Sache auszumachen, sondern daß auch alles mit einander verknüpft und in einander gegründet seyn solle, um eins auszumachen: so trift man auch dieses in allen besagten Fällen. Wer aus der Philosophie weiß, wie immer ein Zustand einer Sache seinen Grund in anderen vorhergehenden habe, wird hieran nicht zweifeln. Und alle Beschreibungen und Erzehlungen von dieser Art bestätigen solches. Um eine einzige Handlung begreiflich vorzustellen, muß man zuweilen den Ursprung, die Erziehung, und unzehliche andere Umstände, Zufälle und Begebenheiten derselben Person anführen. Um eine einzige Hauptveränderung eines Staats und die Ursachen derselben einzusehen, muß man sehr weit in die vorige Zeiten zurückgehen, ja man hat zuweilen die ganze Historie des Volks nöthig. Was den Nutzen anlanget, so kan er so wenig diesen Fabeln abgesprochen werden, die einen ganzen Zusammenhang von Begebenheiten vorstellen, als denen, so nur eine einzige Begebenheit oder Handlung zum Vorwurf haben. Wer das III. Capitel mit Aufmerksamkeit gelesen hat, wird dieses ohne Schwierigkeit einsehen. Und will man nicht nach allgemeinen Gründen urtheilen; so sehe man auf würkliche Beyspiele. Würde nicht die Historie der Severamben ein unschäzbahres Buch seyn, wenn der Verfasser sich nicht mehrentheils

mit besonderen Meinungen aufgehalten hätte, die in unseren Staaten nicht anzubringen sind, wenn er sich den Zweck vorgesezt hätte, wozu diese Art der Gedichte fähig ist, wenn er uns in einem Exempel gezeigt hätte, wie ein Staat billig eingerichtet seyn solle, durch was vor Mittel er sich empor bringen müsse u. s. f? Hätte Herr le Sage die herrschenden Laster und Ausschweiffungen so vieler verschiedenen Stände, auf eine bessere Art, entdecken können, als durch die Geschichte eines Menschen, der alle diese verschiedene Stände in seinem Leben durchgeht? Auch des Herrn Prevot l' homme de qualité, der reisende Cyrus, die Ruhe des Cyrus, die Geschichte des Don Quixote, und so viele andere dergleichen Gedichte zeigen, daß man dabey vernünftige Absichten haben und nuzen könne. Aus diesem allen siehet man leicht, daß man die angeführten Gründe des Aristoteles nicht könne gelten lassen.

§. 194.

Die Ursache, warum Aristoteles der Poesie so enge Schranken gesezet, ist leicht zu errathen. Wer gewisse Regeln zuerst in die Form einer Disciplin bringen will, muß selbige gemeiniglich aus der Ausübung nehmen: und wenn die philosophischen Wissenschaften nicht in solchem Stande sind, daß sie ihm allenthalben allgemeine Begriffe darbiethen können, wonach er sich im Nachsinnen richtet, so hat er einzig und allein den Gebrauch zum Führer. So ist es dem Aristoteles auch gegangen. Er hat bey Verfertigung seiner Poetik die gewöhnlichen Gattungen der Poesie

vor

vor Augen gehabt. Dieses waren nun hauptsächlich die Lust- und Trauerspiele, die epischen Gedichte, und einige Loblieder auf ihre Götter, welches auch mehrentheils Menschen waren. Und so war es natürlich, daß er nur sein Absehen mehrentheils auf diese Arten menschlicher Fabeln richtete. Da man weiter in diesen Gedichten nicht durch die hieroglyphische Bedeutung, sondern nur fast allein durch Exempel und Gespräche zu erbauen suchte; und da in diesen Fällen die Wahrscheinlichkeit erfodert wird (§. 143): so darf man sich nicht wundern, daß er allezeit wahrscheinliche Fabeln fodere. Die dramatische Gedichte erfodern immer eine einzige Hauptbegebenheit, und es ist allezeit fehlerhaft, wann darinn zwo oder mehrere verschiedene und nicht zusammen gehörende Handlungen auf einander folgen, oder zugleich vorgestellet werden. In erzehlenden Gedichten aber haben sowohl einzele Handlungen, als ganze Geschichte und Lebensläuffe statt. Nun hatten zwar verschiedene Poeten Gedichte von der letzteren Gattung verfertiget. Keiner aber hatte den Beyfall und den Ruhm erlangt, den Homer sich durch seine Heldengedichte zuwege gebracht hatte. Und dieses waren Gedichte von der ersten Art. Man sahe also diesen Unterscheid vielleicht vor den fürnehmsten Grund an, warum jene nicht so sehr gefallen könten. Man schliesset noch heute zu Tage in dergleichen Fällen, auf eben die Art. Die Regel z. E. von den fünf Handlungen eines Schauspiels hat nicht den geringsten Grund. Indessen schließt man doch: Diese oder jene Comödien und Tragödien, die nicht fünf

Handlungen enthalten, finden schlechten Beyfall: Folglich kan kein Schauspiel gefallen, wenn es nicht aus so viel Handlungen besteht. Auf diese Art ist vielleicht Aristoteles, wie mir sein VIII. Capitel zu vermuthen Gelegenheit giebt, ebenfals in der Meinung bestärkt worden, daß eine einzige Handlung zu einem guten Gedicht gehöre. So leicht aber Aristoteles zu entschuldigen ist, da er hierinn zuerst die Bahn gebrochen; so sehr sind wir zu tadlen, wenn wir ihm in allem folgen, wenn wir uns begnügen, seine Regeln und Säze ins Gedächtnis zu fassen, und dabey bloß stehen bleiben, ohne weiter zu gehen, ohne theils die schon gesezten Begriffe zu verbessern, theils die gelassenen Lücken auszufüllen, ob uns gleich der erweiterte Gebrauch und die glücklichen Umstände in den übrigen Wissenschaften die bequemste Gelegenheit dazu an die Hand geben.

§. 195.

Die Anhänger dieses Aristotelischen Begrifs haben ihn mehrentheils noch mehr verschlimmert: Denn was man bey ihnen veränderliches findet, besteht darinn, daß sie entweder mehr Arten von Fabeln hieherrechnen, oder die Verse, als was nothwendiges, dazusezen, oder endlich der Poesie die Erbauung absprechen, und die blosse unfruchtbahre Belustigung zum Endzweck sezen. Wie ungegründet dieses leztere sey, läßt sich aus dem leicht urtheilen, was wir im III. Hauptstück von der Absicht der Erdichtung ausgeführet haben. Diejenigen, so

die Poesie auf mehr Arten von Erdichtungen und Fabeln ziehen, sind desto mehr zu tadlen, wenn sie dennoch allezeit Wahrscheinlichkeit verlangen: wie aus dem vorigen leicht zu begreiffen ist. Von der Verbindung der Verse mit den Erdichtungen werden wir im folgenden reden und die Ungereimtheit dieser Meinung zeigen.

§. 196.

Der Canzler Baco hat diesen Begrif von allen denjenigen Fehlern gereiniget, die ihm sowohl in seinem Ursprunge und beym Aristoteles selbsten ankleben, als wodurch ihn seine Anhänger noch verschlimmert haben. Erstlich schliesset er keine Erdichtung, sie sey von was vor Gattung sie wolle, von der Poesie aus. Dieses erhellet aus seinen eignen Worten, die wir im I. Abschnitte (§. 70.) angeführet haben, und insonderheit aus seiner Eintheilung der Poesien in erzehlende, dramatische und parabolische. Um ihn aber recht zu verstehen, muß ich vorher eine Anmerkung machen. In der Philosophie hat man zwar denjenigen Unterscheid der Dinge bemerket, worauf sich die Eintheilung der Erdichtungen in Dichtungsbilder und Fabeln (§. 76. seqq.) gründet: und man hat sie in dieser Absicht in res permanentes und successiuas unterschieden. Der Gebrauch im Reden hat uns auch schon längst einigen Unterscheid hiebey angewiesen. So hat die blosse Gewohnheit die Benennung eines facti, einer Begebenheit, an die res successiuas ge-

 bunden:

bunden: wie wir in dem angezogenen Orte schon erinnert haben. Und eben so hat die blosse Gewohnheit die Erzehlung an die Begebenheiten gebunden. Wenn wir hergegen von der Vorstellung der rerum permanentium zu reden haben, so nehmen wir unsere Zuflucht zu dem allgemeinen Namen der Beschreibung. Wie z. E. ein jeder die Thaten und Reisen des Telemachs, Mentors u. s. f. aber nicht den Telemach oder den Mentor selbst unter die Begebenheiten zehlen wird; so wird auch ein jeder sagen, daß Herr von Fenelon die Reisen, Unglücksfälle, Liebesgeschichte des Telemachs erzehle, und daß er den Telemach, die Calypso, ihre Grotte u. s. f. beschreibe. Diesen Unterscheid aber, den uns sowohl die Philosophie, als die gemeine Art zu reden an die Hand giebt, hat man sich in diesen Materien noch nicht zu Nuze gemacht. Man eignet daher oft der Historie die facta, als den einzigen und allgemeinen Gegenstand, und die Erzehlung, als die einzige und allgemeine Beschäftigung zu. Wenn wir nun dieses in den Schriften verständiger und gelehrter Männer finden; so wird ein jeder zugeben, daß man mehr auf ihre Begriffe, als Worte zu sehen habe, und daß man dieses nicht so auslegen müsse, als wenn sie hiedurch die res permanentes und ihre Vorstellung von der Historie ausschliessen wolten. Vom Baco kan dieses noch insbesondere dadurch bewiesen werden, weil er das historische überhaupt dem allgemeinen und dogmatischen entgegen sezt, und also satsahm zu erkennen giebt, daß er die Vorstellung aller einzelen Dingen, sie mögen seyn von welcher Gattung

tung sie wollen, zur Historie rechnet. Und da er die Poesie der Historie an die Seite sezet, und weiter keinen Unterscheid dabey machet, als daß hier würkliche, dort erdichtete Sachen vorgestellet werden; so hat bey seinen Begriffen von der Poesie dasselbe statt. Nach diesen Anmerkungen kan es nicht schwehr fallen, seine angegebene Eintheilung richtig zu erklären. Wer siehet nicht gleich, daß seine dramatische Poesie nichts anders sey, als was wir dramatische Fabeln genennet haben? Wer siehet nicht, daß seine parabolische Poesie sowohl diejenige Dichtungsbilder, als auch diejenige erzehlende Fabeln begreiffe, welche wir oben bedeutend und hieroglyphisch genennet haben? Wer siehet endlich nicht daß seine erzehlende Poesie alle übrige Dichtungsbilder und Fabeln begreiffe, die nemlich nicht bedeutend sind? Da nun alle mögliche Erdichtungen entweder Dichtungsbilder oder Fabeln sind (§. 77); da alle Fabeln sich in erzehlende und dramatische Fabeln theilen (§. 81); da weiter sowohl Dichtungsbilder, als erzehlende Fabeln entweder bedeutend sind, oder nicht (§. 124. seqq.), so siehet man deutlich, daß dieser grosse Mann alle mögliche Arten der Erdichtungen zur Poesie rechne. Er gedenket auch ausdrücklich sowohl einzeler Handlungen und Begebenheiten, als erdichteter Jahrbücher, Lebensläuffe u. s. f. und hiedurch zeiget er, daß er auch von dem abgehe, was wir aus dem VIII. Capitel der Aristotelischen Poetick angeführet haben. Weiter verlangt er nicht allenthalben die Wahrscheinlichkeit. So saget er, daß die Poesie zwar mehrentheils die würkliche

Sachen zum Muster nehme, und oft durch die scheinbahre Aehnlichkeit mit wahren Geschichten betrügen könne, aber auch zuweilen die Gesetze der Natur verlasse, und so weit gehe, daß sie unglaublich wird. Er rechnet weiter Aesopische und andere dergleichen Fabeln zur Poesie, und giebt und billiget auch solche Exempel parabolischer Gedichte, die offenbahre Unwahrscheinlichkeiten enthalten. Ob er nun gleich hiedurch nicht deutlich bestimmet, wie und wenn es erlaubt sey unwahrscheinlich zu dichten; so erhellet doch dieses daraus, daß er die Wahrscheinlichkeit zu keiner allgemeinen und unentbehrlichen Eigenschaft einer Poesie mache. Ferner eignet er der Poesie nicht nur eine unfruchtbahre Belustigung, sondern auch einen grossen Nuzen und eine weitläuftige Erbauung zu: wie seine eigne Worte bey allen dreyen Gattungen der Poesie anzeigen. Endlich verbindet er den gemeinen Begrif und die Verse nicht damit. Er giebt auch selber den Grund an, weil sowohl wahre Geschichte in Versen, als Erdichtungen in Prosa können geschrieben werden. Und so hat er denn freylich alles das vermieden, was wir sowohl beym Aristoteles selber, als bey seinen Nachfolgern auszusezen gefunden haben.

§. 197.

Weil die mehresten Begriffe, wovon wir noch zu reden haben, auf die Zusammensetzung des gemeinen und aristotelischen gehen; so wollen wir hievon mit wenigem handeln. Der gemeine Begrif erfodert Verse; der aristotelische verlangt Erdichtungen. Die

Hauptsache kommt also hiebey auf die Frage an, ob man Verse und Erdichtungen verbindungs- oder trennungsweise zusammen sezen könne, um den Begrif eines Gedichts auszumachen. Die Zusammensezung geschiehet auf dreyerley Art. Einige nennen es eine Poesie, wo beyde Merkmahle zugleich vorhanden sind, und also eine Schrift, die Erdichtungen enthält und in Versen geschrieben ist. Einige nennen sowohl das eine Poesie, was in gebundener Schreibart abgefasset ist, als was Erdichtungen enthält: die Verse mögen im übrigen erdichtete oder unerdichtete Sachen vorstellen, und die Erdichtungen mögen in Prosa oder in Versen geschrieben seyn. Endlich erfodern einige zu einer Poesie entweder Verse allein, oder Verse und Erdichtungen zugleich. Lasset uns sehen, wie viel Grund alle diese Meinungen haben.

§. 198.

Erstlich braucht es wenig Nachdenken, um einzusehen, **daß diejenigen nicht den geringsten Grund vor sich haben, welche sowohl alle gebundene Schriften, als alle durch Worte vorgestellte Erdichtungen zur Poesie rechnen.** Würde man nicht darüber lachen, wenn sich jemand in den Sinn kommen liesse, die Reitkunst mit der Kriegswissenschaft oder die Glaßschleifferkunst mit der Astronomie in ein Systema zu bringen? Würde man dieses nicht ungereimt nennen, weil hier beyde Künste und Lehren von ganz ungleicher Würde und Beschaffenheit sind, und zu ganz unterschiedenen Absichten

sichten dienen, so daß sie auf keine Weise in einen regelmäßigen Zusammenhang zu bringen sind? Wie kan man denn aber darauf fallen, aus der Verskunst und der Wissenschaft durch Erdichtungen zu erbauen eine Disciplin zu machen? Wer nur das wenige ansiehet, was wir davon im vorigen gesagt haben, wird nicht läugnen können, daß die Natur, Beschaffenheit, Würde, Absicht beyder ganz unterschieden sey, und daß sie unter keinen gemeinen Begrif gebracht werden können, als insoweit eins sowohl wie das andere zur Philologie gehöret, und durch Worte geschiehet. Gehören sie aber weiter unter keinen gemeinen Begrif; haben sie weiter keine Gründe gemein: so ist es unmöglich, sie in einen Zusammenhang, in ein Systema, zu bringen; sondern man ist gezwungen, eine jede vor sich insbesondere abzuhandeln. Beyde Künste können also zwar in ein Buch gebracht werden; aber eine Disciplin können sie so wenig ausmachen, wie ein Hase und Löwe, wenn sie zusammen gebunden würden, deswegen ein Thier könnten genannt werden. Wer nur den geringsten Begrif von der Einheit und dem gehörigen Zusammenhange einer Wissenschaft hat; wird hiebey keinen Zweifel übrig behalten.

§. 199.

Wenn man weiter eine Poesie erkläret, daß sie eine Schrift sey, die Erdichtungen, und zwar in Versen vorträgt; so ist solches ebenfals ungereimt. Denn erstlich läßt sich hiebey

bey dasselbe sagen, was wir nur beym vorigen erinnert haben: wie ein jeder von selbsten siehet. Hernach ist solches noch aus einem anderen Grunde verwerflich. Wir haben oben (§. 111.) erinnert, daß sowohl Erdichtungen, als unerdichtete Sachen in Versen eben sowohl, wie in Prosa geschrieben werden können: und sobald man die Absichten der gebundenen Schreibart (§. 148. seqq.), und den Endzweck der Erdichtungen (§. 140.) betrachtet; so erhellet ohne Schwierigkeit, daß man sowohl unerdichtete Dinge in Versen, als Erdichtungen in Prosa zuweilen der Absicht gemäß schreiben müsse. Wenn nun die Verse und die Erdichtung zusammen etwas zur Poesie machen sollen; so schliesset man alle diese Schriften von der Dichtkunst aus, die entweder unerdichtete Sachen in Versen vortragen, oder Erdichtungen in Prosa vorstellen. Aber wo sollen denn diese hingerechnet werden? Wird man nach diesem Begriffe nicht in der Dichtkunst zeigen müssen, was zur gebundenen Schreibart gehöret, wie selbige einzurichten und zu brauchen sey? Wird man nicht darinn lehren müssen, wie man durch Erdichtungen auf eine angenehme und unvermerkte Art unterrichten und überreden könne? Werden also nicht alle gebundene Schriften nach diesen Regeln geschrieben werden, sie mögen erdichtete oder unerdichtete Sachen vorstellen? Werden nicht alle Erdichtungen nach diesen Regeln müssen ausgearbeitet werden, sie mögen in Prosa oder in Versen geschrieben seyn? Werden nun aber die Verse ohne Erdichtung und die Erdichtungen ohne Verse würklich nach

den Regeln einer solchen Dichtkunst gemacht werden müssen: wie kan man denn selbige von der Dichtkunst ausschliessen? Und sollen dieser Art Schriften aus der Zahl der Poesien ausgenommen werden: Wie kan man denn die Regeln, wonach sie ausgearbeitet werden, nirgend anders hinbringen, als in die Dichtkunst? Man siehet also leicht, daß man auch dieser Meinung unmöglich folgen könne: und hiemit haben diejenigen Anhänger des Aristoteles, deren wir kurz vorher gedacht haben, ihre Abfertigung.

§. 200.

Endlich ist die Meinung derjenigen eben so ungegründet und verwerflich, die zu einer Poesie entweder Verse allein oder Verse und Erdichtungen zugleich fodern. Denn erstlich hat hier dasselbe statt, was wir (§. 198.) erinnert haben. Dieser Begrif erfodert ebenfals, daß die Verskunst und die Kunst vernünftig zu dichten eine Disciplin ausmachen, und in einen Zusammenhang gebracht werden soll; welches doch nicht angeht. Hernach findet hier auch statt, was wir nur (§. 199.) angemerket haben. Rechnet man hier gleich alle gebundene Schriften zur Poesie, wenn sie auch unerdichtete Sachen vortragen: so schliesset man doch alle Erdichtungen aus, die in Prosa geschrieben werden, ob sie gleich nach denselben Regeln gemacht sind. Ueber dieses ist sowohl bey dieser, als der vorigen Meinung noch eins zu bemerken, welches niemand leicht gutheissen kan. So sind, nach diesen Begriffen, z. E. die

Ilyas

Ilyas und Odyssee des Homers im griechischen Gedichte: die prosaischen Uebersezungen aber verliehren diesen Namen. Herrn von Fenelons Telemach hergegen wird im französischen kein Gedicht seyn; Neukirch aber hat ihn durch seine Uebersezung zu einer Poesie gemacht.

§. 201.

Nunmehr läßt sich leicht urtheilen, was von dem römischen Begriffe zu halten sey, welchen wir beym Horaz (§. 54), und bey verschiedenen neueren (§. 63. seqq.) angetroffen haben. Aus den angezogenen Oertern ist klar, daß nach diesem Begriffe zwo Gattungen der Poesie gesezet werden, davon die eine nur bloß Verse, die andere Verse und Erdichtungen zugleich erfodert. Da wir nun gezeigt haben, daß diese Art die Poesie zu erklären nicht bestehen könne (§. 200): so ist solches auch zugleich hievon ausgemacht. Die übrige Bestimmungen, so man noch hiebey antrift, daß die Erdichtungen allezeit wahrscheinlich seyn, daß auch erzehlende Fabeln nur allezeit einzele Handlungen vorstellen sollen u. s. f: alle diese Bestimmungen sind nach dem vorigen auch ungegründet. Man siehet also leicht, **daß man diesen römischen Begrif mit keinem Grunde beybehalten könne.**

§. 202.

Wir haben im I. Abschnitte gesehen, daß man sich in neueren Zeiten bemüht habe, diesen Begrif zu ver-

:bessern. In dieser Absicht fodert man zu einer Poe-
Verse und die Nachahmung: man rechnet aber
ht nur mit dem Aristoteles wahrscheinliche Erdich-
ngen, sondern auch die Nachahmung würklicher
achen hieher; damit nicht allein den aristotelischen
ttungen der Gedichte, sondern auch den mehresten
undenen Schriften ein Plaz in der Poesie einge-
ımet werde (§. 69). Diese Verbesserung aber ist
ht zum besten gerathen. Erstlich müsten, nach
sem Begriffe ebenfals die Verskunst und die Kunst
dichten in einen Zusammenhang gebracht werden:
lches doch nicht angeht (§. 198). Hernach wer-
ı hier, wie ein jeder sieht, alle prosaische Erdich-
ıgen, und alle gebundene Schriften, die dogma-
he Sachen vortragen, von der Poesie ausgeschlos-
. Wir haben aber schon angemerkt, daß Erdich-
ıgen zuweilen in Prosa können und müssen geschrie-
ı werden (§. 199). Wir haben auch erinnert, daß
ımatische Sachen eben sowohl, wie historische in
rsen können geschrieben werden (§. 111): und da
Absicht der Verse (§. 148. seqq.) bey dem einen
oohl, wie bey dem anderen kan statt haben; so muß
ın auch zuweilen der Absicht gemäß dogmatische
inge in Versen vortragen (§. 151). Da nun,
ḥ diesem Begriffe, sowohl die Verskunst, als die
ınst zu dichten in der Dichtkunst müste abgehandelt
rden: so gilt hier, in dieser Absicht, eben dasselbe,
s wir oben (§. 199.) angemerket haben. Es er-
let demnach zur Genüge, **daß auch dieser ver-
sserte römische Begrif nicht könne ange-
mmen werden.**

§. 203.

§. 203.

Nach allem dem, was wir bißher gesaget haben, zeigt sich von selbsten, was von den Gottschedischen Begriffen zu halten sey. Die allgemeine Erklärung, die Herr Gottsched selber giebt, kommt in der That mit dem verbesserten römischen Begrif überein (§. 71): und also gilt hievon alles, was wir nur (§. 202.) erinnert haben. Diejenigen Begriffe hergegen, wonach seine critische Dichtkunst ausgearbeitet ist, kommen auf diejenige Zusammensezung des aristotelischen und gemeinen Begrifs hinaus, wovon wir oben (§. 198.) gehandelt haben: und also gilt hier wiederum, was dort ist gesagt worden. Was er noch sonst hinzusezt, von einer besonderen poetischen Schreibart u. s. f. kan auch aus dem vorigen leicht beurtheilet werden. Also sind auch diese Begriffe ungegründet. Niemand denke, daß ich hiedurch diesem gelehrten Manne seinen wohlverdienten Ruhm zu schmälern suche. Ich erkenne vielmehr seine Verdienste, und verehre ihn, wie selbige es erfodern. Niemand verdenkt es ihm vielleicht weniger, wie ich, daß er uns in seiner critischen Dichtkunst keine gründliche und vollkommen systematische Poetik geliefert hat; weil ich die Schwierigkeiten davon einsehe. Ich besinne mich auch nicht, daß er dieses davon rühme. Vielmehr zeigt er ausdrücklich an, daß seine Hauptabsicht sey, alle Begriffe, Meinungen und Regeln der berühmtesten Kunstlehrer zusammen zu tragen, und was man vorher mehrentheils zerstreut und in vielen Büchern

suchen müssen, in eins zu bringen. Ich finde also mehr Ursache den Herrn Gottsched zu entschuldigen, als zu tadlen: und ich weiß nicht, was ich von einigen sonst gelehrten Männern denken soll, die sich öffentlich vor seine Gegner erklären, die ihn aufs empfindlichste verkleinern, die insonderheit von seiner critischen Dichtkunst, als von dem allerelendesten Buche reden, und ihr eine andere entgegensezen; und die doch bey diesem allen die Gottschedischen Begriffe in der That beybehalten. Mich treibt hiebey kein Haß, oder sonst einige unreine Absicht. Der Endzweck dieser Schrift erfodert, daß ich seiner Begriffe gedenke. Ich zeige aufrichtig an, wie ich sie in seinem Buche antreffe. Ich sage mein Urtheil davon; und zeige die Gründe an, warum ich nicht anders denken kan. Und so wird mich niemand tadlen, wenn ich sage, daß **die Gottschedischen Begriffe unmöglich statt haben können.**

§. 204.

Nun müssen wir noch des Begrifs gedenken, welchen Herr Baumgarten gegeben, und welchen wir oben (§. 73.) angeführet haben. Dieser gelehrte Mann nennet ein Gedicht eine vollkommen-sinnliche Rede. Er nennet nemlich sinnliche Vorstellungen, welche von der unteren erkennenden Kraft herkommen. Dieses sind nun sowohl dunkle, als undeutlich-klare: wie ein jeder weiß, und er auch selbst erinnert. Weiter nennet er eine Rede sinnlich, darinn sinnliche Vorstellungen ausgedruckt werden.

Da

Da dunkle Vorstellungen sich gar nicht durch Worte ausdrucken und mittheilen lassen; so bleiben nur die undeutlichen übrig, und eine sinnliche Rede kan also nur im Ausdrucke undeutlicher Gedanken bestehen. Endlich eignet er einer solchen sinnlichen Rede eine Vollkommenheit oder Unvollkommenheit zu, nachdem dabey entweder alles auf die Erweckung sinnlicher Vorstellungen abzielet, oder nicht. Es lassen sich hiebey vielerley Betrachtungen anstellen. Grosse Weitläuftigkeit aber zu vermeiden, wollen wir nur das hauptsächlichste ganz kurz anzeigen. Erstlich soll eine jede Erklärung dienen, die erklärte Sache von allen übrigen allezeit genau zu unterscheiden; und hiezu gehören solche Merkmahle, die leicht und sicher zu erkennen sind. Und dieses, deucht mich, trift man bey dieser Erklärung nicht an. Zwar sind alle klare Vorstellungen entweder deutlich oder undeutlich: und wenn man auf seine eigene Gedanken acht hat, so ist es leicht zu erkennen, ob solche deutlich oder undeutlich sind. Aber von den Gedanken, so ein ander durch Worte ausdruckt, ist solches zuweilen sehr schwehr zu sagen; weil jemand in der That deutliche Gedanken haben, und dennoch nicht im Stande seyn kan, die Deutlichkeit auch im Ausdrucke sichtbahr zu machen, und weil der Leser oder Zuhörer bey deutlich-ausgedruckten Gedanken dennoch undeutliche, und hergegen bey undeutlich-ausgedruckten Gedanken zuweilen deutliche Vorstellungen überkommen kan, nachdem entweder viel Finsternis oder Licht in seinem Verstande ist. Da man auch einen ganz reinen Verstand und

ganz unvermischte deutliche Gedanken unter den Menschen umsonst suchet: so könnte man auf diese Art den Unterscheid der Schriften nicht anders sezen, als daß man mit Herrn Baumgarten eine sinnliche Rede diejenige nennete, darinn lauter undeutliche Vorstellungen ausgedruckt sind, eine vernünftige, die gröstentheils deutliche Vorstellungen ausdruckt, eine gemischte Rede endlich, darinn sich beyderley Vorstellungen ohngefehr die Wage halten. Wer siehet aber nicht, daß dieses Merkmahle und Grenzen seyn, die an sich schwehr zu erkennen seyn würden, wenn auch die vorige Schwierigkeit nicht wäre? Eine jede Erklärung soll weiter dienen, alles übrige von der Sache daraus herzuleiten: und hiebey kennet man den Vorzug fruchtbahrer Erklärungen vor denjenigen, die man müßig und unfruchtbahr nennen kan. Diese, wenn sie sonsten gleich die leichtesten und sichersten Kennzeichen enthalten, sind einem gegrabenen Brunnen ähnlich, der nur an einem Orte zu brauchen ist. Jene gleichen einem Bache, der nicht nur in seiner Quelle nuzet, sondern unzehliche Felder durchströhmet, und allenthalben, wo er hingeleitet wird, Vortheil und Fruchtbarkeit verschaffet. Wie man nun billig allenthalben auf die fruchtbarsten Begriffe zu sehen hat; so ist hier solches insonderheit nothwendig. Denn diese Erklärungen sollen nicht nur dienen, die verschiedenen Gattungen von Schriften zu unterscheiden: sie müssen auch zugleich die Begriffe der Poesie, Redekunst, u. s. f. bestimmen; und eine jedwede von denselben muß notionem directricem abgeben, wo-

nach

nach eine ganze Wissenschaft eingerichtet, und woraus alles soll hergeleitet werden. Da nun in jedem Falle, da ich zu reden oder zu schreiben habe, nicht die Absicht und die Art meines Verfahrens durch die Gedanken, sondern, sowohl die Gedanken als der Ausdruck durch die Absicht determiniret wird (§. 151): so siehet man leicht, daß die Bestimmung der Gedanken hier nicht zureiche, und daß die Erklärungen weit nützlicher und fruchtbahrer seyn werden, wenn man die Merkmahle von den verschiedenen Absichten hernimmt. Ferner muß in Erklärungen niemahls, ohne den wichtigsten Grund, vom Gebrauch abgewichen werden; und am allermeisten hat man sich bey Begriffen ganzer Disciplinen hievor zu hüten (§. 13). Nun kan aber ein jeder leicht sehen, daß dieser Begrif ganz wieder den Gebrauch sey, und daß man nach demselben gezwungen seyn würde, Schriften, die bißher ohne allen Wiederspruch, und zwar mit gutem Grunde, zur Rhetorik gehöret haben, Poesien zu nennen. Denn in den Fällen, da ein Redner Zuhörer vor sich hat, bey denen er durch den Verstand seine Absicht nicht erreichen kan, muß er seine Zuflucht zu ihren Affekten nehmen: und daher sind ganze Reden, die keine andere Absicht haben, als die Bewegung gewisser Leydenschaften. Diese würden aber nothwendig Gedichte zu nennen seyn; weil sie sich bloß mit der Erregung undeutlicher Vorstellungen beschäftigen. Endlich läßt es sich deutlich beweisen, daß man in allen Schriften, die man gemeiniglich sowohl zur Redekunst, als zur Poesie rechnet, der Absicht gemäß bald

deutliche, bald undeutliche Vorstellungen ausdrucken und erwecken müsse: und also kan man ihnen unmöglich lauter undeutliche zueignen. **Demnach wird man auch wohl diesen Begrif des Herrn Baumgartens, mit keinem Grunde beybehalten können.**

§. 205.

Nachdem wir alle Begriffe, so in einige Betrachtung kommen, untersuchet, und den Wehrt eines jeden gesehen haben; so kan es nicht schwehr fallen, eine geschickte Wahl zu treffen. Alle Begriffe, die ihrer gehabten oder noch währenden Herrschaft halber, oder wegen des Ansehens ihrer Urheber untersucht zu werden verdienen, sind: der gemeine, der aristotelische, der römische, der verbesserte gemeine, der verbesserte römische, der Baconische, und endlich der Gottschedische und Baumgartische: wie der ganze I. Abschnit solches zeiget. Der verbesserte gemeine kan durchaus nicht angenommen (§. 189. seqq). Der römische ist ebenfals ungegründet (§. 201). Der verbesserte römische ist nichts besser (§. 202). Der Begrif des Aristoteles sowohl, als seiner mehresten Nachfolger hat auch seine Fehler (§. 191. seqq.) Endlich können die Begriffe des Herrn Gottscheds sowenig (§. 203), als des Herrn Baumgartens, mit gutem Grunde beybehalten werden (§. 204). Demnach bleibt nur der gemeine und der Baconische Begrif übrig. Wenn man nun in Betrachtung ziehet, was wir sowohl vom gemeinen (§. 184. seqq.) als von

des

des Bacons Begriffe (§. 196.) gezeiget haben: wird man nicht zweifeln, daß dieser einen ungemeinen Vorzug vor jenem habe. Da also beyde auf keine Art zu vereinigen sind (§. 197.seqq); und man gezwungen ist, denjenigen zu wehlen, der den grösten Grund hat, und den andern fahren zu lassen (§. 14): so ist **wohl unstreitig, daß man den Aristotelischen, so wie ihn Baco verbessert hat, vernünftiger Weise wehlen müsse.**

§. 206.

Vielleicht möchte jemand einwenden, daß es wohl möglich seyn könnte, noch einen bessern Begrif ausfündig zu machen, wenn man sich nicht an diese bestimmte Zahl gewöhnlicher Erklärungen bönde. Lasset uns dieses untersuchen. Ein Gedicht ist eine Art von Reden oder Schriften, und es druckt allezeit gewisse Gedanken durch Worte aus. Es muß sich also, wie alle übrige Gattungen der Schriften, entweder bloß durch den Ausdruck, ohne Absicht auf die Gedanken, oder bloß durch die ausgedruckte Gedanken, oder endlich durch beydes zugleich unterscheiden.

Siehet man bloß auf die Worte, ohne einige Absicht auf die Gedanken zu haben, so findet man nichts, als gewisse Thöne unseres Mundes: und in dieser Absicht können sich Reden und Schriften nicht anders unterscheiden, als insoweit sie angenehm oder unangenehm ins Ohr fallen, und also entweder durch den Wohl- oder Uebelklang (§. 93). Da nun ein jeder zugeben wird, daß ein Gedicht sich nicht durch

den Uebellaut unterscheide; so müste es sich in diesem Falle durch die Art des Wohlklangs unterscheiden. Da nun aller Wohlklang einer Menge auf einander folgender Thöne, und also auch einer Rede entweder vom Wohllaut einzeler Thöne, oder von der Ordnung derselben herkommet (§. 97. seqq); da keine solche Ordnung in unserer Rede statt hat, als im Absehen auf die Quantität, oder auf die Reime (§. 107); da endlich die Schreibart gebunden ist, wo besagte Ordnung herrschet, prosaisch hergegen, darin keine solche durchgängige Ordnung ist (§. 108. seqq): so theilen sich alle Schriften, im Absehen auf die Art des Wohlklangs, in prosaische und gebundene. Nun werden täglich viele Schriften in Prosa abgefaßt, die doch niemand deswegen unter die Poesien rechnet. Es kan also die ungebundene Schreibart nicht das Merkmahl eines Gedichts abgeben. Vielmehr müste sich eine Poesie durch die gebundene Schreibart unterscheiden, fals der Hauptunterscheid derselben auf dem blossen Ausdruck beruhen solte. Dieses giebt den gemeinen Begrif.

Unsere Gedanken sind nichts anders, als gewisse Vorstellungen von Sachen in unserer Seele, deren wir uns bewust sind. Folglich können sie nicht weiter unterschieden seyn, als entweder in Absicht auf die vorgestellte Sachen, oder in Absicht auf die Art der Vorstellung. Wenn sich also ein Gedicht durch die ausgedruckte Gedanken unterscheiden soll; so muß dieses entweder durch die Sachen, oder durch die Art der Vorstellung, oder endlich durch beydes zugleich geschehen.

schehen. Was die Sachen anlanget, so sind selbige entweder historisch, oder dogmatisch: und das historische theilet sich in Erdichtungen und die Historie insbesondere. Der blosse Vortrag des dogmatischen so wohl, als des historischen insbesondere kan nicht das Merkmahl einer Poesie abgeben; weil er bey hundert Schriften angetroffen wird, die deswegen niemand zur Dichtkunst rechnet. Und so bleiben nur die Erdichtungen übrig. Nachdem man nun alle, oder nur gewisse Arten der Erdichtung annimmt; so entstehen hieraus die Begriffe, die Aristoteles, einige seiner Nachfolger, und der Canzler Baco gegeben haben. Der blossen Vorstellung nach, ohne Absicht auf die vorgestelte Sachen, sind unsere Gedanken entweder dunkel, oder klar, undeutlich, oder deutlich, lebhaft oder nicht lebhaft, u. s. f. Dunkle Vorstellungen können gar nicht durch Worte ausgedruckt werden: und also kan sich keine Art Schriften, folglich auch kein Gedicht dadurch unterscheiden. Alle übrige Arten zu denken, die hier in Betrachtung kommen, finden nicht nur in Schriften, die man zur Poesie rechnet, sondern auch anderwerts eben so gut statt: man mag auf den Gebrauch, oder auf Gründe sehen. Und wir würden hier also gar keinen möglichen Begrif angeben können, der eine gewisse Art zu denken zum Merkmahl einer Poesie machte, wenn nicht Herr Baumgarten die besagte Erklärung gegeben hätte. Da man auch, nach den besonderen Absichten, bald deutlich, bald undeutlich, bald lebhaft, bald nicht lebhaft u. s. f. schreiben muß, man mag Erdichtungen, oder Hi-

storien, oder allgemeine Säze und Lehren vorzutragen haben: so läßt sich auch, mit Grunde, kein Begrif sezen, darinn eine Poesie sich durch die vorgetragene Sachen, und die Art zu denken zugleich unterscheidet.

Solte sich endlich eine Poesie durch den Ausdruk und die ausgedrukte Gedanken zugleich unterscheiden; so müsten solche Begriffe aus Zusammensezung der bißher angegebenen einfacheren Merkmahle entstehen. Und hieraus sind auch die übrige Erklärungen entstanden, die wir angetroffen haben. So haben einige die gebundene Schreibart und gewisse Arten der Erdichtung theils verbindungs- theils trennungsweise zusammen gesezt; so haben andere die wahrscheinliche Erdichtung und das historische insbesondere unter dem Namen der Nachahmung zusammen genommen, und die Verse damit verbunden u. s. f. Da aber weder das dogmatische, noch das historische, weder das erdichtete, noch das unerdichtete an die prosaische oder gebundene Art zu schreiben, oder an eine gewisse Art zu denken allein gebunden werden kan; so siehet man nicht allein, daß alle diese Begriffe deswegen ungegründet sind; es erhellet auch zugleich daraus, daß dieses keine andere Begriffe geben kan, die Grund hätten.

Es fält also auch die Einbildung weg, daß man vielleicht noch einen ganz anderen und besseren Begrif von der Poesie geben könnte. Und hieraus fliesset ferner, daß der besagte Begrif des Baco nicht nur unter den angegebenen Ideen, sondern überhaupt der beste sey.

§. 207.

§. 207.

Wenn wir nun die Begriffe dieses grossen Mannes annehmen, und selbige nach unseren oben gemachten Regeln ausdrucken wollen: so ist die Dichtkunst **eine Wissenschaft durch Erdichtungen auf eine unvermerkte Art zu erbauen: und alle Reden und Schriften, welche durch Erdichtungen unvermerkt zu erbauen suchen, sind Gedichte.**

§. 208.

Wir nennen die Dichtkunst **eine Wissenschaft**, und nehmen hiebey dieses Wort im gewöhnlichen Verstande, nemlich vor die Fertigkeit zu demonstriren. Die Dichtkunst enthält die Regeln eines guten Gedichts, und soll uns theils zur Verfertigung, theils zur Beurtheilung der Poesien dienen. Nun wird ein jeder zugeben, daß die Erkänntnis dieser Regeln billig so müsse beschaffen seyn, daß man sowohl bey Verfertigung eigener, als bey Beurtheilung fremder Gedichte vor der Gefahr zu irren gesichert seyn könne. Soll dieses seyn; so wird Gewisheit erfodert. Und soll man alles mit Gewisheit einsehen: so muß man im Stande seyn, solches aus festen Gründen unwiedersprechlich darzuthun, d. i. man muß es demonstriren können. Wenn man also die Dichtkunst in ihrer Vollkommenheit erklären will; so hat man guten Grund, sie eine Wissenschaft zu nennen. **Die Erbauung** begreift sowohl die Belehrung, als die

Ueberredung, wenn beydes zum guten geschiehet. Wir bedienen uns dieses gewöhnlichen Ausdrucks desto lieber, weil er seiner ordentlichen Bedeutung und dem klaren Begriffe nach, den man gemeiniglich damit verknüpft, beydes in einem Worte zusammen faßt, und noch eine Bestimmung hinzufüget, die unseren Gründen gemäß ist. Wir haben bewiesen, daß die Absicht der Dichtkunst dem Naturrechte gemäß seyn müsse (§. 116). Da wir also gesehen haben, daß selbige, fals sie in Erdichtungen besteht, keinen anderen Endzweck haben könne, als die unvermerkte Belehrung und Ueberredung (§. 140): so ist klar, daß hier beydes allezeit auf einen guten Zweck abzielen müsse. Was sonsten noch zum Verstande der gegebenen Erklärung dienet, wird einem aufmerksamen Leser alles aus dem vorhergehenden bekannt seyn.

§. 209.

Es ist nicht genug, einen Begrif festzusezen: man ist auch vor allen Dingen verbunden, seine Möglichkeit und Realität zu beweisen. Dieses kan uns hiebey nicht schwehr fallen. Daß Erdichtungen möglich sind, erhellet sowohl aus der Erfahrung, als aus den (§. 81.) angezogenen Oertern. Da wir nun gezeigt haben, daß es angehe, durch Erdichtungen auf eine unvermerkte Art zu belehren und zu überreden (§. 124. seqq); da niemand zweifeln wird, daß hiebey gute Absichten statt haben: so ist klar, daß man durch Erdichtungen erbauen könne (§. 208). Da man hiebey, wie sonsten allezeit, nach gewissen

Regeln

Regeln handelt; da man diese Regeln erkennen und sich vorstellen kan (§. 5): so ist freylich eine Disciplin und eine Erkenntnis der Regeln möglich, wonach man erbaulich dichten muß. Ist endlich hier, wie allenthalben, ein zureichender Grund vorhanden, und läßt sich derselbe anzeigen: so ist auch eine Wissenschaft hievon möglich (§. 208). **Demnach ist denn eine Dichtkunst, wie wir sie erkläret haben, möglich** (§. 207).

§. 210.

Bey den mehresten Begriffen haben wir dieses beobachtet, daß sie theils die angegebenen Merkmahle nicht genugsam bestimmen, und theils wiederum in einigen Stücken allzu sehr einschränken. Von diesen Fehlern ist die gegebene Erklärung frey. Erstlich ist darinn alles genugsam determiniret. Es kan neimlich darinn nichts bestimmt werden, als die Absicht, das Mittel, und die Art der Erkenntnis (§. 12). So bald man aber den gegebenen Begrif ansiehet, so ist klar, daß durch die Wissenschaft die Art der Erkenntnis, durch die Erdichtungen das Mittel, und durch die unvermerkte Erbauung die Absicht bestimmet werde (§. 207). Zum anderen ist hier auch keine Bestimmung und Einschränkung ohne Grund vorhanden. Warum die Erkenntnis billig gründlich und eine Wissenschaft seyn müsse, haben wir (§. 208) gezeiget. Warum wir nur überhaupt Erdichtungen fodern, und keine Art ausschliessen, davon kan man den Grund leicht aus dem erkennen, was wir im III.

Capitel

Capitel und (§. 193.) gesagt haben. Daß man hier endlich keine andere Absicht angeben könne, als die unvermerkte Erbauung, dieses ist auch im vorigen (§. 140. 208.) bewiesen. **Demnach ist freylich in diesem Begriffe alles satsam bestimmet, und doch nichts ohne Grund eingeschränket.**

§. 211.

Man hat gemeiniglich die Meinung von einer Poesie, daß sie das allerangenehmste unter allen Schriften sey. Diese Vorstellung leydet bey obigem Begriffe nichts. Eine Rede oder Schrift kan angenehm seyn, entweder den Thönen und Worten, oder den Gedanken, oder endlich den Sachen nach. Aus dem, was wir im vorigen hie und da erinnert haben, wird ein jeder leicht begreiffen, daß die zwo ersten Arten der Annehmlichkeit eben sowohl in einem Gedichte, als anderwärts, statt haben. Die dritte Gattung aber gehöret, nach diesem Begriffe, vor allen andern, einer Poesie zu. Alle übrige Schriften haben entweder ihre vorgeschriebene Materien, oder, wo ja dabey noch einige Wahl statt findet, so müssen es doch entweder gewisse allgemeine Säze, Lehren und Schlüsse seyn, deren freyer Vortrag nur einigen geübten Geistern gefallen kan, oder, wenn es was historisches ist, so sind sie doch an das wahre und würkliche gebunden. Ein Poet aber, wei er dichtet, hat seine Materie vollkommen in seine Gewalt. Er kan alles so schön, fürtreflich und ein-

nehmen

nehmend schildern, daß es gefallen muß. Es liegt bloß an ihm, seinen Lesern die angenehmsten Gegenden, Personen und Begebenheiten vorzustellen. Alles, was die Natur in ihrem Umkreise hat, was unsere Sinnen belustigen, das Blut in Wallung sezen, den Geist beschäftigen, und das Herz erheben kan: alles dieses steht zu seinen Diensten. Ja seine Freyheit zu dichten streckt ihre Grenzen weit über das Land der Würklichkeit und der Natur hinaus. Wo also diese, in besagter Absicht, einen Mangel spühret, da ist es ihm leicht, selbigen zu ersezen. Es kostet ihm wenig Mühe, die brennende Wüste mit Quellen und Flüssen zu bewässern, die unfruchtbahren Hügel mit Graß und Bäumen zu bekleiden, die unbewohnten Wälder und rauhesten Einöden mit allerhand Geschöpfen zu füllen und zu bevölkern. Kurz was nur eine Ursache des Vergnügens abgeben kan, das kan ein Poet zu seiner Materie wehlen, oder doch selbige damit ausschmücken. Hat nun hier eine Poesie, im Absehen auf die Sachen, vor allen anderen Schriften so vieles voraus; und hat dabey alle übrige Annehmlichkeit statt, die eine andere Schrift haben kan: so ist klar, **daß eine Poesie, in besagtem Verstande, vor allen anderen Schriften, der grösten Anmuth fähig sey.**

§. 212.

Die Dichtkunst ist, nach dieser Erklärung, auch keine unnüze und unfruchtbahre Wissenschaft: vielmehr

vielmehr gewähret sie uns viele und wichtige Vortheile. Sie weiß die bittersten Warheiten beliebt zu machen, und ihnen einen Eingang zu verschaffen. Sie weiß uns durch eine unsichtbahre Gewalt auch wieder unseren Willen zu lenken. Sie weiß sich unserer Schwachheit zu unserem eigenen Vortheile zu bedienen, und sie macht, daß wir unser Wohl in der That befördern, indem wir unser Vergnügen zu suchen meinen. Diesen ihren Nuzen äussert sie nicht nur bey einer gewissen Gattung der Menschen, sondern bey allen ohne Unterscheid. Sie ist sowohl vor gelehrte, als ungelehrte, sowohl vor das männliche, als weibliche Geschlecht. Sie kehret nicht nur in die niedrige Bauerhütten und Bürgerhäuser ein: sie dringet auch in die Palläste der Grossen dieser Welt. Und allenthalben übet sie ihre Herrschaft aus, ohne sich verhaßt zu machen. Ja sie breitet ihre Gewalt nicht nur über einzele Personen, sondern über ganze Gesellschaften und Völker aus. Bey ganzen Völkern ist sie im Stande, gewisse Vorurtheile, Gewohnheiten und Laster zu schwächen und abzubringen, gewisse Warheiten hergegen, gewisse Neigungen und Tugenden einzupflanzen und allgemein zu machen. Wer wolte also läugnen, **daß, nach diesem Begriffe, die Poesie einen grossen und weitläuftigen Nuzen habe.**

§. 213.

Man kan diese Betrachtungen noch weiter

fortsezen, und mit gutem Grunde behaupten, daß **die Dichtkunst, in diesem Verstande, eine nothwendige und unentbehrliche Wissenschaft sey.** Alle übrige Künste und Schriften zielen auch zwar auf die Erbauung anderer ab, oder sie sollen doch billig keinen anderen Endzweck haben. Sie brauchen aber hiebey keine Künste, ihre Absicht zu verheelen; sondern thun alles frey und offenbahr. Die mittheilende Schriften sind also einem Führer ähnlich, der bereit stehet, einem jeden den Weg zu weisen, der sich nur bey ihm Raths erhoholen will. Diejenige aber, so die freye Ueberredung zur Absicht haben, kan man einem Manne vergleichen, der jedem unter die Augen geht, um ihn mit Gewalt auf den rechten Weg zu bringen. Nun giebt es aber viele unbesonnene Seelen, die keinen Wegweiser verlangen, und sich demjenigen mit Zorn wiedersezen, der sie zwingen will, ihre Wolfahrt zu befördern. Es giebt Fälle, da durchaus keine freye Belehrung und Ueberredung Plaz findet (§. 136. seqq). Hier können also alle besagte Schriften nichts ausrichten. Hier könnte auf keine Weise Rath geschaft, und die Wolfahrt der Menschen beobachtet werden, wenn nicht die Dichtkunst im Stande wäre, auch da zu erbauen, wo kein freyer Vortrag statt hat (§. 207). Aber, wo die Gewalt aller übrigen Künste ihre Grenzen findet, da fängt die Dichtkunst erst recht an, ihre Kraft und Herrschaft zu zeigen. Sie ist einer Zauberin ähnlich, die alles ausrichten kan, weil ihr alles zu

Gebote steht, und die niemahls ihre Absichten entdecket, um selbige desto sicherer zu erreichen. Wenn wir keinem Geschichtschreiber, Lehrer oder Redner unser Ohr gönnen; so finden sich, auf ihren Wink, ganz andere Personen zu uns auf dem Wege, welche uns nur zur Gesellschaft zu dienen scheinen, ob sie gleich mit jenen einerley Absichten haben. Die ganze Strasse, die wir zu wandern haben, scheinet auf ihren Befehl ein Schauplaz zu werden, da alle Geschöpfe gleichsam in die Wette auftreten, um uns zu beschäftigen. Menschen, Thiere, Bäume, Felsen, alles, was uns umgiebet, wird lebendig, vernünftig, beredt, um uns, dem Ansehen nach, zu belustigen, aber doch, in der That, zu erbauen. So bald sie uns auf dem Wege des Verderbens erblicket; so sorget sie davor, uns durch traurige und schreckliche Gesichter und Beyspiele die Gefährlichkeit der Strasse bekant zu machen. Wer wolte nicht umkehren, wenn seine Vorgänger, in seinem Gesichte, von wilden Thieren zerrissen, von Mördern erschlagen, von der Erde verschlungen werden? Und was vor Mittel hät sie nicht, uns auf dem rechten Wege zu erhalten, und uns im Guten zu befestigen. Sie giebt unseren Augen gleichsam die Kraft, ins künftige zu sehen. Himmel und Hölle scheinet sich zu näheren, um uns die Glückseeligkeit der Guten, und die Quaalen der Bösen zu zeigen. Sie bringet die Todten aus den Gräbern hervor, um uns mit Nachdruck zu belehren. Und so ist die einzige

Dichtkunst nur im Stande, uns auch wieder unser Wissen und Wollen zum wahren und guten zu führen. So ist die einzige Dichtkunst nur im Stande, da unsere Wolfahrt zu befördern, wo alle übrige Künste unkräftig werden. Wer kan also die Nothwendigkeit dieser Wissenschaft läugnen?

§. 214.

In diesem Verstande verdienet die Poesie alle Hochachtung, so man jemahls davor gehabt hat. Wir haben gesehen, daß selbige uns grosse und wichtige Vortheile verschaffe, und einen sehr weitläuftigen Nuzen habe. Und wer der Sache ein wenig kundig ist, wird leicht einsehen, daß keine geringe und gemeine Fähigkeit zureiche, den Namen eines solchen Dichters zu erlangen. Es gehöret ein la Fontaine, ein de la Motte dazu, um die Menschen gleichsam spielend zu unterrichten. Es gehöret ein Fontenelle dazu, um Warheiten allgemein zu mechen, die von den gewöhnlichen Gedanken so weit entfernet, und dem grösten Haufen unangenehm und unbegreiflich sind. Ein Cervantes, ein Moliere muß es seyn, der ganze Städte und Völker bewegen, und gewisse eingewurzelte Vorurtheile und Laster hemmen will. Ein Homer, ein Virgil, ein Addison, ein Steele u. s. f. können nur, dem gemeinen Leben, dem Staat, der Religion zum besten, etwas grosses und wichtiges, auf diese Art, ausrichten. Sind

nun, wie wir schon erinnert haben, die erförderliche Fähigkeit und der Nuzen einer Kunst die Gründe, wonach man sie zu schäzen hat: so verdienet freylich in solchem Verstande die Poesie keine geringe Hochachtung.

§. 215.

Endlich, und welches ich vor das fürnehmste rechne, so giebt diese **Erklärung der Dichtkunst der ganzen Philologie eine gute und ordentliche Einrichtung.** Wir erklären die Philologie durch die Wissenschaft alles dessen, was durch Worte möglich ist, insoweit sie Mittel der Mittheilung abgeben (§. 8). Man nimmt nemlich dieses Wort, in unseren Tagen, nicht mehr, wie es vor Zeiten ist genommen werden. Man nennet sie gewöhnlicher Weise Scientiam orationis, die Wissenschaft der Worte oder der menschlichen Rede. Ich schränke dieses Objekt etwas näher ein, und füge hinzu, daß die menschliche Rede oder die Worte hier nur betrachtet werden, insoweit sie zur Mittheilung dienen. Denn was durch Worte geschiehet, das geschieht nicht allezeit in Ansehung anderer, sondern auch zuweilen in Ansehung unser selbst. So sind sie uns zur Vorstellung der Sachen, in unserer Seele, behülflich, indem sie oft die Stelle der Sachen in Gedanken vertreten, indem sie zur Geschwindigkeit der Gedanken, zur Absonderung, zur deutlichen, zur allgemeinen Erkennt-

nis

nis u. s. f. dienen. Alle diese Betrachtungen aber gehören zur Philosophie, und müssen also billig von der Philologie ausgeschlossen werden. Niemand rechnet sie auch in der That hieher, ob man es gleich in der Erklärung nicht ausdruckt. Also geht obiger Begrif nicht im geringsten vom Gebrauch ab. Er hat auch über dieses die Vernunft auf seiner Seite. Man kan allen Künsten und Wissenschaften, die zur Gelehrsamkeit gehören, keine andere allgemeine Absichten zueignen, als 1) die Erkenntnis, der Sachen selbst, und 2) die Mittheilung, im weitläuftigsten Verstande genommen. Diese Mittheilung geschiehet auf mancherley Art, und hauptsächlich durch Worte und Bilder. Alle diese Arten haben einige Gründe gemein, weil sie unter einen allgemeinen Begrif gehören. Im übrigen aber sind sie doch so sehr unterschieden, daß die besondere Regeln davon nicht zugleich und in einem Zusammenhange können abgehandelt werden: wie ein jeder leicht begreiffen wird, so bald er nur die Künste der Mahler, Bildhauer, Steinmetzen u. s. f. gegen die Künste der Rede hält. Also hat man freylich Grund, alle die Wissenschaften, die mit der Vorstellung durch Worte zu thun haben, zusammen zunehmen, und einen Haupttheil der Gelehrsamkeit daraus zu machen. Ist nun die Philologie eine Wissenschaft alles dessen, was durch Worte, als Mittel der Mittheilung, möglich ist; ist in dieser Absicht durch Worte nichts möglich, als die blosse Mittheilung (im engeren Verstande)

